

THOMAS MANN JAHRBUCH

Band 10

1997



Vittorio Klostermann · Frankfurt am Main

THOMAS MANN JAHRBUCH · BAND 10

THOMAS MANN JAHRBUCH

Band 10

1997

Begründet von
Eckhard Heftrich und Hans Wysling

Herausgegeben von
Eckhard Heftrich und Thomas Sprecher
unter Mitarbeit von Ruprecht Wimmer



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

Herausgegeben in Verbindung mit der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft
Sitz Lübeck e.V. und der Thomas Mann Gesellschaft Zürich

Redaktion und Register:
Eva Schütz und Birgit Lindner
(Katholische Universität Eichstätt, Ostenstraße 26-28, 85072 Eichstätt)

© Vittorio Klostermann GmbH Frankfurt am Main 1998

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photo-mechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

Satz: Fotosatz L. Huhn, Maintal

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Printed in Germany

ISSN 0935-6983

Inhalt

Vorwort	9
Vorträge, gehalten an der Zürcher Jahresversammlung 1996	
Rüdiger Görner: Zauber des Letzten. Thomas Mann im spätbürgerlichen Zeitalter	11
Frido Mann: Das Verhältnis von Thomas Mann und seiner Familie zu Deutschland	27
Vorträge, gehalten am Lübecker Kolloquium 1996	
Albert von Schirnding: „Abdankung“ – Phantasie über ein Thema Thomas Manns	37
Volker Hage: Mit <i>Don Quijote</i> nach Amerika. Über Thomas Manns ‚Seitensprung‘ im Jahre 1934	53
Eckhard Heftrich: Joseph in der Fremde	67
Abhandlungen	
Dieter Borchmeyer: Politische Betrachtungen eines angeblich Unpolitischen. Thomas Mann, Edmund Burke und die Tradition des Konservatismus	83
Peter Grossardt: Ein kretischer Seefahrer, Odysseus und Joseph. Zur Verankerung des Hermes-Motivs im vierten Teil von Thomas Manns Roman <i>Joseph und seine Brüder</i>	105

Friedhelm Marx: „Die Menschwerdung des Göttlichen“. Thomas Manns Goethe-Bild in <i>Lotte in Weimar</i>	113
Michael Neumann: Ein Bildungsweg in der Retorte. Hans Castorp auf dem Zauberberg	133
Jens Rieckmann: „In deinem Atem bildet sich mein Wort“: Thomas Mann, Franz Westermeyer und <i>Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull</i> . . .	149
Hinrich Siefken: Thomas Manns „Dienst an der Zeit“ in den Jahren 1918-1933	167
Ruprecht Wimmer: „... mit dem Herausgeber und Vollstrecker nach Gutdünken umgehen mochten.“ Gedanken zu einer Edition des <i>Doktor Faustus</i>	187
Rezension	
Peter de Mendelssohn: Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann (Thomas Sprecher)	203
Miszelle	
Dieter Kuhn: Thomas Mann und Arno Schmidt. Zu einer Notiz in den Tagebüchern	207
Dokumente	
Gert Heine: Zwei schwedische Rundfragen aus dem Jahre 1921	211
Inge Jens: Korrekturen und Nachträge zur Edition von Thomas Manns Tagebüchern	213
Thomas Neumann: ... fast ein Frühstück bei Goethe. Thomas Mann und die Goethe-Woche in Weimar	237
Thomas Sprecher und Ernst O. Wiethoff: Thomas Manns letzte Krankheit	249
Große kommentierte Frankfurter Ausgabe	277

Anhang

Siglenverzeichnis	281
Thomas Mann: Werkregister	283
Personenregister	285
Die Autorinnen und Autoren	295
Auswahlbibliographie 1994-1996	297
Mitteilungen der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, Sitz Lübeck e.V.	313
Mitteilungen der Thomas Mann Gesellschaft Zürich	315

Vorwort

Vom 24.-27. Oktober 1996 fand in Lübeck ein weiteres, von der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft in Verbindung mit der Hansestadt Lübeck und dem Heinrich- und Thomas Mann-Zentrum veranstaltetes Kolloquium statt. Das Thema lautete: „Schriftsteller und Kritiker zu Thomas Mann“. Drei der dabei gehaltenen Vorträge konnten für den Abdruck in diesem Jahrbuch gewonnen werden.

Wir beginnen mit der von vielen Lesern seit längerem gewünschten Auswahlbibliographie, die regelmäßig fortgesetzt werden soll.

Während des Erscheinens der Tagebücher von Thomas Mann bot der jeweils letzte Band die Möglichkeit für Corrigenda und Nachträge. Mit dem Abschluß der von Inge Jens betreuten Edition der Tagebücher entfiel die Möglichkeit der laufenden Veröffentlichung innerhalb der Ausgabe. Die Publikation der inzwischen nötigen Ergänzungen im vorliegenden Jahrbuch macht sie dem großen Kreis der auch am Detail interessierten Leser zugänglich.

Die Herausgeber

Rüdiger Görner

Zauber des Letzten

Thomas Mann im spätbürgerlichen Zeitalter

I

Im Danach zu leben, als Nachgeborener, hat einen – paradox gesagt – lähmenden Reiz: Man orientiert sich allenfalls an den Minuten *nach* Zwölf, wissend, daß es für vieles längst zu spät ist. Wir haben uns im Postmodernen – gleich recht wie schlecht – eingerichtet und betätigen uns – absurd genug – als Nachlaßverwalter einer geistigen Tradition, die andere bereits als „enterbt“ diagnostiziert haben.

Erstmals hat in unserer Zeit eine Präposition Epoche gemacht: Das *Nach*, rein zeitlich verstanden übrigens, und ganz und gar um seinen richtungsweisenden Sinn gebracht, dieses Nach gefällt durch seine Aura des Amorphen, Unverbindlichen. Um einen Vers Brechts abzuwandeln: Der bitter-ironisch Lächelnde hat die furchtbare Nachricht lange schon empfangen und sich daran gewöhnt, mit ihr zu leben. Ihren genauen Inhalt erfragt er nicht neu; er beläßt es bei ihr.

Metaphysische Fragen, die Erste und Letzte Philosophie, zählen anscheinend nicht weiter im Danach, wo es keinen eigentlichen Anfang und kein unabdingbares Ende mehr geben mag. Das Unwiederbringliche, um Fontanes bedeutendes Wort zu gebrauchen, sieht sich durch das Prinzip Wiederholung und die Stundung der Zeit samt allenthalben betriebener Geschichtsvergessenheit entwertet.

Ganz unbekannt ist dieses Phänomen jedoch nicht; man bedenke, daß beide, Nietzsches Entdeckung der ewigen Wiederkunft des Gleichen und Fontanes novellistisches Konstatieren des Unwiederbringlichen, dem selben Zeitabschnitt angehörten. Und zudem vergegenwärtige man sich, daß gerade Thomas Mann, der späte zumal, von jenem Spannungsgefüge bedingt gewesen war: Vom Wesen des Mythos als immerwährender Wiederholung archetypischer Situationen in einer Art „zeitloser Immer-Gegenwart“, wie er sich, sein *Joseph*-Epos erklärend, ausgedrückt hat,¹ und der geschichtsbelasteten Wirklichkeit, aber auch des unwiderruflichen Verlorengehens von Werten und Idealen.

In unserer Zeit irrlichten die entwerteten Werte von einst wieder umher, wenn auch in hybrider Form; denn im Danach hat auch das *Neo* Konjunktur,

das Pseudo-Neue, das sich an den gefährlichen Spielarten des Nationalismus ebenso versucht wie am kulthaft Spirituellen. Thomas Mann erlebte und reflektierte ihn noch, diesen Zustand nach dem Ende der Moderne, zu deren abschließender novellistischer Steigerung er vor allem durch den *Zauberberg* und *Doktor Faustus* entscheidend beigetragen hatte. Seine späte erzählerische und essayistische Prosa, seine Briefe und Tagebuchaufzeichnungen nach dem *Faustus* lassen erkennen, wie nachhaltig er den drohenden Zerfall der traditionsgebundenen Zusammenhänge von einst gespürt hat.

Hermann Hesse gegenüber zitierte er im Juni 1952 aus Goethes letztem Brief den Satz: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt.“ Thomas Mann fügte hinzu: „So ist es heute, ärger noch, wie uns scheint, gefährlicher, schwerer noch für den geistigen Menschen, sich anständig zu halten und zu stellen gegen den absurden, konfusen Tag.“²

Endzeitstimmung wehte den San Remo Drive hinauf und wenig später über Erlenbach und Kilchberg, über das Europäisch-Abendländische schlechthin, das der Diagnostiker des Letzten, Späten, des im *Doktor Faustus* kunstvoll erzählten Endes der Kunst immer häufiger, immer zwiespältiger auch, beschwor.

Das Letzte, das Späte, das Ende – Thomas Mann hatte mit diesen Motiven einst begonnen, mit dem Verfall einer lübeckischen Familie, mit dem Tod am Lido. Als ein erzählerisches Filigranwerk aus den Endfäden der europäischen Tradition ließe sich der *Zauberberg* lesen, freilich auch als ein Werk des Übergangs, einer Verbindung aus Märchenhaftem mit settembrinischer Aufklärung. Unmißverständlich anders dagegen die Sprachpartitur des *Faustus*, die ihrem Verfasser zu einer novellistischen Oper des Letzten wurde. Was folgte, war Satyrspiel, mythisch – burleskes Danach, das Thomas Mann zunehmend zur Last fiel. Im Tagebuch, man schrieb den 6. Juli 1953, ging er in dieser Frage mit sich unerbittlich ins Gericht:

So ist es, wenn man sich überlebt. Wagner schrieb mit annähernd 70 sein Schlußwerk, den Parsifal, und starb nicht lange danach. Ich habe ungefähr im selben Alter mein Werk letzter Konsequenz, den Faustus, Endwerk in jedem Sinn, geschrieben, lebe aber weiter. Der Erwählte, noch reizvoll, und Die Betrogene sind bereits überhängende Nachträge, schon unnötig. Was ich jetzt führe, ist ein Nachleben, das vergebens nach produktiver Stütze ringt. Den Krull als einen Faust aufzufassen, den es zu beenden gilt, ist schwer möglich.

„Das Letzte wär’ das Höchsterrungene“, hatte Goethes Faust spekuliert. Me-

¹ Soweit nicht anders vermerkt, beziehen sich alle Werk-Zitate auf die Ausgabe: Thomas Mann, Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Frankfurt/Main 1960 (1990). Hier: XI, 627 f.

² Thomas Mann: Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Erika Mann, Frankfurt/Main 1995. Hier: Br III, 261.

phisto dagegen kommentierte: „Den letzten, schlechten, leeren Augenblick, /Der Arme wünscht ihn festzuhalten.“³ Was nun durfte Thomas Mann als das „Höchsterrungene“ gelten? Was war sein „leerer Augenblick“? Der „Durchbruch“ in der Kunst – vom kalten Artefakt zum human beseelten Werk –, den sein Adrian Leverkühn erzwingen wollte? Oder das artistische Hochstapler-tum Krulls, das er zeitweise sogar in die Nähe von Samuel Becketts groteskem Humor zu rücken bereit gewesen war?⁴ Und wohin mit der *Betrogenen*? War ihr Gebärmutterkrebs eine Chiffre für das Ende künstlicher Fruchtbarkeit?

Thomas Manns Sorge in seinen letzten Jahren war, sich selbst überlebt zu haben; und sein „leerer Augenblick“ kam mit der bedrückenden Vorstellung, außer Repräsentation nicht(s) mehr zustandebringen zu können.⁵ Er beobachtete sich selbst – beim Weiterleben, beim Existieren im Danach. Und dieses „Danach“ trieb in seinen Augen kuriose Blüten hervor: Surreales nebst, wie er meinte, pseudoliterarischen „Rasselbanden“; gemeint war die Gruppe 47, gegen die er sich in einem Brief vom Mai 1954 empörte. Anmaßung warf er ihren Mitgliedern vor: „Sie hängt auch wohl mit der lächerlichen Wirtschaftsblüte der amerikanischen Lieblingskolonie ‚Westdeutschland‘ zusammen, diesem frechen und unmoralischen Wohlsein nach Schandtaten, die mit der Höllenfahrt von 1945 schlossen, und an die heute zu erinnern nichts weiter als bolschewistisch ist.“⁶ In seiner Erbitterung gegenüber dieser angeblich traditionsverachtenden Spielart des Neudeutschen bemerkte er gar nicht, daß die überwiegende Mehrheit der Gruppe 47 Thomas Manns Kritik an der Nachkriegspolitik der Vereinigten Staaten, die den Westdeutschen das Vergessen im Namen des Wiederaufbaus leicht machte, teilte.

Unmittelbarer Anlaß dieser zornigen Aufwallung Thomas Manns war übrigens eine negative Besprechung des Essay-Bandes *Altes und Neues* gewesen.⁷ Zum einen schmerzte sie ihn, weil sie just in jener Zeitschrift publiziert worden war, die zuvor *Die Betrogene* vorabgedruckt hatte. Zum anderen kam es ihm gerade mit diesen Essays darauf an, das Zusammenhängende seines Schaffens darzustellen – und zwar als Gegenbild zum „konfusen Tag“ mit all seiner Traditions- und Orientierungslosigkeit.

„Neu“, das war für ihn, wie die Tagebücher belegen, die Entdeckung des Surrealen – nicht nur bei Beckett, sondern auch bei der Lektüre einer Prosa, die er mit dem Vermerk „recht merkwürdig“ bedachte: Ilse Aichingers Prosa

³ Goethe: Faust. Hamburger Ausgabe. Hrsg. v. Erich Trunz, München 1988. Bd. 3, S. 348 (V. 11562) und S. 349 (V. 11589).

⁴ Tb, 2.2.1954.

⁵ Tb, 29.10.1952.

⁶ Br III, 341.

⁷ Walter Boehlich: „Altes und Neues“ von Thomas Mann, in: Merkur 8 (1954), Heft 1.

Der Gefesselte.⁸ Aber auch *Die Betrogene* durfte er „neu in meinem Werk“ nennen,⁹ unerhört in Goethes Sinne, gewagt, aber auch problematisch. Neu war überdies, wie er meinte, „das späte Sprachspiel“ des *Erwählten*,¹⁰ allesamt freilich Hinweise auf ein literarisch-ästhetisches Phänomen, das Thomas Mann in seiner selten beachteten Würdigung George Bernard Shaws mit gebotener Skepsis beschrieben hatte:

Eines seiner Stücke nennt (Shaw) „Ein leichtes Spiel mit schweren Dingen“. So hätte er seine sämtlichen Schriften nennen können, und ich gebe mir zu bedenken, ob es nicht vielleicht die Definition aller zukünftigen Kunst ist und ob nicht Shaw der lachende Prophet einer vom Tragischen emanzipierten und entdürsteten Menschheit war. Zugleich aber frage ich mich, ob ihm die Leichtigkeit nicht allzu leicht fiel und ob er je der Mann war, die schweren Dinge so recht schwer zu nehmen. (IX, 802)

Worin unterschied sich diese Leichtigkeit des Stils vom „späten Sprachspiel“ des *Erwählten*? Worin von Krulls Eskapaden? Der Essayist Thomas Mann wußte darauf eine salomonisch formulierte Antwort, gegeben am Schluß seines *Versuchs über Tschechow*: „Und man arbeitet dennoch, erzählt Geschichten, formt die dunkle Wahrheit und ergötzt damit eine bedürftige Welt in der dunklen Hoffnung, fast in der Zuversicht, daß Wahrheit und heitere Form wohl seelisch befreiend wirken und die Welt auf ein besseres, schöneres, dem Geiste gerechteres Leben vorbereiten können.“¹¹

Geformte Wahrheit und heitere Form – eine schillernde Verbindung. Denn wer sich primär als Künstler begreift, wer erzählend denkt, meint damit vorrangig eine ästhetische Wahrheit. Ironie ist der Name ihrer „heiteren Form“. Sie aber löst *die* Wahrheit immer in Wahrheiten auf. Den Singular läßt die Ironie nicht gelten. Sie erhebt augenzwinkernd Einspruch gegen das Eine. Durch sie, durch ihre Heiterkeit, verwirklicht sie Vielfalt. Ironie spielt mit dem kleinen *peut-être* und dem trotzigen Dennoch. Mit harsch gestellten Entweder-Oder-Fragen hat sie dagegen nichts im Sinn.

Es war – auch so gesehen – folgerichtig, daß Thomas Manns Lebenswerk mit *Felix Krull* endete, jenem „wunderlichen Buch“, wie sein Verfasser sagte, das „gar nicht auf ein Je-damit-Fertigwerden angelegt“ gewesen sei. „Man kann immer daran weiterschreiben, weiterfabulieren, es ist ein Gerüst, woran man alles mögliche aufhängen kann, ein epischer Raum zur Unterbringung von allem, was einem einfällt und was das Leben einem zuträgt.“¹² Heitere

⁸ Tb, 4.9.1953.

⁹ Tb, 18.3.1953.

¹⁰ Tb, 6.7.1953.

¹¹ IX, 896.

¹² XI, 530.

Form, die fabulierend sich bestätigt, mit vielen Wahrheiten eben, postmodernes Collagieren antizipierend, den Reiz, den Zauber des Fragmentarischen im Sinne Friedrich Schlegels auskostend. Das Letzte als Gang ins Offene, ganz ohne Ringen um den „Durchbruch“ zum Humanen wie noch im *Faustus*, eher ein scheinbar müheloses Parlado, ironische „Bekanntnisse“ schließlich, Humoresken, Eingeständnisse eines betrügerischen Lebenskünstlers nebst heiteren Aufschlüssen über seine Praktiken, notiert von einem sich erinnernden Hochstapler aus, wie eingangs vermerkt, „feinbürgerlichem, wenn auch liederlichem Hause.“

Das Schöne, die Kunst, solle selbständig werden und getrennt sein „vom Wahren und Sittlichen“, hatte Friedrich Schlegel einst gefordert.¹³ Löste nun Thomas Mann zu vorgerückter Stunde mit *Felix Krull* diesen Anspruch ein? Allenfalls mit erheblichen Einschränkungen. Der Ich – Erzähler spricht immerhin von einem „moralischen Wert und Sinn“ seiner „Bekanntnisse“, die er übrigens in der „Wahrhaftigkeit“ seines Erzählens verwirklicht sah, in seiner schrankenlosen Offenheit. Zumindest existierte im Spätwerk Thomas Manns eine ausgeprägte Spannung zwischen der Aufhebung der romantischen „Selbständigkeit“ des Schönen und der versuchten, vor allem im Namen Schillers betriebenen Rückführung der Kunst in die Sphäre ihrer „sittigenden“ Wirkung. Diese Bemühung prägte die späten Essays. Dagegen betrieb er in seiner erzählenden Prosa, besonders eben im *Felix Krull* die ironische Selbstbefreiung der Kunst von den deprimierenden Zwängen der Zeit. Im *Versuch über Schiller* skizzierte er jenen düsteren Horizont, vor dem sich der „Wille zum Schönen“, Heiteren, Gelösten, zur Gesittung und „rettenden Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst“ entfalten müsse: „Wut und Angst“, so Thomas Mann, „abergläubischer Haß, panischer Schrecken und wilde Verfolgungssucht beherrschen eine Menschheit, welcher der kosmische Raum gerade recht ist, strategische Basen darin anzulegen, und welche die Sonnenkraft äfft, um Vernichtungswaffen frevlerisch daraus herzustellen.“¹⁴

Er sah eine „Regression des Menschlichen, einen Kulturschwund der unheimlichsten Art“.¹⁵ Was ließ sich noch dagegenhalten? Das Pathos später Bürgerlichkeit, eines Weltbürgers der Vernunft? Dem Erzähler blieben nichts als Geschichten. Thomas Manns vorletzte, gleichzeitig die erste, die er wieder in Europa schrieb, *Die Betrogene*, gewinnt vor diesem Hintergrund eine eigentümliche Brisanz.

¹³ Friedrich Schlegel: Kritische Schriften. Studienausgabe in sechs Bänden. Hrsg. v. Ernst Behler und Hans Eichner, Paderborn 1988. Bd. 2, S. 129 (Athenäumsfragment 252).

¹⁴ IX, 950.

¹⁵ Ebd. 949.

II

Den Tagebüchern ist zu entnehmen, wie schwer Thomas Mann die Komposition dieser Novelle gefallen war. Sie stellte sich ihm, wie er in einem Interview zu erkennen gab, als ein Formproblem ganz eigener Art dar:

[*Die Betrogene* ist] die Geschichte einer Täuschung, eines bitteren Natur-Truges, erlitten von einem guten Kinde der Natur, danach geartet, ihr ihre Tücke zugute zu halten. Das ist nun freilich sonderbar erzählt. Die Art des Vortrages scheint manchem zu dem kruden Gegenstand nicht zu passen. Aber so ist es nun einmal: daß die kraß klinische Geschichte gewissermaßen ihrem Charakter entgegen, im Stil der klassischen Novelle erzählt werden müsse, gehörte zur Konzeption, zur Ironie des Gegenstandes, und die unrealistischen Dialoge zwischen Mutter und Tochter wollen dem Peinlich-Vertraulichen Form und eine gewisse ästhetische Höhe verleihen. – Kurzum, es war ein Experiment. (XI, 529 f.)

Erprobtes und Wagnis kamen zusammen in dieser Novelle; das seit den Tagen Tonio Krögers und Lisaweta Iwanownas eingespielte Gespräch über Kunst und Leben findet sich hier ebenso wie der klinische Befund, wengleich seiner zauberhaften Aura entledigt. Wagnis war die Schilderung dieses tragischen Ausmaßes an Natur-Täuschung. Aufschlußreich übrigens, daß Thomas Mann, als er mit Frau Katia kompositorische Probleme der Novelle bespricht, die „Mängel und Unstimmigkeiten“, die er in Goethes Drama *Die natürliche Tochter* zu entdecken geglaubt hatte, als einen „Trost“ bezeichnete.¹⁶ Blieb er doch davon überzeugt, daß es in jedem Falle das Sicherste sei, „sich ans große Alte“ zu halten¹⁷ – auch und gerade, wenn er sich am Rande des Scheiterns wußte.

Der Hinweis auf die *Natürliche Tochter* ist jedoch nicht nur aus ästhetischen Gründen von Belang. Handelt es sich doch bei diesem Drama – oder Fragment einer geplanten Trilogie – um Goethes maßgeblichste dichterische Antwort auf die Französische Revolution. Auch Thomas Manns Novelle „reagierte“ – wengleich in eher indirekter Art – auf ein epochemachendes Geschehen: Im Verhältnis zwischen Rosalie von Tümmeler, jener verwitweten Rheinländerin am Ende ihrer Wechseljahre, und Ken Keaton, einem vierundzwanzigjährigen „vom Kriege herübergeführten Amerikaner“, der sich als Sprachlehrer und amouröser Gesellschafter lebenslustiger Düsseldorferinnen verdingt, ein blasser Felix Krull aus dem Staate Michigan, in ihrem Verhältnis spiegelt sich auch die erste Phase einer Art Kulturrevolution nach 1920: Die Amerikanisierung der westeuropäischen und besonders der (west-)deutschen Kultur, deren zwei-

¹⁶ Tb, 24.1.1953.

¹⁷ Br III, 304.

te, ungleich heftigere Phase in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren in die Novelle Eingang gefunden hat.

Zunächst und vor allem handelt sie vom tragischen Glück einer Frau angesichts des „bei ihr unter seelischen Widerständen sich vollziehenden Erlöschens ihrer physischen Weiblichkeit“. Dieses „Erlöschen“ scheint widerrufen, als der junge Keaton in ihr Leben tritt, in den sie sich buchstäblich rettungslos verliebt. Man kennt den Ausgang: Nicht der Menstruationszyklus stellt sich wieder ein, die befristete Wiederkunft des potentiell fruchtbar Gleichen, wie Frau von Tümmler irrtümlich glaubt; vielmehr reift in ihr eine tödliche Krankheit, Krebszellen wuchern auf das, wenn man so will, Unwiederbringliche zu. Da am Ende der Sterbenden niemand Trost zu spenden weiß, spricht Rosalie von Tümmler ihn sich selbst zu: „Aber wie wäre denn der Frühling ohne den Tod? Ist ja doch der Tod ein großes Mittel des Lebens, und wenn er für mich die Gestalt lieh von Auferstehung und Liebeslust, so war das nicht Lug, sondern Güte und Gnade.“¹⁸

Man mag diese Naturverklärung vor dem Tod für aufgesetzt halten oder in Übereinstimmung mit Rosaliens inniger, durch nichts zu erschütternder Liebe zur Natur, in jedem Fall erinnert sie an die großen begütigenden Schlußformeln der späten Essays Thomas Manns, an seine letzten, fürwahr verzweifelten Abrundungsversuche, an das Herbeischreiben einer ausgleichenden „Mitte“ zwischen den Extremen der Gefühle und der zeitbedingten Verhältnisse, einer Mitte, an der ihm stets so viel gelegen war.

Die tödliche Krankheit zur Liebe fand sich hier, mit sinnfälligen Sprachsymbolen versehen: Einem „schwarzen Schwan“ und Liebesbekenntnissen in einem von „Totenluft“ schwangeren Schloßgewölbe: „... daß wir uns finden müssen hier bei den Abgestorbenen“,¹⁹ bemerkte Rosalie wehmütig, ohne darüber jedoch elegisch zu werden, das alles gleicht auf den Blick einer Versammlung bewährter Motivrequisiten; doch die Art, wie Thomas Mann, noch ganz Zauberer, mit ihnen umging, rechtfertigt tatsächlich das wagemutige Epitheton „Experiment“.

Sein erster und wichtigster Kunstgriff bestand darin, dem Leser eine Betrogene vorzustellen, die dieses Betrogen – Werden als eine „Gnade“ auffaßt. Wirklich „betrogen“ von der Natur fühlt sich dagegen die körperlich behinderte, aber künstlerisch begabte Tochter, Anna. Der Erzähler betont das intellektuelle Vermögen dieser bildenden Künstlerin und ihre Naturferne. Cebrale Kunst bringe sie hervor, bar jeder Sinnlichkeit. Ihr sei eine, wie es heißt, „höchst geistige, die bloße Naturnachahmung verschmähende, den Sinnesein-

¹⁸ VIII, 950.

¹⁹ Ebd., 946.

druck ins streng Gedankliche, abstrakt Symbolische, oft ins kubisch Mathematische transfigurierende Richtung“ zueigen.²⁰ Ihre Mutter, naturbejahend, wie sie ist, bringt ihr nur „betrübt Hochachtung“ entgegen.²¹ Die ironische Pointe ist freilich, daß die Tochter ihre Arbeit nach der Natur benennt. Das erste Gespräch zwischen Mutter und Tochter dreht sich beispielsweise um ein Bild mit dem Titel „Bäume im Abendwind“. Die Mutter kommentiert: „Ich verstehe, [. . .] daß Genie dazu gehört, sich eine so vielsagende Linie wie deine da auszudenken. Mir sagt sie nichts, aber ich sehe ihr deutlich an, daß sie vielsagend ist.“²²

Anders als noch Adrian Leverkühn bemüht sich diese Bildkünstlerin nicht um einen „Durchbruch“ aus der Welt des kalten Kunstkalküls in die Sphäre human-sinnlicher Kunst. Sie beschränkt sich vielmehr auf eine „ins Geistige übertragene, in Kubusse und Spiralen“ überführte Natur.²³ Die Mutter will Zauber, die Tochter Entzauberung.

Mit solchen „Kubussen“ hat Frau von Tümmeler nichts im Sinn, eher mit der zweideutigen, zu Mystifikation Anlaß gebenden Symbolik des Krokus. „Ist es nicht merkwürdig“, so Rosalie von Tümmeler, „wie er der Herbstzeitlosen gleicht? Es ist ja so gut wie dieselbe Blume! Ende und Anfang – man könnte sich in den Herbst zurückversetzt meinen beim Anblick des Krokus und an den Frühling glauben, wenn man die Abschiedsblumen sieht.“²⁴

Für den trügerischen Zauber des Letzten ist diese „geistreiche Theorie“ über Blumen von besonderem Wert. Denn in dieser scheinbaren Identität von „Ende und Anfang“, in dieser Sehnsucht, im Letzten wieder das Erste zu gewahren, spricht sich ein Grundverlangen der Modernen aus, die gerade deswegen künstlerisch so viel wagen, um stets wieder das Gefühl haben zu können, von neuem beginnen zu können, von neuem beginnen zu dürfen und somit ihr Sisyphe-Geschick – insgeheim zumindest – auch als Glück empfinden. Tochter Anna erkennt in Äußerungen wie diesen zurecht das uneingestandene Verlangen ihrer Mutter, auch ihrerseits die Natur zu intellektualisieren, mit Worten genau das zu tun, was sie, die Bildkünstlerin, mit ihren „Kubussen und Spiralen“ versucht: Eine Interpretation des Naturhaften und nicht sein bloßes Akzeptieren.

Den „Anfang“, das Beginnen verkörpert in der Novelle der junge Amerikaner Keaton, der mit dem Späten, Letzten nicht nur in Gestalt von Rosalie von Tümmelers in Berührung kommt, sondern auch durch seine Begeisterung für

²⁰ Ebd., 879.

²¹ Ebd.

²² Ebd., 880.

²³ Ebd., 891.

²⁴ Ebd., 934.

Europas Geschichte, beklagt er doch – laut Auskunft des Erzählers – Amerikas „Mangel an historischer Atmosphäre“. ²⁵ Thomas Mann spielte bei der Charakterisierung Ken Keatons mit herkömmlichen Klischees, aber auch mit überraschenden, die üblichen Vorurteile gegen Amerikaner relativierenden Nuancen. So begeistert sich Keaton für „ganz frühe Geschichtszahlen“ und für das „Volkstümliche“. Subtile Kenntnisse geschichtlicher und ethnologischer Fakten vermischen sich in Keaton mit stereotypisierenden Verallgemeinerungen: „Die französischen Kathedralen, die italienischen Campaniles, Palazzi und Galerien, die Schweizer Ortschaften, ein Platz wie Stein am Rhein, das sei ja most delightful indeed.“ ²⁶ Man glaubt Henry James als erzählerischen Begleiter seiner *Daisy Miller* zu hören, als diese entwaffnend naive Amerikanerin erstmals „old Europe“ erkundet. ²⁷

Etwas aber scheint mit Keaton nicht zu stimmen. Anna Tümmler ahnt es. Sie mißtraut seiner „primitiven Harmlosigkeit“, seinem angelernten Wissen, mit dem er um die Gunst seines reifen weiblichen Publikums wirbt. Und tatsächlich geht ihm eines völlig ab: Gefühlstiefe. Mag sein, daß er die, wie der Erzähler sich ausdrückt, „kolossale Durchschnittlichkeit“ seines Heimatlandes hinter sich lassen wollte; ²⁸ in Wahrheit haftet sie ihm an. In Fragen des Herzens bleibt er – sprachlos, reglos. Bezeichnend genug, daß er das aufwühlende Begehren der liebenden Rosalie in keiner Weise erwidert. Nur als technisch Wissender bewährt er sich. Als es darum geht, den Geheimgang zum „toten Lustgemach“ zu öffnen, dort also, wo sich Rosalie von Tümmlers angestaute Gefühle ihm gegenüber Bahn brechen werden, ist er es, der die „Druckfeder fand, der die Tür gehorchte.“ ²⁹ Er selbst bleibt jedoch kalt, verschlossen und in keiner Weise dem Gefühlsansturm Rosaliens gewachsen.

Eine vielsagende Situation: Altes und Neues, Herzwerk contra know how: Eine wirkliche seelische Bindung zwischen beiden entsteht nicht: „In der Stadt, nahe der Königsallee, nahm man Abschied.“ ³⁰ Daß Keaton sie später am Krankenbett aufsuchen würde, wäre unter diesen Umständen undenkbar. Caritative Liebe ist ihm fremd. Auch zum Mystagogen eignet er sich nicht. Er ist kein Tadzio, sondern ein Eklektiker, der von diesem und jenem kostet.

Aber gerade ihn, den Mystagogen, sucht die Betrogene in ihrem jungen Amerikaner, einen, der ihr den Weg weist durch das morbide Dunkel. Nach

²⁵ Ebd., 897.

²⁶ Ebd., 838.

²⁷ Henry James: *Daisy Miller*. Ed. with an introduction by Geoffrey Moore and Notes by Patricia Crick, Harmondsworth 1986.

²⁸ VIII, 897.

²⁹ Ebd., 945.

³⁰ Ebd., 947.

³¹ Ebd.

dem Schloß-Besuch, nachdem Rosalie und Ken den mythischen Urgründen entstiegen waren, bemerkt der Erzähler: „Es sah keiner den anderen an.“³¹ Rosalies mystisch-mythische Liebeserfahrung ereignete sich jenseits der herkömmlichen Kommunikation.

Es ist für das Verständnis dieser Novelle sinnvoll, danach zu fragen, was Thomas Manns wichtigste Begleitlektüre gewesen war. Besonders in der entscheidenden letzten Phase der Arbeit an der *Betrogenen* vermerken die Tagebücher immer wieder Turgenjew. Das kann nur auf den ersten Blick überraschen. Denn die Stimmung seiner Novelle, die melancholische Lebensbejahung, aber auch das Ruinöse der Liebe, deckt sich genau mit jener Atmosphäre, die Turgenjews Erzählungen und Romane schaffen, mit denen sich Thomas Mann von Januar bis März 1953 – zum Teil wieder – beschäftigte. Er las in jenen Wochen und Monaten Turgenjews Briefnovellen *Faust*, den *König Lear der Steppe*, *Rauch*, vor allem dann *Ein Adelsnest* und die, wie er meinte, „eigentümliche Charakterstudie“,³² *Rudin*. Hinzu kam Turgenjews Meisterwerk *Väter und Söhne*.

Nicht der *eine* Satz, nicht die *eine* Szene, nicht der *eine* Gedanke Turgenjews ging in die *Betrogene* ein, sondern die Aura des Späten, des getröstet Vergeblichen hat Thomas Manns Novelle beeinflusst. Hinzu kommt Turgenjews „zarte Naturschilderung“,³³ die Thomas Mann in seinem Tagebuch eigens hervorhob, und zwar im *Adelsnest*. Man denke allein an den Anfang dieses Romanes: „Ein heller Frühlingstag neigte sich dem Abend zu, kleine rosige Wölkchen standen hoch am klaren Himmel, und es schien, als schwebten sie nicht vorüber, sondern zögen in die lasurblaue Tiefe davon.“³⁴ Wohl unter dem Eindruck solcher Schilderungen ermahnte sich Thomas Mann: „Am Manuskript [*Die Betrogene*, R.G.]: Beschreibung des Parks zu verbessern.“³⁵

Maßgeblicher noch dürfte der Schluß von Turgenjews Roman auf Thomas Mann gewirkt haben. Er endet mit Fragen und einer resigniert behutsamen Wendung, die mit jener Stimmung wahlverwandt ist, in der wir Rosalie von Tümmler und Ken Keaton nach ihrem Gang entlang des unterweltlichen Liebespfades antreffen: „Was beide gedacht, was sie empfunden haben? Wer kann es wissen? Wer kann es sagen? Es gibt im Leben Augenblicke, Gefühle ... Man

³² Tb, 26.3.1953.

³³ Tb, 22.2.1953. Eine wichtige Einzelstudie zum Themenkomplex Turgenjew und Thomas Mann hat Horst-Jürgen Gerigk, „Turgenjew unterwegs zum Zauberberg“ vorgelegt, in: TM Jb 8, 1995, 53-69.

³⁴ Iwan Turgenjew: Gesammelte Werke in Einzelbänden. Hrsg. v. Klaus Dornacher. *Rudin*. Ein *Adelsnest*. Deutsch von Herbert Wotte, Berlin und Weimar 1994, S. 155. Zum philosophischen Befund vgl. besonders Karl Ernst Laage: Turgenjev-Zitate bei Thomas Mann. Zum 100. Todestag Ivan Turgenjews, in: Zeitschrift für slavische Philologie, 43 (1983), Heft 1, S. 55-81.

³⁵ Tb, 11.3.1953.

kann nur auf sie hinweisen – und vorübergehen.“³⁶ Um eine letzte Stelle in Turgenjews zweitem Roman zu nennen, die gleichsam spiegelbildlich die innere Verfassung der Protagonisten von Thomas Manns später Novelle wiedergibt: „Lawretzki ritt im Schritt heimwärts. Der Zauber der Sommernacht umfing ihn; alles ringsum erschien ihm auf einmal sehr seltsam und gleichzeitig längst bekannt und süß vertraut. Nah und fern – und man konnte weithin sehen, wenn auch das Auge vieles von dem, was es sah, nicht deutlich wahrnahm – lag in tiefer Ruhe, aber in dieser Ruhe spürte man das junge, aufblühende Leben ... Lawretzki gab sich diesem Genuß hin und freute sich dieses Genusses. Nun, noch leben wir, dachte er, noch hat sie uns nicht gänzlich aufgezehrt.“³⁷

Eines jedoch fehlt in dieser späten Erzählung Thomas Manns, etwas, von dem Turgenjews Roman ebenso erfüllt war wie die überwiegende Mehrzahl der Werke Thomas Manns: Die Musik. Nicht einmal das Jubilieren von Vögeln gewährte er seiner Rosalie in ihrem späten Frühling. Anders bei Turgenjew. Da schmettert die Nachtigall den Liebenden ihr Lied, die Bäume raunen eine alte Mär; sogar ein eigens, von einem natürlich deutschen Komponisten geschaffenes „Lied des triumphierenden Liebe“ erklingt.³⁸ In der *Betrogenen* bleibt es beim Geifern eines schwarzen Schwanes, den Rosalie um seine Nahrung bringt, weil sie jenes ihm zugedachte Stück Brot, noch „warm von Kens Körper“, selbst ißt.³⁹

Nein, in Thomas Manns später Liebesgeschichte versagt die Musik ihren symbolisch-leitmotivischen Dienst. Keine Liebestod-Anklänge, kein *Lobengrin*-Vorspiel, kein elegischer Abgesang, keine platensche zauberhafte „Fülle des Wohllauts“, keine Anklänge an „Fausti Weheklag“. Am Ende findet sich nur ein Operationstisch, auf dem offenbar wird, daß Rosalie ein „tödliches Freßgezücht“ in sich zur Welt gebracht hat. Was da allenfalls nachklingt, ist ein entzaubert klinisches Versatzstück aus der *Zauberberg*-Welt: Das Ende ist „carcinomatös“.

Deutet dieses für Thomas Mann so ungewöhnlich musikabstinente Erzählen einer Liebesgeschichte auf ihre Unwahrscheinlichkeit, ja, intendierte Unstimmigkeit? Will es sagen, daß es sich hier um eine letzte Liebe handelt, die um ihren tiefen Zauber betrogen worden ist?

³⁶ Turgenjew (Anm. 34), S. 340 f.

³⁷ Ebd., S. 251 f.

³⁸ Ebd., S. 232 ff.

³⁹ VIII, 941.

III

Dem späten Thomas Mann hatte Turgenjew nicht nur in atmosphärischen Fragen betreffs der *Betrogenen* etwas zu sagen. In Turgenjews Werk fand er nämlich ein Motiv vor, das ihn in den letzten Jahren nahezu unausgesetzt beschäftigen sollte: Das Überflüssig-Werden, die Lethargie, die Langeweile, der Überdruß, der Ekel. Mitten in aller entwerfenden, interview-gebenden und briefschreibenden Betriebsamkeit konnten diese Stimmungen Thomas Mann überkommen. Lange Passagen der Tagebücher zwischen 1950 und Juli 1953 ähneln Turgenjews *Tagebuch eines Überflüssigen*. Die Affinität reicht bis in die Lakonie der Sprache. „Nun, was macht's [. . .] Wird mir's etwa bange? – Lieber erzähle ich etwas“, so Turgenjews Tagebuch-Ich.⁴⁰ „Mittags angekleidet, nachdem ich lustlos die Korrektur durchgesehen (gemeint ist das Kuckuck-Kapitel aus dem Krull, das bibliophil erscheinen sollte!). Ist ja gleichgültig. Es kommt auf die ‚Betrogene‘ an.“⁴¹ Trost war, solange es noch etwas zu erzählen gab.

Was jedoch den Tagebuchschreiber Thomas Mann vom fiktiven Diaristen Turgenjews unterscheidet, war der Wunsch, nach außen die Form zu wahren, sich nicht – wie Turgenjews Tagebuch-Erzähler während des Schreibens „aufzulösen“.⁴² Desgleichen kam Thomas Mann in seinen Tagebüchern der Spätzeit die Ironie abhandeln, zumindest jene frivole, die Turgenjews Diarist bis zuletzt zu Gebote stand: „Morgen ist der 1. April. Sterbe ich wirklich morgen? Das wäre sogar etwas unanständig. Übrigens, es würde zu mir passen ...“.⁴³

Dergleichen hätte freilich auch Felix Krull sagen können, dessen „wahrhaftiges“ Bekennen seiner Hochstapeleien die im Turgenjewschen Sinne „Überflüssigkeit“ seiner Existenz kaschieren sollte. Erinnern wir uns dabei, daß Thomas Mann Krulls „Komik“ sogar in die Sphäre der Absurdität Becketts hinüberspielen sah.⁴⁴ Bedeutsam ist schon allein der Umstand, daß er Anschluß an diese spätmodern-groteske Welt überhaupt suchte.

Nur „Unsinn und Verwirrung“ habe Krull gestiftet, wirft ihm am Ende des Ersten (und eben des letzten!) Buches der schalkhaft pikirierte Erzähler vor, nur Überflüssiges sei sein Werk. Krull – ein Luxusgeschöpf also, verantwortungslos, nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht, ein Glückskind, dem alles leicht fällt. Unwillkürlich denkt man an Thomas Manns (eingangs zitierte) Shaw-Kritik. War nicht auch Krull „Prophet einer vom Tragischen emanzipierten Menschheit“? Fielen nicht auch ihm Dinge allzu leicht?

⁴⁰ Iwan Turgenjew: Aufzeichnungen eines Jägers. Erzählungen 1844-1855. Aus dem Russischen von Manfred von der Ropp u.a., München, Zürich 1966, S. 532.

⁴¹ Tb, 20.2.1953.

⁴² Turgenjew, Aufzeichnungen, S. 582.

⁴³ Ebd., S. 583.

⁴⁴ Tb, 6.3.1954.

Das Ende in Form eines erzählten Capriccios, das im Grunde kein Ende haben kann, kein „Je-damit-Fertigwerden“⁴⁵, ein novellistisches *perpetuum mobile*, das Thomas Mann in Gang gebracht hat und irgendwo abbrechen konnte, auf daß nachfolgende Generationen die Geschichte Krulls weiter –, aber bitte nicht zuende erzählen sollen.

Thomas Mann verabschiedete sich demnach mit einem strukturoffenen Projekt, mit einer zutiefst romantischen Konzeption, einem schon „postmodern“ werdenden Schelmenstück, in dem sein Felix Krull ungeniert durch die Zeiten flanieren kann und dadurch auch unser Zeitgenosse bleibt.

Der erzählte Zauber des Endes besteht somit darin, ein Kunstgriff sondergleichen, daß es sich in eine potentiell ‚unendliche‘ Geschichte verwandelt. Das Ende selbst macht sich gewissermaßen „überflüssig“. Ganz und gar das Gegenstück zur *Betrogenen*, auch in der Hinsicht, daß Krull sich nicht täuschen kann. Er durchschaut seine Gegenüber; er ist es, der sie täuscht. Krull bezaubert, verwandelt sich, versteht sich auf den „Gedanken der Vertauschbarkeit“⁴⁶ und auf den „Liebeszauber“.⁴⁷ Thomas Mann nannte Becketts Kunst „Musik nach meiner Zeit“.⁴⁸ *Felix Krull*, nicht *Die Betrogene* verstand er offenbar als erste Takte dieser „Musik“, dieser Kunst im Danach. Man weiß es: „Wohl“ war ihm bei diesem Gedanken nicht. Er habe „Unfug“ getrieben in diesem ersten Teil der Krull-Memoiren, die nur eine Karikatur dessen seien, was man „Vollendung“ nennen könne,⁴⁹ heißt es in einem Brief vom Mai 1954. Und Tochter Erika gestand er wenig später, daß es nur so aussehe, als ob die „paar amüsanten Lichter“, die er dem *Krull* aufgesetzt habe, „guter Laune entstammen, was doch nicht der Fall ist – oder jedenfalls, die Laune ist der Übellaune abgewonnen.“⁵⁰

Die *Krull*-Memoiren standen, so schien es ihm zeitweise, in keinem Verhältnis zu den tief ernstesten Fragen, die ihn selbst bewegten. Ihnen stellte er sich in den letzten großen Essays, vor allem im Schlußteil des *Versuches über Schiller*:

Tief sinkt die nationale Idee, die Idee des „engeren Raumes“ ins Gestrige ab. Von ihr aus, jeder fühlt es, ist kein Problem, kein politisches, ökonomisches, geistiges mehr zu lösen. Der universelle Aspekt ist die Forderung der Lebensstunde und unseres geängstigten Herzens [...]. (IX, 949)

Was die Schiller-Rede in Form eines moralischen Appells kleidete, was sie als

⁴⁵ VII, 661.

⁴⁶ VII, 491.

⁴⁷ VII, 590.

⁴⁸ Tb, 6.3.1954.

⁴⁹ Br III, 342.

⁵⁰ Ebd., S. 345.

„Verdummung einer trunkenen, verwehrlosten Menschheit“⁵¹ anprangerte, die ihrem „schon nicht mehr ungewollten Untergange“ entgegensteuerte, dieser Appell an die Würde des Menschen, an seine „innere Freiheit“, hatte er seinen Felix Krull ausleben lassen. Krull kümmert sich nicht um nationale Schranken. Er lebt europäisch, verkehrt mit Schotten und Portugiesen, brilliert auf seine Weise auf dem Pariser Parkett, gewitzt, souverän: ein Überlebenskünstler von amoralischer Moralität. Man mag einwenden, daß dies ein oberflächliches Europäertum gewesen sei, ein nun eben hochgestapeltes, aber es wurde Krull zur zweiten Natur, zu einer lebenswirklichen Selbstverständlichkeit, ganz ohne kulturpessimistische oder politische Untertöne.

Für den späten Thomas Mann verhielt es sich jedoch ganz anders: Europa gehörte für ihn wesentlich zu jenem „Zauber des Letzten“, den seine Prosa auf so unvergleichliche Weise hervorbringen konnte. Dieses Europa, Deutschland vor allem, erschien ihm wie ein politisches Notstandsgebiet, auf dem es künstliche Wirtschaftsblüten zu rasch zu bunt treiben konnten, und wo man nicht wußte, wohin mit dem Überfluß an zerschlagenen Kulturtrümmern und Resten einer klassisch geprägten Bewußtseinstradition. Immer wieder dazu gezwungen, Meldungen über seine politischen Ansichten zu dementieren oder richtigzustellen, sah sich Thomas Mann – gerade auch nach seiner Rückkehr in die Schweiz – erneut als Opfer des Politischen: „Aber freilich ist in unserer blutig entzwei geschlagenen Welt, des Mißverstehens, Schnüffeln, Verdächtigen und Denunzierens kein Absehen. Und also werde ich wohl nicht Ruhe haben bis zum Ende meiner Tage“, schrieb er erbittert in einer solchen Entgegnung.⁵²

Der „Reiz der alten Erde“ Europas lag für Thomas Mann in deren Versuch, sich *zwischen* West und Ost zu behaupten, als Pufferzone gewissermaßen. „In dem amerikanisch-russischen Macht-Hader bin ich jedenfalls für europäische Neutralität“, heißt es in einem Brief vom Juni 1953, in dem er zudem seiner Befürchtung Ausdruck verlieh, daß „wir einer Welt geistiger Endlichkeit, mit festgezogenen Grenzen“ entgegenlebten.⁵³ Eine Helvetianisierung Europas also hatte seinen Beifall. „Wenn ich aber [in den Vereinigten Staaten, R.G.] ‚Europa‘ dachte, so war es eigentlich immer die Schweiz, die ich im Sinne hatte: dies freie, kleine, aber nicht enge, sondern vielgestaltige und mehrsprachige, von europäischer Luft durchwehte“ Land, ließ er in einer späten Hommage an seine letzte Wirkungsstätte verlauten.⁵⁴ Gleichzeitig mokierte er sich über die „Integrationspolitik“ Adenauers, die nur dazu da sei, „ungestörten Wiederauf-

⁵¹ IX, 949.

⁵² Br III, 282.

⁵³ Ebd., S. 298.

⁵⁴ XI, 528.

bau, Ordnung und ruhiges Geschäft“ zu ermöglichen, und der Amerikanisierung Europas Tür und Tor öffne.⁵⁵

Der Zauber des Europäischen – war er noch zu retten? Oder gehörte nun auch er zu jenem „Überflüssigen“, das zum Absterben verurteilt schien? Einen eigentlich politischen Essay widmete Thomas Mann diesen Fragen nicht mehr. Was ihm blieb, war Prospero-Stimmung, Ratlosigkeit, Entwürfe, die sich nicht kristallisieren wollten; ein allerletztes Bekenntnis zur Weltliteratur konnte er dagegen noch formulieren, ein Ja zu dem politischen Hader kulturell Überwölbenden, sein Vorwort zu einem „globalen Geschichtenbuch“, den *Schönsten Erzählungen der Welt*, in dem er seinen die Schiller-Rede abschließenden Gedanken noch einmal wiederholte:

Es geht ums Ganze heute, um die Menschheit, um ihre Gesittung, ja um ihr Bestehen; die „weiteste Teilnehmung“ ist nicht nur das bildungsmäßig Wünschenswerte, sie ist das Lebensnotwendige, und angesichts einer Weltlage, so entsetzlich gefahrdrohend wie der gegenwärtigen, ist jedes geistige Unternehmen, das dem Gedanken des Universellen dient, froh und dankbar zu begrüßen. (X, 831)

In einem kleinen Geleitwort versuchte Thomas Mann – ein letztes Mal – die große Synthese zwischen der „zu seinen besten Zeiten universell gestimmten“ deutschen Kultur,⁵⁶ europäischem Bewußtsein und Sinn für die bedeutenden Werte der Neuen Welt, in besagter Sammlung vertreten durch Herman Melvilles novellistische Kunst.

Sein Bekenntnis zum Zauber des Erzählens hatte denn doch das letzte Wort, sein Ja zur tröstlichen Täuschung durch die Kunst. Wer sich auf so vielfältige Weise den Fragen einer Spätzeit gestellt, wer in solchem Maße mit den Requisiten des bürgerlichen Zeitalters sprachmagische Spiele betrieb, wer die Bajazzos, die Cipollas und Krulls dieser Welt auf solch' eindringliche Weise zu durchschauen vermocht hatte, dem stand es tatsächlich zu, für sich selbst den letzten Buchstaben des Alphabets zu beanspruchen: Z für Zauberer, wie Thomas Mann seine Familienbriefe auch dann noch unterschrieb, als er selbst seinen Zauber für gebrochen hielt.

Ob uns Nachgeborenen dieses Z zum Anfang eines eigenen Alphabets werden kann? Die Antwort wäre wohl der Stoff zu einer weiteren, nicht minder deutungsoffenen Krulliade!

⁵⁵ Tb, 7.9.1953.

⁵⁶ X, 830.

Frido Mann

Das Verhältnis von Thomas Mann und seiner Familie zu Deutschland

Vortrag zur Jahresversammlung der Thomas Mann Gesellschaft Zürich:
Thomas Mann und Europa, am 1. Juni 1996.

Meine sehr verehrten Damen und Herren.

Wenn ich mich heute über das Verhältnis von Thomas Mann und seiner Familie zu Deutschland äußere, muß ich einmal zu bedenken geben, daß Deutschland in diesem Jahrhundert eine einmalig bewegte, extrem wechselhafte und für die Deutschen selbst verwirrende Geschichte durchgemacht hat, die allein schon einen Wechsel im Verhältnis zu diesem Land erklären läßt. Zweitens aber besteht auch die Familie Mann aus so unterschiedlichen, ja gegensätzlichen und auch in sich wechselhaften Charakteren, daß eine einheitliche Aussage zum Verhältnis dieser Familie zu Deutschland nicht möglich ist. Wobei diese Gegensätzlichkeit vermutlich auch dadurch bedingt ist, daß diese Familie, bei aller verbindender kultureller Zugehörigkeit zu Deutschland, abstammungsmäßig selber ein ziemliches Völkergemisch darstellt. Thomas und Heinrich sind Söhne einer halbbrasilianischen Mutter. Ich erinnere mich allerdings, daß diese Mutter in meiner Familie immer als Vollbrasilianerin galt, was damit begründet wurde, daß sie ihre prägenden Kindheitsjahre in Brasilien zugebracht habe. Dann haben Julias Söhne Heinrich und Thomas beide in jüdische Familien hineingeheiratet. Und deren Kinder, Enkel und inzwischen sogar Ur-enkel haben ihre ehelichen Verbindungen überwiegend in Länder außerhalb Deutschlands vollzogen.

Da ich nicht als Thomas-Mann-Forscher oder -Interpret vor ihnen stehe, sondern als mitbetroffenes und mithandelndes Familienmitglied, sehe ich meinen Beitrag zu diesem Thema darin, das eine oder andere, vielleicht schon bekannte schriftliche Zeugnis mit eigenen Erinnerungen und Gedanken anzureichern, weitere, zwischenzeitliche Entwicklungen aufzuzeigen und mögliche, neue Perspektiven zu eröffnen.

Wenn ich mir das Verhältnis dieser komplexen und wechselhaften Familie zu einem komplexen und wechselhaften Land wie Deutschland vor Augen halte, dann zeigen sich mir drei grundlegende Phasen, die ich folgendermaßen umschreiben möchte. Erstens: der sich bis tief in den kulturellen Bereich er-

streckende, politische Bruderzwist zwischen den Schriftstellern Thomas und Heinrich vor allem am Ende der Kaiserzeit. Zweitens: Die sich etwa zwischen 1930 und 1950 oder 1955 erstreckende, mittlere Phase der verhältnismäßig großen politischen Einmütigkeit aller Familienmitglieder im gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus. Und schließlich drittens: Die Zeit danach, die einerseits – vor allem in nachfolgenden Generationen – alte Divergenzen wieder hat aufflammen lassen, andererseits gewisse neue, erweiterte Muster geschaffen hat.

Ich möchte mit der zweiten, der mittleren Phase, der Phase der innerfamiliären Einigkeit, beginnen.

Es ist ein bekanntes sozialpsychologisches Phänomen, daß das plötzliche Auftreten eines neuen bedrohlichen Außenfeindes auch größere Gegensätze innerhalb einer Gruppe, rasch oder schrittweise, einzuebnen vermag. So war es auch mit der Familie Mann, als der deutsche Nationalsozialismus am politischen Horizont Europas herauf rückte. Diese Einigkeit stellte sich zwar erst langsam ein, wirkte dafür jedoch um so länger über den Krieg hinaus nach. Das Verhältnis zwischen der Familie Mann und Deutschland blieb jedenfalls bis zum Tod von Thomas Mann 1955 beidseitig ziemlich gespannt. Ich möchte dies exemplarisch anhand eines Ausschnittes aus einem Artikel einer westdeutschen Zeitung vom 20. Januar 1953 unter anderem über das damalige Auftreten Thomas Manns in Wien aufzeigen. Ich zitiere:

Der Besuch Thomas Manns mit seinem Vortrag über die ‚Stellung des Dichters in der Gesellschaft‘ wurde von der kommunistischen Presse eifrig beklatscht, von den unabhängigen Blättern jedoch sehr kritisch aufgenommen. Interessant verlief eine Pressekonferenz, vor die der Dichter gebeten wurde – sie war ein einziges bedauerliches Lavieren, in der Absicht, auf beiden Seiten gut zu fahren.

Für mich war die Entdeckung dieser Zeilen vor ein paar Jahren zuerst wie ein kleiner Schock angesichts des emphatisch-verklärten Thomas-Mann-Bildes in Deutschland, welches ich vor allem seit den frühen Siebzigerjahren, also nach der ersten Generalabrechnung mit der deutschen Vergangenheit durch die Achtundsechzigerbewegung, gewohnt war. Andererseits genügte bald ein bißchen Rückerinnerung an die frühen Fünfzigerjahre, auch an eigene Gespräche mit meinem Großvater damals, um mich über den gehässigen Ton dieses Zeitungsartikels nicht mehr allzu sehr zu wundern. Man kann heute umgekehrt in den letzten Bänden der Thomas-Mann-Tagebücher mehrere, wenig freundliche Bemerkungen über Westdeutschland, vor allem über die Adenauer-Regierung nachlesen. Diese Stimmung war, meiner Erinnerung nach, damals einhellig in der ganzen Familie zu spüren. Auch bei den Mitgliedern, die später ein ausgesprochen freundliches Verhältnis zu Deutschland und seinen

Regierenden entwickelt haben. Thomas Manns Leiden am Absturz seines Vaterlandes in die Barbarei des Hitler-Faschismus und das Trauma, daß sein Volk, das Volk Goethes und Schillers, nicht den Willen oder die Kraft aufgebracht hatte, sich, wie etwa Italien mit seiner Partisanenbewegung, selber aus dieser Barbarei zu befreien, hielt bis zu seinem Tode an und bestimmte zuerst auch weitgehend das Denken aller seiner engeren Familienangehörigen.

Auch wenn sich Thomas Mann politisch für immer von Deutschland abwandte und sich für die Schweiz als letzten Wohnsitz entschied, so blieb er kulturell und sprachlich Deutschland immer verpflichtet. Eine Spannung, die seine Trauer und seinen Schmerz um das Verlorene vielleicht um so mehr vergrößerte. In einem 1949 auf englisch in Amerika und dann, auf deutsch, in der Schweiz veröffentlichten Aufsatz äußert er:

In der Paulskirche schon hatte ich, unter Beifall, erklärt, daß mein Besuch dem alten Vaterland als Ganzem gelte, daß es für mich keine Zonen gebe und hatte die Frage gestellt, wer denn die Einheit Deutschlands gewährleisten und repräsentieren solle, wenn nicht ein unabhängiger Schriftsteller, dessen wahre Heimat die freie, von Besatzungszonen unberührte Sprache sei...

Wir wissen heute nicht, wie konsequent Thomas Mann die Emigration aus Nazideutschland vollzogen hätte ohne Zutun seiner Familie, vor allem seiner Frau Katia und der beiden ältesten Kinder, Erika und Klaus. Katia hatte – wie sie mir noch selbst erzählte – bereits 1923, als sich der Wahnsinn der deutschen Inflation auf seinem Höhepunkt befand – als man sich beispielsweise nur noch mit einem Wäschekorb voller Papiergeld einen Laib Brot kaufen konnte –, geäußert: „Ein Volk, das sich das gefallen läßt, wird sich noch ganz andere Dinge gefallen lassen“. Wobei man hier natürlich sagen muß, daß dieses passive ‚sich gefallen lassen‘ in dieser Voraussage weit hinter dem zurückstand, was, zehn Jahre später, wirklich geschah. Thomas Mann äußerte sich schon Jahre vor der Machtergreifung scharf gegen die aufkommende Nazibewegung. Andererseits wissen wir, welche Mühe er hatte, sich noch 1936, vom Züricher Exil aus, zu einer ersten eindeutigen öffentlichen Stellungnahme gegen das deutsche Verbrecherregime durchzuringen. Ohne das bekannte Ultimatum von Erika und Klaus wäre dies vielleicht nie oder zu spät oder anders geschehen. Erikas fulminante Aktivitäten mit ihrem politischen Kabarett ‚Die Pfeffermühle‘ hat Thomas Mann immer bejaht und bewundert, und wir wissen, daß sogar der Name des Kabarets von ihm stammt. Anders erging es Klaus. Bei der in den Dreißigerjahren von ihm herausgegebenen politisch-literarischen Exilzeitschrift *Die Sammlung* wirkten mehrere namhafte Emigranten mit, darunter auch sein Onkel Heinrich. Sein Vater Thomas dagegen verweigerte ihm die Mitarbeit, angeblich, weil ihm diese Zeitschrift zu radikal erschien.

Im amerikanischen Exil, wo sich im Jahre 1940 endlich alle sechs Kinder und der Bruder Heinrich mit seiner zweiten Frau Nelly, auch räumlich zusammenfanden, waren inzwischen die letzten innerfamiliären Differenzen beseitigt. Sehr bald nach dem Sieg über den deutschen Faschismus zog das nächste, die Geister vereinende, politische Unglück auf: der kalte Krieg und die McCarthy-Ära, von der vor allem Thomas Manns Lieblingstochter Erika betroffen war. Auf meine spätere Frage an meinen Großvater, warum er und seine Frau, nur fünf Jahre nach dem Krieg, Amerika für immer verlassen hätten, antwortete er mir, es habe wohl einige Gründe gegeben: die alte europäische Heimat, der Tod oder Weggang von immer mehr Emigrantenfreunden in Californien usw. Das eigentlich Entscheidende sei jedoch gewesen, so sagte er, daß Erika sich politisch in Amerika nicht mehr halten können und daß er und Katia nicht ohne ihre Älteste leben wollten.

Noch in Amerika äußerte man sehr einheitliche Gedanken: gegen die anti-kommunistische Politik des Nachkriegsamerika, die man in bedenkliche Nähe zum besiegten europäischen Faschismus rückte, ja, sie fast als dessen Neuaufgabe betrachtete, und, wie wir teilweise aus spät veröffentlichten Schriften Thomas Manns wissen, tendenziell sogar ein Credo für die Grundidee des russisch-sowjetischen Kommunismus. Thomas stand damals politisch zweifellos ziemlich stark unter dem suggestiven Einfluß seiner Tochter Erika. Auch das etwa zur selben Zeit an Thomas' Bruder Heinrich ergehende Angebot, das Amt des Präsidenten der Ostberliner Akademie der Künste anzutreten, hat meines Wissens in der Familie keine besonderen Kontroversen hervorgerufen. Auch Thomas Mann hatte sich nach dem Krieg geschickten Werbungsversuchen seitens der neuen ostdeutschen Regierung zu stellen. So verzichtete er noch Ende 1954 auf den ‚Stalin-Friedenspreis‘ (‚Goldner Stern‘), und er vermerkte dazu in seinem Tagebuch etwas geschmerzt: „Aber was man der ‚freien Welt‘ zuliebe alles wegwirft. Es sind schon rund 300.000 Franken“. Dafür nahm er einen Pelz an, den ihm ein ostdeutscher Gesandter in die Schweiz geschmuggelt hatte, mit dem Tagebuchkommentar: „prächtig. Nerz und Otterkragen“.

Ich komme nun zur sehr andersartigen Vorgeschichte der eben skizzierten Phase. Ich gehe zurück zum eigentlichen Beginn des politischen Dreiakters des Verhältnisses der Familie Mann zu Deutschland in diesem Jahrhundert.

Ich glaube, das bekannteste Merkmal dieser ersten Phase ist der politische und kulturelle Gegensatz zwischen den beiden großen Geistesrepräsentanten Thomas und Heinrich während des Ersten Weltkrieges. Vielleicht weniger bekannt ist, daß in diesen Gegensatz auch andere erwachsene Familienmitglieder mit involviert gewesen sind. So sind beispielsweise von der damals über sechzigjährigen, brasilianischen Mutter der beiden Brüder, Julia Mann, Briefe er-

halten, in denen sie wenige Tage nach Kriegsausbruch ihren Ältesten, Heinrich, dazu ermahnt, sich dem Kriegsdienst zu stellen und anschließend die ersten erfolgreichen Vorstöße der deutschen Truppen in Flandern bejubelt. Knapp zwei Monate später, am 1. Oktober 1914, lesen wir von ihr, ebenfalls an Heinrich:

Noch eins, lieber Heinrich, verzeih, wenn es Dir nicht lieb ist, daß ich noch einmal auf den Krieg zurückkomme. Mir ist es aber immer traurig, daß Du Deutschland von je nicht recht gibst. Du weißt doch, wodurch dieser Krieg, ganz gegen Deutschlands Willen, entfacht wurde... Manche große Diplomaten hatten den Krieg schon früher kommen sehen, weil Deutschland zu groß und mächtig wurde; daher auch der Dreiverband! Wir wären vielleicht ihre guten Freunde, wenn wir etwa wie die Schweiz, Dänemark, Holland oder Skandinavien wären, selbständig, aber immer in Furcht vor Größeren, nein, es wäre schön, wenn die ganze Welt den Germanen gehörte, und wenn England sich bessert, darf es mit dazu rechnen.

Dieser Brief ist einmal natürlich äußerst bemerkenswert, wenn man bedenkt, daß er aus der Feder einer gebürtigen Brasilianerin stammt. Und es mutet wohl auch etwas ungewöhnlich an, daß eine Mutter ihren eigenen Sohn in den Kriegsdienst schicken will. Aber fast noch interessanter scheint mir, daß Julia mit ihrem unverhohlenen Bekenntnis zu Deutschland in der durch den Kriegsausbruch vollends entzündeten ideologischen Auseinandersetzung zwischen ihren beiden älteren Söhnen eindeutig Partei ergreift. Heinrich hatte zu dieser Zeit den *Untertan* verfaßt. Und die gegen seinen jüngeren Bruder gerichteten Spitzen in seinem Aufsatz über Emile Zola gaben Thomas den letzten Anstoß zur Abfassung seiner umstrittenen *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Die bekannte Folge war, daß sich die beiden Brüder während des Krieges fast ein Jahr lang vollständig aus dem Weg gingen. Was für ein Unterschied zu den späteren Vierzigerjahren.

Nach wie vor wichtig und interessant bleibt die Frage, wie weit von der brasilianischen Mutter Julia ein kultureller oder gar politischer Einfluß auf ihre Söhne ausgegangen ist. Die bisherigen Antworten auf diese Frage sind wenig ergiebig, unscharf und nach meiner Meinung reichlich spekulativ. Mein Großvater, mit dem ich mich viel über unsere gemeinsame komplexe Herkunft unterhalten habe, hat mir gegenüber fast nie über seine Mutter gesprochen, wohingegen er seinen Vater häufig, und immer voller Hochachtung und Respekt, erwähnte. Auch geschrieben hat er über seine Mutter sehr wenig. Aber das heißt nicht, daß sein starker, auch literarischer Bezug etwa zu Italien nicht wenigstens indirekt von seiner Mutter herrührt. Wie weit die große, ironische Distanz des jungen Autors der *Buddenbrooks* zur Lübecker Bürgerschaft dessen ‚fremder‘ Mutter zu verdanken, ja, vielleicht sogar Ausdruck einer gewissen Solidarität mit ihr ist, bleibt sicherlich völlig offen. In diesem Zusammen-

hang ist allerdings bemerkenswert, daß Thomas' Mutter praktisch die einzige Zentralfigur ist, die in den *Buddenbrooks* nicht Modell gestanden hat. Gerda Arnoldsen ist eine verhältnismäßig wenig prägnante Figur mit holländischer Herkunft, die mit der Brasilianerin Julia Mann-Bruhns so gut wie nichts zu tun hat. Bei dem mit Leib und Seele mit der französischen Kultur verbundenen Heinrich dürfte der mütterliche Einfluß eindeutig stärker gewesen sein. Ohne diesen Einfluß hätte Heinrich kaum seinen Roman *Zwischen den Rassen* geschrieben, an dessen Beginn er fast mit Julias eigenen Worten deren Geburt im brasilianischen Urwald beschreibt. Es sieht fast so aus, als hätten die beiden Brüder in ihrem politisch-literarischen Grabenkrieg während des ersten Weltkrieges ein bißchen den ethnischen Widerstreit in Julia selbst ausgefochten. Eine als Kind schmerzhaft aus ihrer Heimat herausgerissene Brasilianerin wünscht sich auf ihre alten Tage die Germanisierung der ganzen Welt. Wie ist dieser ideologische Salto mortale zu erklären? Vielleicht als Kompensation eines nie wirklich überwundenen Kindheitstraumas? Ich weiß es nicht.

Nach der Phase der verhältnismäßigen innerfamiliären Einigkeit während des Zweiten Weltkriegs verliefen die Wege der einzelnen Mitglieder der Familie Mann wieder in sehr unterschiedliche Richtungen auseinander. Es ist dies die dritte und letzte der von mir skizzierten drei Phasen.

Heinrich unternahm seine Ende der Vierzigerjahre geplante Reise nach Ostberlin nicht mehr. Er starb im März 1950. Sein Grab befindet sich heute, in einem sehr ungepflegten, fast verwahrlosten Zustand und daher nur schwer identifizierbar, ganz in der Nähe von dem von Bertolt Brecht, auf dem Ostberliner Dorotheenstädtischen Friedhof.

Für den Selbstmord von Klaus Mann vier Jahre nach dem Krieg sind sehr verschiedene, durchaus auch unpolitische Gründe maßgeblich gewesen. Eine Bedingung dafür war jedoch auch sicherlich die, daß Klaus durch das amerikanische Exil nicht nur politisch, sondern auch kulturell so radikal aus der Bahn geworfen war, daß er nach seiner Rückkehr nach Europa keinen Weg mehr zu seinen Ursprüngen und zu sich selbst zurückfand. In Amerika hatte er durch seine mühsam erkämpfte Aufnahme in die amerikanische Armee gegen Hitler eine beglückende, aber zeitlich begrenzte, neue Identität gefunden. Er schrieb zu dieser Zeit immer weniger auf deutsch, fast alles nur noch auf englisch. Dies gilt insbesondere für die erste Fassung des *Wendepunkt*, *The turning point* und auch für gewisse unveröffentlichte Briefe an seine Mutter Katia aus einem amerikanischen Armee-camp in Bayern kurz nach Kriegsende. Als Klaus sich, sicher auch beinflusst durch seine Schwester Erika, wenige Jahre nach dem Krieg von Amerika abwandte, verlor er vollends den Boden unter den Füßen. Anders als sein Vater, fand er nicht mehr oder nicht mehr ausreichend den Anschluß wenigstens zur deutschen Kultur und zur deutschen Sprache. Einer der

unmittelbaren Auslöser für seinen Selbstmord war die briefliche Absage eines deutschen Verlegers, seinen *Mephisto* zu drucken, aus Angst vor dem in Deutschland wieder zu großem Ansehen gekommenen Gustav Gründgens.

Von den übriggebliebenen, vor allem älteren Kindern von Thomas Mann, machten besonders Erika und Golo nach dem Krieg politisch sehr unterschiedliche Entwicklungen durch. Dies zeigte sich besonders nach der Rückkehr von beiden von Amerika nach Europa, also erst gegen Ende der Fünfzigerjahre, als auch Golo endgültig Californien verließ. Doch bereits aus den frühen Fünfzigerjahren erinnere ich mich lebhaft an mindestens zwei äußerst heftige Auftritte politischen und ideologischen Inhalts zwischen den Geschwistern Erika und Golo. Ein besonders gravierender fand in deren Elternhaus in Erlenbach bei Zürich statt, als ich mich dort, zwölfjährig, gerade zusammen mit meinem Bruder Toni in den Internatsferien aufhielt. Auf meine besorgte Frage an meine Tante Erika kurz nach dem lautstarken Gewitter, wer denn nun in der betreffenden Streitfrage ‚recht‘ habe, bekam ich die unvergessliche Antwort: ‚Ach, weißt du. Man kann nicht gleichzeitig von Geschichte und von Politik viel verstehen. Onkel Golo ist Historiker. Er versteht viel von Geschichte und daher nicht so viel von Politik. Bei mir ist es umgekehrt.‘

Erika hat ihre kritische, ja feindselige Haltung zu Deutschland, insbesondere Westdeutschland, bis zu ihrem Tod nie aufgegeben. Sie hat bei der Verfilmung einiger Werke ihres Vaters in Deutschland die sich ihr dort bietenden guten Arbeitsmöglichkeiten genutzt, ohne dort je wirklich Wohnsitz zu beziehen und ohne sich auch innerlich diesem Land jemals wieder zu nähern. Golo hingegen bemühte sich bald nach dem Tod seines Vaters nicht nur kulturell, sondern, als einziger, auch politisch um eine versöhnungsvolle Rückkehr in die neue provisorische, westdeutsche Teilrepublik. Mit der Aufgabe seiner amerikanischen Lehrtätigkeit im Jahre 1957 übernahm er gleichzeitig Lehraufgaben an der Universität Münster in Westfalen, verfaßte irgendwo am Bodensee seine *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* und wurde 1960 zum Ordinarius für Geschichte an die Universität Stuttgart berufen. Er schaltete sich mit wachsendem Engagement in die westdeutsche Politik ein und versuchte sie zu beeinflussen. Wir wissen, wie wechselhaft dieser Weg verlaufen ist. Von seiner Beratertätigkeit im Bonner Kanzleramt von Willy Brandt um 1970 herum bis hin zu seinem Auftreten in der CSU-Zentrale in Bayern etwa zehn Jahre später, wo Golo, mehr vielleicht, als ihm lieb war, sich vor die Interessen und vor allem den Wahlkampf von Franz Josef Strauß spannen ließ.

Ich will mir heute über diesen Weg, den Golo, im großen Unterschied zu seinem Bruder Klaus, in Deutschland nach dem Kriege gegangen ist, kein Urteil anmaßen. Habe ich als derjenige, der weitaus am längsten der Familie Mann im Nachkriegsdeutschland gelebt hat, doch selber genügend die Schwie-

rigkeiten kennengelernt, mich in der westdeutschen Parteienlandschaft zu rechtzufinden oder gar Vertrauen aufzubauen.

Damit möchte ich am Schluß noch einige Worte zu meinem eigenen Verhältnis zu Deutschland sagen.

Meine persönliche Beziehung zu unserem kulturellen Ursprungsland war seit meiner frühen Kindheit im Californischen Exil sehr belastet. Während der mich prägenden Kriegsjahre hörte ich fast täglich Berichte über die neuesten von ‚den Deutschen‘ verübten Kriegsgreuel. Mein erster visueller Eindruck von Europa stammt aus unserer Ankunft mit dem Schiff in dem von Görings Luftwaffe völlig zerbombten Hafen von Rotterdam im März 1947 – ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Erst als Halbwüchsiger betrat ich, überaus zögernd, aus eigenem Antrieb deutschen Boden. Mit 24 Jahren schaffte ich den Sprung nach München als dauerhaften Studien- und Wohnort. Dort heiratete ich sogar bald in eine sehr repräsentative deutsche Familie, was mir die weitere Integration in dieses Land erleichterte. Aber innerlich richtig anfreunden konnte ich mich mit dieser Bundesrepublik nicht. Ein Leben in Deutschland blieb für mich auf Dauer an die Bedingung geknüpft, als Schweizer und amerikanischer – und niemals deutscher – Staatsbürger, beide deutsche Teilstaaten aufzusuchen, sie, gegen alle Vorurteile, von innen kennenzulernen und zeitweise in ihnen beiden zu leben, was mir ab Mitte der Siebzigerjahre auch gelang. Ich nahm an der Universität Leipzig eine halbjährige Gastdozentur an und habilitierte mich anschließend dort – was man mir in Westdeutschland sehr verübelte und was mir Hindernisse in die dortige Universitätslaufbahn legte. Nach dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung wendete sich mein Verhältnis zu Deutschland eindeutig zum Positiven. Erstens hatte nach meinem Dafürhalten das deutsche Volk – das heißt, beachtliche Teile der ostdeutschen Bevölkerung – das fertiggebracht, was das deutsche Volk 1945 nicht vermocht hatte: nämlich sich aus eigenen Kräften und unter großen Gefahren – wenige Monate nach dem Massaker in Peking – gegen ein diktatorisches Regime zu erheben und damit dessen endgültigen Sturz einzuleiten. Dies verlangte mir meine uneingeschränkte Bewunderung ab. Zweitens beendete der Friedensvertrag zwischen Deutschland und den Siegermächten im Jahr 1990 den jahrzehntelangen politischen Schwebezustand und die unterschwellig bedrohliche Unsicherheit der deutschen Ostgrenzen, und es war eine Grundlage geschaffen für eine neue, auch politische Identität des wiedervereinten Deutschland im Konzert der europäischen und außereuropäischen Staaten. Daß die Entwicklung dorthin, besonders innenpolitisch, heute langsamer verläuft als vielleicht gewünscht und erwartet, ist gewiß nicht nur die Schuld Deutschlands. Auch außenpolitisch vollzieht Deutschland eine immer stärkere europäische und außereuropäische Integration, die das spezifisch eigene nicht

vergessen soll. Dies ist eine Entwicklung, die mich – vorsichtig und langsam und in biografisch vorgegebenen Grenzen – mit zunehmendem, neuem Vertrauen erfüllt und die es mir erleichtert, zu meiner Zugehörigkeit zur mitteleuropäisch-deutschen Kulturtradition zu stehen. Die schrittweise Weiterentwicklung Deutschlands hat sicherlich auch umgekehrt Auswirkungen auf das Verhältnis dieses Landes zu meiner Familie gehabt. Ich muß gestehen, daß ich das Verhältnis dieses Deutschland zu uns heute immer noch als ein wenig verkrampft empfinde. Das gilt vielleicht weniger für die Rezeption von Thomas als von Heinrich Mann. Dieser wird noch heute in einigen Kreisen – aus nicht offen ausgesprochenen politischen Gründen – mit erheblicher Distanz, ja, Ablehnung bedacht, und er findet nicht die literarische Anerkennung, die er meiner Ansicht nach verdient. Auch das ist ein langwieriger Prozeß, der sich möglicherweise über mehrere Generationen erstreckt.

Es war das Schicksal der Familie Mann, daß das Land ihrer ursprünglichen kulturellen Zugehörigkeit diese Familie vertrieben und damit zu einer Erweiterung ihrer politischen und kulturellen Identität bis hin nach Übersee gezwungen hat, was auch nicht mehr rückgängig zu machen war, als Deutschland zur Zivilisation zurückfand. Andererseits wurde dieser Identitätswechsel wahrscheinlich auch dadurch erleichtert, daß dieser Familie in ihren Ursprüngen auch Nichtdeutsches innewohnte. Ich meine vor allem die bereits mehrfach erwähnte Abstammung der beiden bedeutendsten Vertreter von einer brasilianischen Mutter.

Für mich war die Wiederentdeckung dieser multikulturellen Verflechtung vor einigen Jahren durch das Buch von Marianne Krüll *Im Netz der Zauberer – eine andere Geschichte der Familie Mann* gerade in der heutigen Zeit des vermehrten Zusammenrückens der Völker besonders wichtig. Sie veranlaßte mich, als ersten meiner Familie, also erst in der vierten Generation, zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Brasilien und inzwischen zu drei Reisen dorthin, auch zu dem Haus, in dem meine Urgroßmutter Julia ihre frühe Kindheit verbracht hat. Dieses Haus befindet sich, baulich in immer noch erstaunlich gutem Zustand, in landschaftlich äußerst reizvoller Lage in der kolonialen und touristischen Museumstadt Paraty an einer der Inselbuchten südlich von Rio de Janeiro. Eine Gruppe von schweizerischen, brasilianischen und deutschen Freunden und ich haben inzwischen damit begonnen, in diesem Haus und der zugehörigen Stadt Paraty, die wir als bleibendes multikulturelles Symbol, als Kreuzungspunkt zwischen europäischer und brasilianischer Kultur betrachten, ein nach Julia Mann benanntes, eurobrasilianisches Kulturaustauschzentrum im Geiste meiner deutschen, brasilianischen und schweizerischen Vorfahren aufzubauen: Über dieses Kulturzentrum näher zu berichten, würde den Rahmen meines heutigen Vortrags überschreiten.

Albert von Schirnding

„Abdankung“ – Phantasie über ein Thema Thomas Manns

Nicht an der Allmacht des Helden, sondern an seiner Ohnmacht entzündete sich die Lust des Knaben. Ein Siegfried, der nur den Drachen erschlagen, nur Brünnhilde bezwungen hätte, wäre ihm womöglich gleichgültig geblieben. Den Fresken von Julius Schnorr von Carolsfeld in den Nibelungensälen der Münchner Residenz waren die Illustrationen nachgebildet, die meine prächtige Ausgabe des *Nibelungenlieds* schmückten. Das Bild der Bilder: Siegfried im Eichenwald vor dem Brunnen knieend, eine Hand gegen einen mächtigen Stamm gelehnt, in der andern das Horn, aus dem er gierig trinkt. In seinem Rücken, hinterrücks im schrecklichsten Sinn des Wortes, Hagen mit wildem Mantelschwung zum Speerwurf ausholend. Siegfrieds Locken fallen knapp über die fatale Stelle, wo Kriemhild zwischen die Schulterblätter das Kreuzchen auf sein Gewand genäht hat. Wenn ich die Augen schloß, konnte ich den verwundbaren Punkt im eigenen Rücken spüren.

„Doch bald schwand ihm die Stärke,/ Er konnte nicht mehr stehn,/ Die Kräfte seines Leibes/ Die mußten jäh zergehn./ Da er des Todes Zeichen/ In lichter Farbe trug...“¹ Hier war er Vers und Reim geworden: der Augenblick der Abdankung des Helden, dem zuliebe ich den langen Marsch durch Siegfrieds heroische Karriere auf mich genommen hatte. Sein Sturz gewann durch die Fallhöhe, die freilich erst einmal an seiner Seite erklommen sein wollte.

Ein paar Jahre später nahm Siegfried für mich die Züge Thomas Buddenbrooks an. Welche Schmiedekunst hatte sein Autor darauf verwendet, seinem Helden den Sockel zu errichten, von dem er ihn dann in den Abgrund stürzen konnte. Die Wahl zum Senator, der Bau des Hauses zwingen die Peripetie herbei (I, 431). „Wenn das Haus fertig ist, so kommt der Tod“: Beizeiten, 1895, hatte sich Thomas Mann aus Georg Brandes' Buch über *Die romantische Schule in Frankreich* das türkische Sprichwort notiert.²

Der Abdankung geht die Verstellung voraus: Der Repräsentant der selbstbewußten und mächtigen Hansestadt gewöhnt sich mehr und mehr daran, seine Mattigkeit, seine Sorgen, seine Resignation hinter einer Maske von überlegener Sicherheit zu verbergen. Ehe die Lektüre des Schopenhauerkapitels über den Tod seine Abdankung einleitet, ist er zum Schauspieler seiner selbst ge-

¹ Das Nibelungenlied 987.

² Notb I, 49.

worden; Haltung und Würde sind das Produkt einer alle Kräfte in Anspruch nehmenden, schließlich zermürbenden Kunstanstrengung (vgl. I, 614).

„Ich und die Wahrheit sind geschieden auf ewig!“ Das ist nicht die Tonart Thomas Buddenbrooks und seines Erzählers, sondern des Schillerschen *Demetrius*³: des Hochstaplers auf dem Zarenthron, der sich zu Thomas Manns berühmtesten Hochstaplerfiguren Krull und Joseph so ungleich verhält wie das Pathos zur Ironie. Aber dem Autor des *Versuchs über Schiller* war die Lust am Spiel weitgehend vergangen. Demetrius wird zur Maske des seine Kunst und seinen auf ihr beruhenden Ruhm bezweifelnden, an der Präzeptor-Rolle verzweifelnden Dichters:

Erwägt man, was für einen Künstler, einen Dichter, der Glaube an sich selbst, seine Echtheit und Reinheit, seinen Adel, seine Menschheitssendung bedeutet, so hat die Intensität etwas Furchtbares, mit der ein solcher auf dem Gipfel seines Erfolgs, da alles ihm nach Wunsch gegangen, alles an ihn glaubt und sich für ihn begeistert, den Gedanken der *Falschheit* durchlebt und durchwühlt, den Gedanken der *Täuschung* und des *Blendwerks*, mit deren Geheimnis eine Seele, geschieden auf ewig von der Wahrheit, alleine leben und vorwärts gehen muß, um nicht durch Selbstentlarvung das Volk aus seinem Irrtum, seinem begeisterten Glauben zu reißen und es damit ins Unglück zu stürzen (IX, 927).

Dies wurde geschrieben in jenem „letzten Jahr“, das nach dem Bericht der Tochter Erika ein Erntejahr war, das „von Wunscherfüllung und Traumerfüllung vieles an sich“ hatte⁴, in Wahrheit aber, wie wir definitiv durch das Tagebuch wissen, eher das Jahr einer qualvollen Abdankung war, der Abdankung des Zauberers. Das Befangensein in der Lüge gehört zur Ausübung von Demetrius' Herrschaft, wie die Täuschung für den Zauberer Thomas Mann zur Ausübung seines Handwerks gehört. Ein gemeinsames mythisches Muster ist der sich verstellende Held. Siegfried wird verraten, Tristan verrät. Sein Ruf und Ruhm als siegreicher Streiter seines Königs beruhen auf seiner Rolle im Freiheitskampf Cornwalls gegen Irland, dessen Vorkämpfer Morold von ihm erschlagen wurde. Aber hinter dem Schein der großen Tat verbergen sich Schwäche, Siechtum, physisches und psychisches Elend. Die Wunde, die er von Morold empfangt, will sich nicht schließen: Nur die zauberkräftige Ärztin Isolde kann ihm helfen. Welche Demütigung! Im kleinen, armen Kahn kehrt der Sterbenskranke, Todesmatte in das besiegte Feindesland zurück. Da Isolde Morolds Braut war, muß er ihre Rache fürchten und sie unter falschem Namen

³ Friedrich Schiller: Sämtliche Werke. Dritter Band: Dramatische Fragmente/Übersetzungen/Bühnenbearbeitungen, hrsg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, München 1959, S. 64.

⁴ Erika Mann: Mein Vater, der Zauberer, hrsg. von Irmela von der Luhe und Uwe Naumann, Reinbek bei Hamburg 1996, S. 58.

aufsuchen. Doch Wahrheit und Lüge vertauschen sich. War Tristan ein Scharlatan, so bezeichnet Tantris den wahren Mann. Hinter der Maske des strahlenden Helden erscheint das Gesicht des Nacht- und Todgeweihten, des Lebens- und Liebeswunden.

Seine Epiphanie in der frühen Nachkriegsära des Regensburger Stadttheaters, die mit der eigenen Lebensfrühe zusammenfiel, löschte Siegfrieds Bild, es durch Hinfälligkeit übertrumpfend, aus. Nicht wie dieser von Verwundbarkeit nur bedroht, sondern von Geburt an, nein: durch seine Geburt traumatisiert, so daß die Wunde, die Morold, dann Melot ihm schlägt, nichts als die jeweils aktuelle Erscheinungsform jenes eingeborenen Stigmas der Lebensschwäche darstellt: In dieser Tonart vernahm ich die Botschaft der klagenden Weise des Hirten, die Botschaft von Tristans Lebens-Weise. Ein Held nach meinem Geschmack, mir erkoren, mir verloren.

Auch Rudi Schwerdtfeger übrigens, der fröhliche Tristan seines melancholischen Königs Adrian, der ihn als Werber zu Marie Godeau schickt (VI, 565), hat einen Defekt zu verbergen: Ihm fehlt eine Niere. Erst bei der Mobilmachung 1914 stellt sich seine Kriegsuntauglichkeit heraus (VI, 403). Und der anderen Isolde in dieser Geschichte, Ines Institoris, ist das nur allzu recht (VI, 444).

Ist die Liebe an Tristans Elend schuld, der Einbruch ihrer zerstörenden Gewalt in die Welt des Tageshelden mit ihrer Wertordnung und ihren Spielregeln? Der Schöpfer des *Tristan* will es uns glauben machen. In seiner dem Brief an Mathilde Wesendonck vom 19. Dezember 1859 beigefügten Erläuterung des *Tristan*-Vorspiels heißt es: „Nun [nach dem Genuß des Liebestranks] „war des Sehnsens, des Verlangens, der Wonne und des Elends der Liebe kein Ende: Welt, Macht, Ruhm, Ehre, Ritterlichkeit, Treue, Freundschaft – alles wie wesenloser Traum zerstoßen [...]“⁵ Wagner hatte seinen Schopenhauer gelesen, in dessen *Metaphysik der Geschlechtsliebe* Eros als „feindsälicher Dämon“ geschildert wird, „der Alles zu verkehren, zu verwirren und umzuwerfen bemüht ist“⁶ und den Helden zur Abdankung zwingt:

Ein Held schämt sich aller Klagen, nur nicht der Liebesklagen [...] Hier wird die Ehre, welche bisher jedes Interesse überwog, aus dem Felde geschlagen, sobald die Geschlechtsliebe [...] ins Spiel kommt [...]

⁵ Richard Wagners Gesammelte Schriften, hrsg. von Julius Knapp. Neunter Band: Musikalische Erläuterungen, Leipzig o.J., S. 62.

⁶ Arthur Schopenhauer: Zürcher Ausgabe, Band IV: Die Welt als Wille und Vorstellung, Zweiter Band. Zweiter Teilband, Zürich 1977, S. 624.

⁷ Ebd., S. 646 f.

Allerdings wollte Wagner nur Schopenhauers Phänomenologie der Liebesleidenschaft gelten lassen, nicht ihre ernüchternde Metaphysik. Der Philosoph sieht im Geschlecht den Brennpunkt des zutiefst verabscheuungswürdigen, folglich (das ist *sein* kategorischer Imperativ) zu verneinenden Willens zum Leben, in der „Geschlechtsliebe“ seine stärkste Manifestation.⁸ Wagner dagegen glaubte in der „zwischen Mann und Weib keimenden Liebe“ einen „Heilsweg zur vollkommenen Beruhigung des Willens“ zu erkennen.⁹ So sterben Tristan und Isolde ihren Liebested gegen Schopenhauer. Für diesen ist die Abdankung des Individuums keineswegs identisch mit der Abdankung des Willens, seiner Selbstumkehr und Selbstaufhebung, dem sich in der Figur des Heiligen verkörpernden „Zustande der freiwilligen Entsagung“.¹⁰ Wie Wagners Tristan verwechselt auch Thomas Buddenbrook, der ja nur das Kapitel *Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich* aus dem zweiten Teil der *Welt als Wille und Vorstellung*¹¹ gelesen hat, Individuum und Willen. Er hofft, in einem starken Knaben, „gerade gewachsen und ungetrübt, rein, grausam und munter“, einem „von diesen Menschen, deren Anblick das Glück der Glücklichen erhöht und die Unglücklichen zur Verzweiflung treibt“ (I, 658), in einem Sohn also fortzuleben, der Hannos genaues Gegenbild ist. Doch diese Hoffnung, dieser Trost beruhen eben auf einem Mißverständnis von Schopenhauers Lehre. Er teilt es mit seinem Autor. Im *Lebensabriß* heißt es:

Nicht um ‚Weisheit‘, um die Heilslehre der Willensumkehr, dies buddhistisch-asketische Anhängsel, das ich rein lebenskritisch-polemisch wertete, war es mir zu tun: was es mir antat auf eine sinnlich-übersinnliche Weise, war das erotisch-einheitsmystische Element dieser Philosophie, das ja auch die nicht im geringsten asketische Tristanmusik bestimmt hatte [...] (XI, 111).

Da kommt Ernst Scholz, der Gegenspieler des Marquis von Keith in Wedekinds im Jahr des Erscheinens von *Buddenbrooks* uraufgeführtem Stück, der Schopenhauerschen Wahrheit schon näher. In der Schlußszene erklärt er seinem ehemaligen Freund, er habe sich von seinen Illusionen losgerissen und gehe in eine Privatheilanstalt. „Lassen wir den Wettstreit! – Ich leiste endlich den großen Verzicht [...] Ich bin zu Verstand gekommen.“¹² Scholz fordert Keith auf, ihn zu begleiten. Für den Autor der kleinen Huldigung, die zu Wedekinds

⁸ Arthur Schopenhauer: Zürcher Ausgabe. Band II: Die Welt als Wille und Vorstellung. Erster Band. Zweiter Teilband, Zürich 1977, S. 412.

⁹ Richard Wagner an Mathilde Wesendonck. Tagebuchblätter und Briefe. Dreißigste durchgesehene Auflage. Berlin 1906, S. 79.

¹⁰ Arthur Schopenhauer: Zürcher Ausgabe (s. Anm. 8), S. 470.

¹¹ Arthur Schopenhauer: Zürcher Ausgabe (s. Anm. 6), S. 542-596.

¹² Frank Wedekind: Der Marquis von Keith. Schauspiel in fünf Aufzügen, Stuttgart 1964, S. 81, 83.

50. Geburtstag im Juliheft 1914 des Neuen Merkur erscheint, ist es „eine ungeheuerliche Szene“ (X, 76). (Derselbe Autor wird vier Jahrzehnte später Schillers Demetrius-Monolog „die psychologische Skizze von etwas Ungeheuerlichem“ (IX, 927) nennen.) Thomas Mann rekapituliert die Szene aus dem *Marquis von Keith* um der Formel willen, die ihm ihre Quintessenz auszudrücken scheint:

In einem nichtssagenden modernen Zimmer wechseln zwei Männer in bürgerlicher Kleidung kurze und glasklare Repliken. Aber dahinter spukt und lockt ein Mysterium. Es ist das Mysterium der Abdankung. Wer es fassen kann, der fasse es (X, 76).

Ja, wer es ganz fassen könnte. Der hätte, was der Dürftigkeit und Ichbefangenheit der meisten Menschen, den Verfasser der *Welt als Wille und Vorstellung* eingeschlossen, verwehrt ist, das Ziel der Schopenhauerschen Ethik erreicht, er wäre zum „Heiligen“ geworden.

Er erkennt das Ganze, faßt das Wesen desselben auf, und findet es in einem steten Vergehn, nichtigem Streben, innerm Widerstreit und beständigem Leiden begriffen, sieht, wohin er auch blickt, die leidende Menschheit und die leidende Thierheit, und eine hinschwindende Welt.¹³

Am Weltüberwinder zeigt sich

jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Raphael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist.¹⁴

Literarische Werke sind keine Evangelien. Der „Heilige“ als literarischer Held müßte tödliche Langeweile hervorrufen. (Thomas Mann hat ihn in den *Vertauschten Köpfen* in der Figur des Einsiedlers Kamadamana, des „Bezwingers der Wünsche“ (VIII, 775), karikiert.) Schon deshalb verknüpft sich – wie in Tristans prominentem Fall – das Thema der Abdankung vorzugsweise mit Eros, unter dessen als Heimsuchung erfahrener Herrschaft der bis dato Herrschende abdankt. In Heinrich Manns Novelle *Abdankung*¹⁵ gerät der Schüler Felix in den Sog der Anziehungskraft seines Klassenkameraden Hans Butt; die homoerotische Hörigkeit zieht ihn schließlich „zu den Fischen“¹⁶ hinunter:

¹³ Arthur Schopenhauer: Zürcher Ausgabe (s. Anm. 8), S. 469.

¹⁴ Ebd., S. 507.

¹⁵ Heinrich Mann: *Abdankung*, in: H.M., *Stürmische Morgen*. Novellen. Mit einem Nachwort von Ariane Martin und einem Materialienanhang, zusammengestellt von Peter-Paul Schneider, Frankfurt/Main 1991, S. 93-107.

¹⁶ Ebd., S. 107.

Felix ertränkt sich. Eine perverse Spielart von Liebestod also, dessen Befremdlichkeit aber nicht im Homoerotischen, sondern darin liegt, daß er die letzte Konsequenz einer „Abdankung“ ist.

Denn Felix, ein schwächlicher und in ärmlichen Verhältnissen lebender Junge, der – hierin Thomas Buddenbrook (vgl. I, 646) und manchem anderen Helden Thomas Manns, auch ihrem Autor nahe verwandt – nichts so sehr fürchtet wie die Lächerlichkeit, kompensiert seine Mängel durch eine übergroße Willenskraft, mit der es ihm gelingt, den Widerstand seiner Mitschüler zu brechen, sie ohne Ausnahme zu seinen Sklaven zu machen. Sein Aufstieg zum absoluten Herrscher führt vom Schlagabtausch mit einzelnen Widersachern, die ebenfalls Anspruch auf Führung erheben, über die völlige Gleichschaltung der Unterworfenen (er tauft sie auf neue, „geringschätzige“ Namen¹⁷) bis zur Selbstidentifizierung mit den wegen ihres stumpfsinnigen Gehorsams maßlos Verachteten:

Wenn er sie tyrannisierte, fühlte er sich auch verantwortlich für ihre Sünden und für ihr Wohlergehen. Er konnte sie nur als Sklaven ertragen; aber wo nicht er selbst befahl, hielt er eifersüchtig auf ihre Würde.¹⁸

Auf dem Scheitelpunkt seiner Macht über die ihm in Liebe und Grauen bedingungslos Ergebenen kommt es zur Peripetie. Der massige Körper des Willenschwächsten, Schlaffsten, Passivsten unter allen, des fetten Hans Butt, zieht ihn unwiderstehlich an, er verfällt dem Dunst des „mit dem friedlichen Geruch erdiger Gemüse“¹⁹ durchtränkten Gärtnersohnes, seine Herrschaft kulminiert in den Befehlen an den Knecht, ihm, dem alle gehorchen, erniedrigende Kommandos zu erteilen, bis die Rollen vollkommen vertauscht sind, die Unterworfenen dem einstigen Führer die Gefolgschaft aufkündigen und ihr Gelächter über ihm zusammenschlägt.

Auch hier wäre die Charakterisierung als „psychologische Skizze von etwas Ungeheuerlichem“ am Platz. Aber im Licht von Heinrich Manns psychologischer Hellsicht zeigt sich deutlicher als in Thomas Manns Variationen des Heimsuchungsthemas, daß dieses „Ungeheuerliche“ nicht mit der dargestellten Macht der Leidenschaft zusammenfällt, so wenig wie letztlich an Tristans Nachtzugehörigkeit und Siechtum seine Liebe zu Isolde schuld ist – oder an Aschenbachs Untergang die Passion für Tadzio. Eros fungiert hier als der Bote des Dionysos, er ist nur Anlaß, nicht Ursache für die fällige rauschhafte Abdankung des krampfhaft gesteigerten Willens zur Selbstbehauptung. Heinrich

¹⁷ Ebd., S. 96.

¹⁸ Ebd., S. 98.

¹⁹ Ebd., S. 100.

Manns Brief, in dem er seinem Bruder die Widmung der Novelle ankündigt, ist verloren. Aber die „guten Gründe“, die diese Widmung motivierten, sind in Thomas Manns Antwort vom 20. November 1905 zitiert.²⁰ Er sei „gewaltig neugierig“ auf sie – und wir sind es noch immer.

Denn Thomas Manns Brief vom 22. Januar 1906²¹, sein Dank für die selbigen Tages erschienene Nummer des *Simplicissimus*, der die „meinem Bruder Thomas“ zugeeignete *Abdankung* enthielt, bringt keine inhaltliche Bestimmung der „guten Gründe“, steigert vielmehr noch unser Bedürfnis nach Stille der Neugier. Da liest man:

Dies seltsam seltsame, tiefe Ding, das in höchster Abgeschlossenheit und Concentration, in raschen, starken, bedeutenden Pointen die perverse Tragödie des Genies als Schulknabengeschichte giebt, ist in meinen Augen das Innigste und Außerordentlichste, was Du geschrieben hast. Dies ist freilich das Urtheil eines Interessirten, den mit diesem Gebilde all das verbindet, was für die Welt in der Widmung seinen sichtbaren Ausdruck gefunden hat. Die Arbeit steht mir so nahe, daß ich sie fast als von mir empfinde und sie ist *als* Arbeit so schnell und leicht mein eigen geworden, daß ich nach einmaliger Lektüre und einem zweiten Überfliegen aus dem Kopf die Reihenfolge der Absätze angeben könnte. Mit einem Worte: ich nehme nicht Theil, ich *habe* Theil daran, und wo man Theil hat, da hat man wohl eigentlich kein Urtheil. Dennoch glaube ich meiner Sache sicher zu sein.

Worin die bezeugte Nähe und Teilhabe bestehen, bleibt offen. Soweit ich sehe, existieren zwei divergierende Deutungen. Die eine – von Richard Winston vorgetragene²² – bezieht die *Abdankung* des seines Glücks verlustig gehenden Felix auf Thomas Manns Liebe zu Paul Ehrenberg. Das würde heißen: Der ehrgeizige Autor der *Buddenbrooks* verfällt auf dem Gipfel seines Erfolgs einer absurden Liebschaft, die ihn ruiniert.

Dagegen sieht Karl Werner Böhm den Zielpunkt von Heinrichs Novelle in seines Bruders Familiengründung, also gerade in der entschiedenen Abkehr von seiner homoerotischen Orientierung.²³ Das würde genau zu Thomas' eigener Interpretation seiner Verhelichung als *Abdankung* passen; ich denke an den berühmten Satz aus dem Brief an Heinrich, der am 17. Januar 1906, also nur fünf Tage vor der Lektüre der Novelle geschrieben ist: „Du bist absolut. Ich dagegen habe geruht, mir eine Verfassung zu geben.“²⁴

²⁰ BrHM, 62.

²¹ Ebd., S. 72.

²² Richard Winston: Thomas Mann. Das Werden eines Künstlers. Von seiner Kindheit bis zur Entstehung von „Tod in Venedig“, München und Hamburg 1985, S. 304 f.

²³ Karl Werner Böhm: Zwischen Selbstzucht und Verlangen. Thomas Mann und das Stigma der Homosexualität. Untersuchungen zu Frühwerk und Jugend, Würzburg 1991, S. 230-233.

²⁴ BrHM, 68.

Böhms Deutung hat die Schwer-Erträglichkeit der Gleichung Hans Butt = Katia Pringsheim gegen sich. Man muß dann vom erotischen Element der Novelle ganz absehen; als *tertium comparationis* bleibt die Verführung eines Ehrgeizigen durch die Wonnen der Bequemlichkeit. Wenn Felix sich rittlings auf Butts Bauch fallen läßt, um ihn zu „entsündige[n]“²⁵, spürt er die Versuchung, sich auf dem zitternden Fett von den Strapazen seiner Machtausübung auszurufen. Mit „einem erschlaffenden Grauen“ versenkt er sich in Butts vegetative Trägheit „wie in einen lauen Abgrund“²⁶. Felix „sann sich, mit Verachtung und Neid, in solch ein Wesen hinein, dessen Schwere nichts aufrüttelte, kein Ehrgeiz, kein Verantwortlichkeitssinn, weder die Not der selbstgeschaffenen Pflichten noch die jener Seltsamkeiten, die sich nicht gestehen ließen.“²⁷ Die „seltsame Ausweitung seines Innern“, die Aschenbach angesichts des Fremden am Eingang zum Münchner Nordfriedhof erfährt (VIII, 446), die sich anschließende Vision eines tropischen Sumpfgebiets, „feucht, üppig und ungeheuer“ (VIII, 447), beschreibt dieselbe Versuchung. Es ist die Tendenz der zur Faust geschlossenen Hand, sich zu öffnen und bequem von der Lehne des Sessels zu hängen (vgl. VIII, 451). Daß Heinrich Mann in der Heirat seines Bruders den Verrat am strengen Dienst des Künstlers zugunsten eines luxuriösen Sichgehenlassens gesehen haben könnte, läßt sich aus der Inständigkeit schließen, mit der Thomas ihm gegenüber sein bevorstehendes Eheglück als das Gegenteil von Ruhe, Behagen, Skrupellosigkeit charakterisiert.²⁸ Aber auch Felix macht es sich ja mit seiner todverachtenden Unterwerfung unter Butts Befehlsgewalt keineswegs leicht.

Weder der eine noch der andere Deutungsversuch vermag die „guten Gründe“ der Widmung befriedigend zu erklären. Außerdem scheinen die Beziehung auf Ehrenberg und die auf Katia einander auszuschließen. Immerhin gibt es eine Betrachtungsweise, die Thomas Manns Freundschaft mit Paul Ehrenberg und seine Heirat in einen Zusammenhang bringt – unter dem Gesichtspunkt der Abdankung. Zwar gilt die Freude Serenus Zeitbloms, als ihm Adrian Leverkühn sein Ehevorhaben eröffnet, nicht zuletzt der Aussicht auf die dadurch ermöglichte „Lösung aus der elbischen Bindung an Schwerdtfeger“ (VI, 560); ja, er versteht es als bewußtes Mittel dazu – ganz analog zu seines Autors Entschluß, sich durch Heirat eine heterosexuelle Verfassung zu geben. Aber in Adrians Optik erscheint sein Verhältnis zu dem Geiger, dessen „unermüdliche, durch nichts abzuschreckende Zutraulicheit über sprödeste Einsamkeit schließlich den Sieg davongetragen“ (VI, 551) hat, als „Einübung des

²⁵ Heinrich Mann: Abdankung (s. Anm. 15), S. 100.

²⁶ Ebd., S. 100.

²⁷ Ebd., S. 101.

²⁸ BrHM, 53.

Menschlichen“, „eine Vorstufe dazu“ (VI, 579). Der späte Dank an Paul Ehrenberg lautet: „In meinem Leben war einer, dessen beherztes Ausharren – man kann beinahe sagen: den Tod überwand; der das Menschliche in mir frei machte, mich das Glück lehrte“ (VI, 579). Die homoerotische Bindung wird im *Faustus* als Wegbereitung zum anderen Geschlecht interpretiert, als Ehe-Propädeutik sozusagen, deren Vorläufigkeit, wie es ausdrücklich heißt, ihren Eigenwert nicht mindert. So sieht es Adrian, so sieht es Thomas Mann, mag es sich dabei auch um einen Irrtum handeln. Darin allerdings hätte er gewiß geirrt, wenn er wirklich an die Möglichkeit geglaubt haben sollte, die im literarischen Spiel versteckte Wahrheit könne unentdeckt bleiben: „Man wird vielleicht nichts davon wissen, es in keiner Biographie schreiben“, sagt Adrian (VI, 579 f.). Bald darauf ist von Rudis Verdienst um Adrians Seelenheil die Rede, „von dem die Nachwelt vielleicht nicht wissen, vielleicht auch wissen wird [...]“ (VI, 581). O ja, sie weiß, sie weiß, und sie schreibt davon ohne Unterlaß.

Rudi und Marie, Paul und Katia sollen die Abdankung des zu Einsamkeit, Unmenschlichkeit, Liebesverbot verdamnten Künstlers ermöglichen. Sie gelang wenigstens teilweise in der Wirklichkeit, was die Enthüllungsbiographen freilich nicht wahrhaben wollen, die aus ihrem Helden ein narzißtisches Monstrum und aus seinen Angehörigen bemitleidenswerte Opfer seiner unterdrückten Homosexualität machen. Da muß noch die tiefe Stimme der 92jährigen Katia als Indiz für sexuelle Unerfülltheit erhalten.²⁹ Thomas Manns Beziehung zu seiner Frau war mehr als Dankbarkeit für die Toleranz, die sie seiner sexuellen Invertiertheit entgegenbrachte, mehr als Anhänglichkeit an eine gut funktionierende Tarnkappe; seine pater familias-Existenz erschöpft sich nicht in der – ein halbes Jahrhundert fortgesetzten – Aufrechterhaltung einer Fassade.

Im Roman dagegen konnte und durfte die Abdankung des vom kalten Höllenfeuer inspirierten Künstlers nicht gelingen. Auch Adrians zweiter Anlauf, die Unbedingtheit des Liebesverbots aufzuheben, scheitert aufs grausamste. Seine Abdankungstendenz in Richtung Wärme, Gefühl, Menschlichkeit greift sogar auf die Sprache des Chronisten über: Auch der Schriftsteller macht Miene, vorübergehend abzudanken. In ein und demselben Satz trifft der Leser auf den „unbeschreibliche[n]“ (VI, 611) Liebreiz von Nepomuk Schneideweins Köpfchen und die „unsäglich[e]“ (VI, 611) Holdheit seines Augenaufschlags, um gleich darauf zu seiner Beruhigung auf einen Kommentar des Erzählers zu stoßen, der ihm bedeutet, daß der Autor weiß, was er tut:

Wie viele Schriftsteller vor mir schon mögen die Untauglichkeit der Sprache beseufzt haben, Sichtbarkeit zu erreichen, ein wirklich genaues Bild des Individuellen hervorzu-

²⁹ Karl Werner Böhm: Zwischen Selbstzucht und Verlangen (s. Anm. 23), S. 75.

bringen! Das Wort ist geschaffen für Lob und Preis, es ist ihm verliehen zu erstaunen, zu bewundern, zu segnen und die Erscheinung durch das Gefühl zu kennzeichnen, das sie erregt, aber nicht, sie zu beschwören und wiederzugeben (VI, 612).

Kehren wir noch einmal zu Thomas Manns Urteil über seines Bruders *Abdankung* zurück: „Die Arbeit steht mir so nahe, daß ich sie fast als von mir empfinde [...]“³⁰ Nun, er hatte sie, auf seine Art, bereits geschrieben: Tonio Krögers Künstler-Abdankung hat einiges zu tun mit Felix' Absage an die Herrschaft über seine Mitschüler, einiges zu tun mit der „perverse[n] Tragödie des Genies als Schulknabengeschichte“.³¹ Wie Felix der amorphen Masse seiner Kameraden die Form seines Willens aufdrückt, so spielt Tonio mit dem Material seiner gewöhnlichen Mitmenschen, die er zu ungewöhnlichen Kunstwerken formt. Auch die „heftigen Qualen“ (VIII, 291), die er dabei leidet, teilt er mit dem unter unerbittlichem Zwang stehenden jugendlichen Zwingherrn Felix. Freilich, Tonios Absage an die menschenverachtende Kälte seines Künstlertums, entspringend der Sterbensmüdigkeit, „das Menschliche darzustellen, ohne am Menschlichen teilzuhaben“ (VIII, 296), bleibt in der Sehnsucht nach den Harmlosen und Glücklichen stecken, „die den Geist nicht nötig haben“ (VIII, 303), während der Junge die Wonnen der Unterwerfung unter seine Ex-Sklaven wirklich kostet. Krögers Abdankung führt in ein vages Zwischenreich zwischen Kunst und Leben, Künstlertum und Bürgertum, der Weg von Felix' Abdankung mündet im Wasser – wie der des kleinen Herrn Friedemann. Auch Aschenbachs Spur wird im Meer verschwinden, das er „aus tiefen Gründen“ (VIII, 475) liebt. Und was die „guten Gründe“ betrifft, die den Verfasser der *Abdankung* bewogen, sie seinem Bruder zu dedizieren, so wird man angesichts der in Thomas Manns frühem Werk so verbreitet präsenten Abdankungstendenz gut daran tun, sie nicht mit einer allzu gezielten Reaktion Heinrichs zu identifizieren – sei es im Hinblick auf die Neigung zu Paul Ehrenberg, sei es in Richtung Heirat.

Als Heinrich Mann vom 6. bis 11. November 1905 in Florenz die *Abdankung* schrieb, hatte Thomas bereits die „Ouverture“ zu der damals noch als „Fürsten-Novelle“³² geplanten *Königlichen Hoheit* komponiert – den Roman, in dem das Thema der Abdankung in seinem eigentlichen Sinn und Umfeld behandelt wird. Zwar kommt es zu keiner förmlichen Abdikation des regierenden Großherzogs Albrecht zugunsten seines Bruders („man würde mir's verwehren“, lautet die etwas unbefriedigende Begründung (II, 157)), wohl aber läuft die Stellvertretung in allen repräsentativen Funktionen, die Klaus Hein-

³⁰ S. Anm. 21.

³¹ S. Anm. 21.

³² Br I, 39.

rich übernehmen soll, inhaltlich darauf hinaus. Das nach vielen Unterbrechungen mit Geduld und Starrsinn im Februar 1909 fertiggestellte „Kunstgespinst“ (VIII, 423) nahm Heinrich im Vorabdruck der *Neuen Rundschau* zur Kenntnis, wo *Königliche Hoheit* in neun Fortsetzungen im Laufe des Jahres erschien. Der Verfasser der *Abdankung* erfuhr hier von seiner eigenen Abdankung; der jüngere Bruder erhob Anspruch auf die Rolle des künstlerischen Repräsentanten der Familie. „Mir ist nicht wohl bei der Nachricht, daß Du ‚KH‘ in der Rundschau liest. Ich fürchte, Du bist nicht in der Verfassung, das Spiel, das ich dort, im Sinne meines Buches, mit unserem geschwisterlichen Verhältnis treibe, zu nehmen, wie es genommen werden muß“, schrieb Thomas am 1. April 1909 an seinen Bruder.³³ „Im Sinne meines Buches“: Albrechts Herrschaftsverzicht ist ja die Voraussetzung für Klaus Heinrichs Versuch, durch die Verbindung mit Imma Spoelmann der Absolutheit seines „hohen Berufs“ zu entsagen um des „erlaubte[n]“ (II, 274) Glückes willen, was einer symbolischen Abdankung gleichkommt.

Königliche Hoheit enthält also die Antwort auf Heinrichs *Abdankung*, indem sie die „perverse Tragödie des Genies“³⁴ in das Lustspiel von der „Erlösung der Hoheit durch die Liebe“ (XI, 570) übersetzt. Die Antwort an Heinrich lautet: Nicht „Papas ältester Sohn“ (II, 158) wird die Literatur der Zukunft repräsentieren, sie gehört nicht der in Albrechts kränklicher Vornehmheit nur angedeuteten, in der karikierend überzeichneten Figur des Dichters Axel Martini zu unverblümt kritischem Ausdruck gebrachten Verbindung von vitaler Schwäche und Schönheitskult, nicht der aus ihr hervorgehenden „Blasebalg-Poesie“ (XIII, 384), nicht Felix’ Macht-, Heinrichs Kunstabsolutismus. Dieser muß abdanken zugunsten des Zweitgeborenen, der sich eine Verfassung gab und dessen Bücher die Sache der Kunst vor dem Volk von nun an vertreten werden. Freilich durfte dieser neue Tonio Kröger, wenn seine populärere Kunst vor dem „Abstieg ins Flachland des Optimismus“³⁵ bewahrt werden sollte, seine „Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen“ (VIII, 338) nicht zu weit treiben; Klaus Heinrich hatte seine Bürgergarten-Lektion (vgl. II, 94-105) gelernt. Doktor Überbein und Heinrich werden darüber belehrt, daß Imma eben doch eine Prinzessin (II, 274) beziehungsweise Katia „etwas unbeschreiblich Seltenes und Kostbares“³⁶ ist.

„Es kommt darauf an“, heißt es unter dem 8. November 1935 im Tagebuch, „sein Leben subjektiv, im Spiel, möglichst hoch zu steigern. Geschieht das mit Phantasie und Intensität, so werden andere veranlaßt, an dem Spiel teilzuneh-

³³ BrHM, 97.

³⁴ Ebd., S. 72.

³⁵ Ebd., S. 72.

³⁶ Ebd., S. 49.

men.“ Bei *Königliche Hoheit* haben wir es mit dem Abdankungs-Spiel zwischen den Brüdern zu tun. Auch mit der Revolutions- und Inflationsnovelle *Unordnung und frühes Leid* bleiben wir im Familiären. Was gestern galt, gilt heute kaum, morgen wohl gar nicht mehr. Abdankung lautet die Devise der Stunde. Die Erzählung spiegelt in ironisch gemildeter Brechung die Abdankung des Autors der *Betrachtungen*, ein Schicksal, das er mit seinem Kaiser oder Philipp II. teilt, über welch letzteren Professor Cornelius ein „vielzitiertes Werk“ (VIII, 633) verfaßt hat. Philipps „sachlich aussichtsloser“ Kampf gegen den „Gang der Geschichte, die reichzersetzenden Kräfte des Individuums“ (VIII, 633) steht für Thomas Manns „Rückzugsgefecht [...] geliefert im vollen Bewußtsein seiner Aussichtslosigkeit [...]“ (XII, 640 f.). Des Historikers melancholische Parteinahme für die verlorene Sache der Gegenreformation, seine gegen die „Frechheiten der Gegenwart“ (VIII, 627) gerichtete Sympathie für das Gewesene wird in Zusammenhang gebracht mit seiner Liebe zu Lorchen, dem jüngsten Töchterchen, in die sich sein „erhaltender Instinkt“, sein „Sinn für das ‚Ewige‘“ (VIII, 627) vor den Zumutungen der Zeit gerettet haben, wie es seinerzeit dem Autor bei der Geburt des Kindchens Elisabeth ergangen sein mag. Auch diese „nicht ganz tendenzlose, an ihrer Wurzel nicht ganz einwandfreie Liebe“ (VIII, 648) steht also unter einer Art Liebesverbot, dem Leverkusen „es soll nicht sein“ (VI, 634). Lorchens frühes Leid erzwingt den in diesem Fall nur ganz episodären Thronverzicht des Vaters, dessen Machtstellung in der Familie auch sonst durch die zeitgemäß herrschende Unordnung stark erschüttert ist: Allein die entschiedene Ähnlichkeit des jugendlichen Hausdieners Xaver Kleinsgütl mit Cornelius' Sohn Bert (vgl. VIII, 618) zeigt die Hinfälligkeit der patriarchalischen Gesellschaftsstruktur an. Hier also ist es der pater familias, der sich zur Abdankung gedrängt sieht – die doch einst gerade mit der Übernahme dieser Rolle verbunden war.

Das Muster von Heinrich Manns Novelle läßt sich der zwei Jahrzehnte später geschriebenen Erzählung nicht mehr zugrunde legen, wie es beim *Tod in Venedig* möglich ist, dessen Handlungslinie dem katastrophalen Verlauf von Felix' Untergangsgeschichte folgt. Es fehlt freilich ganz der politische Gehalt, der Heinrichs *Abdankung* über die Pubertätsstudie hinaus zu einer Parabel des dialektischen Verhältnisses von Herrschaft und Unterwerfung, der sadomasochistischen Beziehung von Führer und Masse macht. In *Mario und der Zauberer* wird genau dieses Thema gestaltet: Der Verfasser hatte 1925 mit einer systematischen Freudlektüre begonnen, und im Sommer 1926 hatte ein Urlaub in Forte dei Marmi unliebsame Erfahrungen mit dem italienischen Faschismus beschert. Der bei Heinrich Mann, aber auch in Musils ebenfalls 1906 erschienenem *Törleß* zentrale Zusammenhang von Sexualität und Machtausübung war erst 1921 von Freud in seiner Abhandlung *Massenpsychologie und Ich-*

Analyse als das hinter der „spanischen Wand“³⁷ der Suggestion verborgene Geheimnis aufgeklärt worden; ein Kapitel dieser Schrift ist *Verliebtheit und Hypnose*³⁸ überschrieben. Verliebtheit kann bei Freud den Grad völliger Selbstaufgabe erreichen; dann hat das Objekt „das Ich sozusagen aufgezehrt“.³⁹ Von diesem Zustand zur Hypnose sei kein weiter Schritt: „Dieselbe demütige Unterwerfung, Gefügigkeit, Kritiklosigkeit gegen den Hypnotiseur wie gegen das geliebte Objekt“.⁴⁰ Die Hypnose sei eine „Massenbildung zu zweien“, sie „isoliert uns aus dem komplizierten Gefüge der Masse ein Element, das Verhalten des Massenindividuums zum Führer“.⁴¹

Daß andererseits zwischen beiden eine Art von sadomasochistischer Komplizenschaft besteht, der Sadist „selbst masochistisch in der Identifizierung mit dem leidenden Objekt genießt“,⁴² ist ebenfalls tiefenpsychologische Einsicht, hatte man aber auch schon viel früher bei Schopenhauer lernen können: Die das principium individuationis durchschauende Erkenntnis „sieht ein, daß die Verschiedenheit zwischen Dem, der das Leiden verhängt, und Dem, welcher es dulden muß, nur Phänomen ist“,⁴³ daß Quäler und Gequälter im Grunde eins sind. Im *Mario* ist von Cipollas „Duldertaten“ (VIII, 698) die Rede, das Wort paßt ebenso auf Felix' Tyrannenherrschaft, „die Not der selbstgeschaffenen Pflichten“.⁴⁴

Unter solchen psychischen Umständen kann Abdankung nur als Erlösung vom Zwang der Herrschaft erfahren werden. Es ist freilich keine „Erlösung der Hoheit durch die Liebe“ (XI, 570), sondern der dionysische Umschlag, wie er in Euripides' *Bakchen* in der plötzlichen Wandlung des Herrschers Pentheus vom uneinsichtigen, starren Widersacher des Gottes zu seinem willig-lüsternden Mitläufer vorgezeichnet ist.⁴⁵ Cipolla wäre wie sein soviel älterer und zugleich jüngerer Bruder Felix zum Untergang verurteilt, auch wenn Mario, dieser zum Ganymed erhöhte Hans Butt, über keine (ihm von Erika Mann zugesteckte⁴⁶) Pistole verfügt hätte.

Schon Fuggièros „antikische[s] Heldenjammerschrei“ (VIII, 665) hätte dem jugendlichen Leser des *Mario* die Ohren und Augen öffnen müssen für die Haltlosigkeit seines Glaubens an erwachsene Überlegenheit, der anderen

³⁷ Sigmund Freud: Studienausgabe, Band IX: Fragen der Gesellschaft/Ursprünge der Religion, hrsg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards, James Strachey, Frankfurt/Main 1974, S. 86.

³⁸ Ebd., S. 104.

³⁹ Ebd., S. 106.

⁴⁰ Ebd., S. 107.

⁴¹ Ebd., S. 107.

⁴² Sigmund Freud: Studienausgabe (s. Anm. 38), Band III: Psychologie des Unbewußten, S. 92.

⁴³ Arthur Schopenhauer: Zürcher Ausgabe (s. Anm. 8), S. 441.

⁴⁴ Heinrich Mann: *Abdankung* (s. Anm. 15), S. 101.

⁴⁵ Euripides: *Bakchen* 810 ff.

⁴⁶ Br I, 299.

Seite der Medaille, deren einer das Bild des fallenden Helden eingezeichnet war. Aber da war doch wenigstens noch die Autorität des anderen Zauberers, seines souveränen, von keinerlei Abdankungstendenzen eingeschränkten Willens. Zwar vermochte das Subjekt des tragischen Reiseerlebnisses sich Cipollas Suggestionkraft nicht ganz zu entziehen, wenn sie auch nur gerade so weit reichte, dieses Ich samt seiner Familie am Aufbruch zu hindern. Doch unangefochten, unanfechtbar erhob sich über dem erzählten Erzähler der in der Person des Autors inkorporierte Geist der Erzählung. Aus der Vollkommenheit des Werks schloß ich auf seinen Schöpfer. Die Regentschaft über Romanwelten wie den *Zauberberg*, den *Joseph*, den *Faustus* war nicht nur Sache des artistischen Genius, sondern der Modellfall des Lebensproblems. „Das Leben“, läßt Professor Kuckuck den weltreisenden Hochstapler wissen, „ist eine Episode, und zwar, im Maßstabe der Äonen, eine sehr flüchtige“ (VII, 538). Es sei zwar als ganzes eine Blüte des Seins (VII, 545), aber dieses sei seinerseits auch nur eine Episode – zwischen Nichts und Nichts (VII, 542). Es müsse enden, wie es begonnen habe. Unterdessen feiere es „sein tumultuöses Fest in den unermeßlichen Räumen, die sein Werk seien und in denen es Entfernungen bilde, die von eisiger Leere starrten“ (VII, 543). Da war das Eisenbahnabteil des nach Lissabon rollenden fin-de-siècle-Zuges (wie einst Hans Castorps Liegestuhl) nicht zu eng, das Universum hereinzuholen, in der behaglichsten Nähe ging das Unermeßliche auf.

Ohne die Anwesenheit dieses kosmischen Bewußtseins hätte ich keinem Autor trauen können. War das Leben das Unwahrscheinliche, schon als Sein ein Exzeß des Nichts, dann als Ordnung ein ganz und gar außerordentlicher Fall der Materie, so war die höhere Ordnung der Kunst der gleichgewichtfernste und damit unwahrscheinlichste Zustand. Woher nahmen die Dichter Heiterkeit, Mut, Disziplin, so ungemein ergötzliche Geschichten zu erzählen – vis-à-vis du rien?

Dann las ich Thomas Manns *Versuch über Tschchow*, der 1954 in der von Peter Huchel herausgegebenen Zeitschrift *Sinn und Form* erschienen war. Er enthielt die Auflösung des Rätsels – mit ihr zerging das Geheimnis in trostloser Gewißheit, ich fiel aus allen Zauberberg-Wolken. „Führe ich nicht den Leser hinters Licht, da ich ja doch die wichtigsten Fragen nicht zu beantworten weiß?“ (IX, 846). Zunächst schien auch diesmal das „Ende mit Schrecken“ (VIII, 711) ins Fiktiv-Literarische entrückt. Bald aber konnte ich das unverhohlene Eingeständnis meines Mentors und Mystagogen nicht mehr überhören, seine magische Kunst verdanke sich einzig der „gauklerische[n] Lust und Gabe, zu amüsieren“ (IX, 848); es war also nichts dahinter, das Nichts war dahinter. Der Zauberer hatte sich zum bösen Schlusse selbst entlarvt. Zwar verbarb sich die nihilistische und vernichtende Botschaft von Thomas Manns

letztem Wort, das alle vorausgegangenen mir zu entwerten schien, jenes „And my ending is despair“ (IX, 854), hinter einem barmherzigen Schleier, steckte im Fallenlassen der Maske ein Rest von Maskenspiel. Ich hatte es mit einer zitierten, literarisch doppelt abgesicherten Verzweiflung zu tun; der Zauberer entsagte seiner Weisheit mit den Worten Prosperos, einer von einem noch größeren Zauberer erschaffenen Kunstfigur. Andererseits führte die Fiktion sich ad absurdum, wo sie den fiktiven Abschied von sich selbst verkündete: Shakespeare, Tschekow, Thomas Mann verschmolzen mir mit allen anderen, deren Ruf ich gefolgt war, zur *einen* Gestalt des resignierenden Dichters, des fallenden Helden. Ich hatte es kommen sehen, hatte es so gewollt. Mit lustvollem Entsetzen vernahm ich den Wider-Ruf, es war die Zurücknahme.

Volker Hage

Mit *Don Quijote* nach Amerika

Über Thomas Manns „Seitensprung“ im Jahre 1934

1. Zwischen Hoffen und Bangen

„Welch ein eigentümliches Monument!“ – so notierte Thomas Mann am 22. Mai 1934 an Bord des niederländischen Dampfers „Volendam“ in sein Tagebuch. Gemeint war der zwischen 1605 und 1615 erschienene Roman *Don Quijote* des Spaniers Cervantes. Thomas Mann las das Buch auf seiner ersten Amerikafahrt, oder besser: er las es zu Ende. Auch in seinem ebenfalls noch 1934 in der Neuen Zürcher Zeitung publizierten Schiffstagebuch – Titel: *Meerfahrt mit ‚Don Quijote‘* – findet sich diese Formel: „Welch ein eigentümliches Monument!“¹ Allerdings ist der Eintrag hier auf den 20. Mai vordatiert.² Was es damit auf sich hat, werden wir sehen.

Gerade dieses Prosastück, von der Forschung bislang kaum wahrgenommen³, tat der Autor gern als pure „Plauderei“⁴, als „kleine Zwischenarbeit“⁵, als „Improvisation“⁶, gar als „Allotria“ ab. Für ihn war das ganze, wollte er suggerieren, nur etwas „zur Erholung“.⁷ Aber war es das wirklich: ein Zeitvertreib, eine reine Nebenarbeit? Ist nicht die *Meerfahrt*, so unscheinbar sie daherkommt, vielmehr ein Schlüsselwerk jener Zwischenzeit im Schweizer Exil, als Thomas Mann, verunsichert wie selten im Leben, die Orientierung zu verlieren drohte?

Gewiß, wichtig war für ihn wie stets vor allem das eigentliche Werk, in diesem Fall der *Joseph*-Roman, dessen Fortsetzung anstand. Doch gab es da of-

¹ IX, 434.

² Vgl. ebd.

³ Eine rühmliche Ausnahme ist Herbert Lehnerts Aufsatz „Das Chaos und die Zivilisation, das Exil und die Fiktion: Thomas Manns ‚Meerfahrt mit Don Quijote‘“, in: Thomas Mann und seine Quellen, hrsg. von Eckhard Heftrich und Helmut Koopmann, Frankfurt/Main 1991, S. 152-172. – Ansonsten wird Thomas Manns Text vornehmlich als Cervantes-Huldigung zitiert, so etwa im Nachwort zur Winkler-Dünndruckausgabe des Romans. Vgl. Miguel de Cervantes Saavedra: Der sinnreiche Don Quijote von der Mancha, 17. Aufl., München 1993, S. 1107 ff.

⁴ Thomas Mann/Heinrich Mann: Briefwechsel. Neu aufgefundene Briefe 1933-1949, in: TMJb 1, 1988, 179.

⁵ Br I, 381.

⁶ Tb, 1.10.1934.

⁷ Br I, 372 f.

fenbar in jenen Tagen auch bei ihm erhebliche Zweifel. Durfte er – angesichts der Zeitläufte – seine literarische Arbeit einfach wieder aufnehmen? Im Frühsommer 1934, vor seiner ersten Fahrt in die USA, war Thomas Mann mehr als ein Jahr Deutschland ferngeblieben, aber immer noch wollte er hoffen, daß es kein vollständiger Bruch mit der Heimat sei. Der zweite Band des *Joseph*-Romans war im Frühjahr im Deutschen Reich erschienen, das Echo ermutigend. Er hatte also noch Leser daheim, und auch sein Verlag S. Fischer hielt in Berlin die Stellung.

Noch habe man ihn nicht ausgebürgert, schrieb er an René Schickele, es gebe also Aussicht, seine Habe – Haus und Inventar – in absehbarer Zeit zurückzuerhalten, und die Erneuerung des Passes müßte sich doch „wohl oder übel daran anschließen“. Er wolle wenigstens durch Deutschland reisen können, er erhebe Anspruch „auf solche Freizügigkeit“. Und dann fragte er bang: „Ist das nicht auch ein Standpunkt?“ Oder sei das „verräterisch und charakterlos“?⁸ Dahinter stand die andere große Frage: Erwartete die Welt nicht eine Erklärung von ihm, gerade von ihm? Seine Absage an die Nazis?

Die Reise nach Amerika war ein Aufschub, Ausflucht aus der schwierigen Situation. Später nannte Thomas Mann sie auch einen „Seitensprung“⁹ – in Verkennung der biographischen Bedeutung dieses ersten Schritts hin zu seinem eigentlichen Exilland. Gern jedenfalls nahm das Ehepaar die Einladung des amerikanischen Verlegers Knopf für die Reise im Mai und Juni 1934 an. Zwei Tage vor der Abreise schickte Thomas Mann einen Brief an den deutschen Reichsinnenminister ab, ein Schreiben, an dem er lange gefeilt hatte und worin er offiziell um Erneuerung seines „Ausweises als deutscher Staatsbürger“ nachsuchte.

Immerhin ließ er es an Deutlichkeit seiner Ablehnung gegenüber den Nazis nicht fehlen, im selben Atemzug geschickt in eine kleine Schmeichelei verpackt, nämlich derart: „aus meiner inneren angeborenen und naturnotwendigen Abneigung gegen das nationalsozialistische Staats- und Weltbild mache ich auch heute, – an dieser Stelle – umso weniger ein Hehl, als ich die Geringschätzung kenne und würdige, die der siegreiche Nationalsozialismus der Speichelleckerei und dem eifrig sich empfehlenden Überläufertum entgegenbringt.“¹⁰ So Thomas Mann zwischen Hoffen und Bangen. Natürlich hatte er die Nazis mit der kleinen Lockung überschätzt. Glaubte er tatsächlich an ihre Abscheu vor Opportunisten? Eine Antwort auf diesen Brief erhielt Thomas Mann nie.

⁸ Ebd., 356 f.

⁹ Ebd., 368.

¹⁰ Zit. nach Klaus Harpprecht: Thomas Mann, Reinbek 1995, S. 805 f.

2. Lesen und Schreiben auf See

Das also war die Situation, von der die *Meerfahrt*-Prosa freilich auf den ersten Blick wenig zu erkennen gibt. Da sehen wir Thomas Mann an Bord der „Vollendam“, vertieft in den Roman von Cervantes, das „eigentümliche Monument“, das er auch ein „Volks- und Menschheitsbuch“ nennt.¹¹ Zu Beginn heißt es: „Dies Heft und eines der vier orangenfarbenen Leinenbändchen des ‚Don Quijote‘, der mich begleitet, habe ich aus der Handtasche genommen; mit dem weiteren Auspacken hat es keine Eile.“¹²

Der das notiert, nimmt sich vor, mit diesem „Meer von Erzählung“ zu Rande zu kommen, während er über das Meer fährt. Und er steht uns vor Augen, wie er da in der Kabine aufschreibt: „Die Ankerwinde lärmte, während ich diesem Vorsatz schriftlich Ausdruck gab. Wir fahren. Wir wollen an Deck, um zurückzuschauen und vorwärts.“¹³ Oder später, am vierten Tag der Fahrt: „So geht es denn, ohne daß die Maschine je ruhte, Tag um Tag in gleichmäßigen Vorwärtstreben durch die Weiten des Ozeans [...]“¹⁴

Und immer wieder Eindrücke von der Romanlektüre, meist begeisterte, dann auch solche mit Vorbehalten. Was ihm an dem Buch besonders gefällt, ist die Tatsache, daß der zehn Jahre nach dem ersten publizierte zweite Teil mit der eigenen Rezeptionsgeschichte spielt (wie man das heute vielleicht formulieren würde). Thomas Mann sagt einfach: „Den ganzen Tag amüsiert mich der epische Witz des Cervantes, die Abenteuer des zweiten Teils oder doch einige davon aus Don Quijote’s literarischem Ruhm erwachsen zu lassen.“ Sehr genau beschreibt er jene Szenen, die ohne diese Verwicklung von Realität und Fiktion gar nicht denkbar wären. Der Wechsel der Ebene, die Verstörung der „Illusionsordnung“ fasziniert ihn. „Das ist ganz neu und einmalig“, hält er fest, „ich wüßte nicht, daß sonst in der Weltliteratur ein Romanheld auf diese Art sozusagen von dem Ruhm seines Ruhmes, von seiner Besungenheit lebte [...]“¹⁵

Ganz geheuer ist ihm diese epische Freizügigkeit bei Cervantes freilich nicht. Mit Seitenblick auf die deutschen Romantiker und ihren Hang zur „ironische[n] Auflösung der Form“ gibt Thomas Mann zu bedenken: „Von der Scherzhaftigkeit gewisser epischer Verwirklichungsmittel ist zum Witz- und Trickhaften, zur nicht mehr formfesten, formgläubigen Eulenspiegelerei nur ein Schritt.“ Da – denke ich – drücken sich Ängste und Gefährdungen aus, und

¹¹ IX, 437.

¹² Ebd., 427.

¹³ Ebd., 432.

¹⁴ Ebd., 445.

¹⁵ Ebd., 443.

natürlich spricht der Amerikareisende hier, wie jeder Schriftsteller, der über einen anderen redet, auch und vor allem von sich selbst und seiner Produktion. Schon im nächsten Satz ist der Sprung zum *Joseph*-Roman gemacht, und es wird – in Hinblick auf eine ganz bestimmte Szene – der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß sich der Humor dieser Stelle „noch im ehrbar Kunstbewahrenden hält“.¹⁶

Darum geht es ihm: die Form zu wahren, am Kunstwerk festzuhalten, eben auch in dem Sinne: sich selbst daran festzuhalten, die eigene Fassung, überhaupt Haltung zu wahren. Thomas Mann stellt sich hier zudem ohne Scheu mitten hinein in die europäische Erzähltradition, sieht sich als Teil von ihr. Und so, einigermaßen gefestigt, reist er über den Atlantischen Ozean, das „Riesenwasser“, reist er „Neu-Amsterdam“ entgegen, der „Weltstadt“, nicht ohne Lampenfieber angesichts dieser „Jungfernfahrt“ – so stellt er es (und sich) in seinem Text dar.¹⁷ Das alles ist wunderbar leicht ineinander verwoben, die Ebenen geschickt verschränkt, wie nebenbei notiert und erzählt. Ein hinreißendes Stück Prosa. Und passend dazu die Lektüre gerade jenes Ritterromans, der Schluß machte mit allen Ritterromanen und zugleich am Beginn des eigentlichen europäischen Romans stand, Abschluß und Aufbruch also, analog zu dieser Überfahrt – „um zurückzublicken und vorwärts“.

Doch halt! Hat Thomas Mann das alles denn wirklich an Bord notiert, wie er suggeriert? Er, der geduldige Formulierer: konnte er so viele Seiten lesen, so vieles wahrnehmen, so viel schreiben in knapp zehn Tagen – und das auf schwankendem Schiffsboden?

Die Antwort lautet: nein. Was er da bietet, ist Vortäuschung, Illusionsgeschäft, Theater. Nicht völlig, aber doch im wesentlichen, nämlich der unterschwelligen Behauptung: Ich sitze hier auf dem Schiff, lese während der Überfahrt den Roman und notiere dies hier alles an Bord. Die Tagebücher haben es – wie so manch anderes – mittlerweile enthüllt: fast alles gestellt, gewissermaßen nachgestellt.

Zwar machte sich Thomas Mann auf der Schiffsfahrt tatsächlich Notizen, und die Passage dauerte wirklich vom 19. bis 28. Mai 1934 (soweit stimmen die Daten mit denen der *Meerfahrt* überein) – die originalen Tagebuch-Eintragen aber machen nur einen Bruchteil des späteren Prosastücks aus, das erst Monate danach entstand. Und den *Don Quijote*, über den sich im Originaltagebuch nur ein paar Notizen finden, hatte der Reisende in der ozeanischen Realität schon am vierten Tag abgelesen.

Kein Kunststück. Denn den Entschluß, den Roman des Cervantes endlich einmal zu Ende zu lesen (nach verschiedenen vergeblichen Anläufen), hatte

¹⁶ Ebd., 445.

¹⁷ Ebd., 428.

Thomas Mann Monate zuvor gefaßt – „will ihn diesmal durchführen“, heißt es schon am 7. September 1933 im Tagebuch.¹⁸ Spätere Eintragungen belegen, daß er bisweilen ein wenig gelangweilt, aber doch entschlossen im Herbst 1933 und im Frühjahr 1934 einen Gutteil las – vor der Amerikafahrt. „Es kann also nicht mehr viel übrig gewesen sein“, hat schon Peter de Mendelssohn festgestellt, der Herausgeber der ersten Tagebuch-Bände.¹⁹

Offenbar arrangierte Thomas Mann für das Schiffstagebuch ex post seine Überlegungen zum *Don Quijote* völlig neu. Und er verteilte recht frei auf die einzelnen Tage, was an Anmerkungen aus dem tatsächlichen Tagebuch zu nehmen war, und mischte das mit nachträglichen Überlegungen. Das ist auch die schlichte Erklärung dafür, warum der Ausruf „Welch ein eigentümliches Monument!“ im Tagebuch unter einem anderen Datum zu finden ist als in der *Meerfahrt*.

3. Wo Hand anlegen?

Wir sollten noch einen Moment diese „doppelte Zeitrechnung“, die „ganz eigentümliche „Verschränkung der Zeitläufte“²⁰ – wie es später im *Doktor Faustus* heißen wird – im Auge behalten, dieses bemerkenswerte Ineinander von Lebens- und Schreibzeit. Es mag müßig sein, dem im einzelnen nachzugehen, und doch ist es zugleich ein großes Vergnügen. Wie so oft, wenn man scheinbar belanglosen Spuren Thomas Manns folgt, weitet sich das unter der Hand zu einer Erkundung der Zeit- und Lebensverhältnisse, ergibt sich mehr als bloß biographische Faktenhuberei.

Als Thomas Mann aus Amerika zurückkam, war er erfüllt von den Eindrücken und besonders von der Herzlichkeit, die ihn dort empfangen hatte. Zwar gibt es keine Belege dafür, daß er schon damals die USA als möglichen Fluchtpunkt im Auge faßte, doch wird noch im Juni 1934 die Schweiz im Tagebuch als „Mausefalle“ bezeichnet (und eine Übersiedlung nach Nizza erwogen, also ans Meer)²¹. Und in einem stolz-glücklichen Brief an Heinrich Mann schrieb der Bruder Anfang Juli immerhin über New York, das er nun von Angesicht kannte: „Es ist die einzige wirkliche Weltstadt, menschliches Freiland, und könnte, glaube ich, selbst uns resorbieren [...]. Amerikaner kann man werden, und vielleicht sollte man es.“²²

¹⁸ Vgl. auch die gleichen Schlußfolgerungen im Anmerkungsteil von Ess IV, 358.

¹⁹ Peter de Mendelssohn: Nachbemerkenngen des Herausgebers, in: Thomas Mann: Leiden und Größe der Meister, Frankfurt/Main 1982, S. 1069-1178, hier S. 1177.

²⁰ VI, 335.

²¹ Tb, 20.6.1934.

²² Br HM (Anm. 4), 174.

Vorerst aber stand Thomas Mann vor den alten Problemen: Sollte er die Arbeit am dritten Band des *Joseph*-Romans zügig vorantreiben? Oder müßte er sich nicht vielmehr endlich öffentlich gegen die deutschen Machthaber wenden – selbst um den Preis, in Deutschland Hab und Gut sowie seine treue Leserschaft verloren zu geben? Denn es war ja nichts geklärt. Er fand bei seiner Rückkehr die Korrekturen eines Essaybands mit dem geplanten Titel „Deutsche Meister“ vor, eines Buches, das er gern demnächst bei Fischer veröffentlicht sehen wollte. Was sollte damit werden?

Anfang August schrieb er in einem Brief, die Zeit schein ihm nun reif für eine Äußerung gegen die Nazis – denn „der Augenblick könnte bald kommen, wo ich bereuen würde, mein abwartendes Schweigen über die dafür gegebene Frist hinaus fortgesetzt zu haben.“²³ Einige Tage später aber war er sich – einem anderen Briefpartner gegenüber – schon nicht mehr so sicher: „Lohnt es sich überhaupt noch, sich auf diesen Schund polemisch einzulassen und schönere Pflichten darüber zu vernachlässigen? [...] Kurzum, ich schwanke hin und her und weiß nicht, wo Hand anlegen.“²⁴

Wo Hand anlegen: Das ist die entscheidende Frage in jenem August 1934. Wie nebenbei die Tagebuchnotiz: „Beiseitelassung des Roman-Manuskripts.“²⁵ Das bedeutet: vorerst keine Fortführung des dritten *Joseph*-Bandes. Zwar sehe er die Form noch nicht deutlich, notiert er in diesen Tagen, doch habe er sich wieder der „politischen Schrift“ zugewandt.²⁶ Mal denkt er an einen Artikel für eine britische Zeitung, dann wieder an ein persönliches „Bekennnis“; häufig ist nur vom „Politikum“ die Rede: „Exzerpiert und gesammelt für das Politikum.“²⁷

Während er nach „politischen Stellen“ in seinen Tagebüchern stöbert, kommt Thomas Mann möglicherweise jene Idee wieder in den Sinn, die schon an Bord der „Volendam“ in seinem Kopf herumgespukt haben muß – auf der Überfahrt nämlich hat er im Tagebuch das Stichwort „Feuilleton für die N.Z.Z.“ notiert.²⁸ Nun heißt es: „Literarisch liegt mir vorerst ein Feuilleton für die N.Z.Z. im Sinn, dessen Stoff die Ozeanfahrt wäre.“²⁹ Schon am nächsten Tag wird der Titel festgelegt – und zwei Tage danach die mögliche Ergänzung des Essaybands durch das geplante Stück erwogen.

Doch dann verstreicht fast der ganze August ohne einen einzigen dokumen-

²³ Br I, 370.

²⁴ Br I, 371.

²⁵ Tb, 1.8.1934.

²⁶ Ebd., 6.8.1934.

²⁷ Ebd., 9.8.1934; vgl. auch 1.8.1934 ff.

²⁸ Ebd., 27.5.1934.

²⁹ Ebd., 11.8.1934.

tierten Gedanken an die *Meerfahrt*.³⁰ Erst am letzten Tage des Monats findet sich der Eintrag: „Begann ‚Meerfahrt‘ zu schreiben.“³¹ Und nun wird in bewährter Manier vom stetigen Fortgang der Niederschrift im Tagebuch Kunde gegeben: „Fuhr fort, an dem ‚Feuilleton‘ zu schreiben, das eine assoziationsreiche Arbeit ist.“ Und so den ganzen September hindurch: „emsig“, „mit Eifer“, „eifrige Weiterarbeit“, „rasch weiter“³² – und doch braucht er noch bis zum 11. Oktober, um das Manuskript abzuschließen. Da weilt das Ehepaar Mann schon einige Tage zur Erholung in Lugano, und Katia Mann, die treue Seele, ist mit der Abschrift beschäftigt. Er liest auch gern aus dem Manuskript vor, allein zweimal bei Hermann Hesse, der ja ganz in der Nähe wohnt: „Vorlesung zum Wohlgefallen“, glaubt er.³³

Und für sich selbst schreibt er dieser Tage sogar einen Vierzeiler: „zu meiner Beruhigung“. Das kleine rührende Gedicht, symptomatisch für seine Situation nicht weniger als das Prosastück, dem Tagebuch anvertraut und so erhalten, muß auch in diesem Zusammenhang zitiert werden:

Dir fehlt nur Ruhe, weiter nichts!
Im Schweiß deines Angesichts
ringst du mit Schatten, die nicht sind,
und quälst dich unnütz, armes Kind.³⁴

Doch die Korrektur des Typoskripts der *Meerfahrt* findet Thomas Mann dann mühselig und unerfreulich, ihm gefällt „das Zeug“ plötzlich nicht mehr.³⁵ Katzenjammer nach der Fertigstellung. Zeit genug hatte er sich ja genommen. Nicht in 10 Tagen auf der Überfahrt nach Amerika wurde das Prosastück verfertigt, sondern unter Schweizer Himmel in mehr als anderthalb Monaten.

³⁰ Statt dessen wurde noch einmal das „Politikum“ vorgenommen, wurden erneut Exzerpte Skizzen, Auszüge, Entwürfe angestellt – und plötzlich wieder weggelegt. Der Hintergrund: Eine amerikanische Familie namens Taylor wollte wieder in das Mannsche Haus in München ziehen. Die Leute hatten dort schon einmal – zunächst mit Billigung des Hausherrn – möbliert zur Untermiete gewohnt: für ein paar Monate im Sommer 1933. Freilich war es zu unerfreulichen Beschwerden der Lady gekommen, die nicht kapieren wollte, daß einige persönliche Gegenstände, darunter auch einzelne Möbelstücke, für die Familie Mann aus Deutschland herausgeschafft werden sollten. Sie soll sich sogar bei der Politischen Polizei darüber beschwert haben, die das Anwesen später auf eigene Faust zu vermieten beabsichtigte. Der Besitzer hätte also von der Rückkehr der Taylors nichts gehabt. „Empörung und Depression deswegen“, hielt er im Tagebuch fest. Aus dem Wiedereinzug der Amerikaner wurde dann zwar nichts, aber für den Machtlosen in der Schweiz war die Geschichte der unmittelbare Anlaß, sich erst einmal mit seinem „Politikum“ zurückzuhalten. – Tb 11.8.1934; vgl. ferner Tb, 23.6.1933; 11.8.1933; 9.8.1933 ff.; 26.9.1934; 6.10.1934 sowie Tb 1933/1934, S. 649, 656, 695, 739; auch Harpprecht, S. 743.

³¹ Tb, 31.8.1934.

³² Ebd., 1.9.1934; 20.9.1934; 26.9.1934; 30.9.1934.

³³ Ebd., 8.10.1934.

³⁴ Ebd., 7.10.1934.

Erst Mitte Oktober schickt er den Text an die NZZ, am letzten Tag des Luga-no-Aufenthalts.

4. Ein Stück Selbstvergewisserung

Man kann sich gut vorstellen, wie viel Vergnügen es ihm gemacht haben muß, die Illusion zu nähren, er notiere die Eindrücke kurz vor dem Auslaufen des Schiffes im Mai, „während wir an unseren Abschiedswermut nippen und ich diese Zeilen kritzle“.³⁶ Keine Rede davon im ursprünglichen Tagebuch. Und hört man gleich zu Beginn des nächsten *Meerfahrt*-Tages nicht schon die Stimme des fiktiven Erzählers aus dem *Doktor Faustus* vorweg und den Schalk, den Thomas Mann mit diesem Serenus Zeitblom, seinem Stellvertreter im Roman, noch treiben sollte? „Was ich tue, sollte ich nicht tun, nämlich gebückt sitzen und schreiben.“³⁷

Dafür gibt es dann wieder Belege – wenn auch nicht von diesem Tag – in den Originalnotizen. Thomas Mann hatte auf der „Volendam“ offenbar den Versuch unternommen, im Liegestuhl zu schreiben: „schadete mir aber damit, weil die Tätigkeit bei der wogenden Bewegung des Schiffes für den Kopf sehr anstrengend, und war, in die Kabine zurückgekehrt, recht unwohl.“ Und, schon auf hoher See, jene Stelle, die dem später Formulierten am nächsten kommt und offenbar als Vorbild diente: Es gebe „nichts Schädlicheres als gebückt sitzen und schreiben“. Die Folge für den Passagier Thomas Mann: „Mir war recht schlecht danach.“³⁸

In der 1934 publizierte Tagebuch-Erzählung spielte er die Beschwerden ein wenig herunter.³⁹ Thomas Mann war ja keineswegs daran gelegen, zu Lebzeiten sein authentisches Ich preiszugeben – nicht umsonst hat er seine eigentlichen Tagebücher zunächst für 25, dann doch immerhin für 20 Jahre nach seinem Tod sperren lassen. Auch die heute übermäßig bescheiden klingende Anmerkung, daß sie ohne literarischen Wert seien, war von ihm gewiß ernst gemeint. Solche Notizen zählten für ihn nicht zum Werk. So hat er sich einmal dem französischen Schriftsteller André Gide gegenüber, der zeitlebens um-

³⁵ Ebd., 13.10.1934.

³⁶ IX, 430.

³⁷ Ebd., 432.

³⁸ Tb, 21.5.1934; 23.5.1934.

³⁹ Man darf an dieser Stelle daran erinnern, daß derlei bei Tagebüchern nicht unüblich ist, die zu Lebzeiten publiziert werden. Dafür gibt es in der Literatur gerade dieses Jahrhunderts jede Menge Belege, von André Gide über Ernst Jünger und Anais Nin bis hin zu Peter Rühmkorf. Da wird, oftmals ganz offen und offensichtlich, gestrichen, nachgeschoben, arrangiert, kurzum: geschönt, was die Tagesnotizen hergeben – bis alles funkelt und blitzt.

fangreiche – und übrigens penibel redigierte – Tagebücher publizierte, eines durchaus zweischneidigen Lobes bedient. Er sehe mit Freude, wie sich dessen Lebenswerk aufbaue, schrieb er dem befreundeten Kollegen in einem Brief, und dann: „Es ist ja wirklich Leben mehr noch als Werk“ – eine bezeichnende Formulierung.

Noch bestimmter war Thomas Manns Antwort in einem Brief an einen der vielen Möchtegern-Autoren, die ihm ihre Manuskripte ins Haus schickten – interessant auch deswegen, weil sie bald nach der ersten Amerikareise und vor dem Beginn der *Meerfahrt*-Niederschrift gegeben wurde, Ende Juni 1934. Die zugesandten Aufzeichnungen seien keine Schöpfung, sondern „angehäufte Bekenntnisse, Klagen, Verzweiflungen“. Das sei „allenfalls Rohstoff, aber nicht Werk und Tat“. Und dann noch einmal ganz deutlich, als wäre nicht längst alles gesagt: „Wollen Sie ein Künstler sein, so müssen Sie aus dieser Tagebuch-Selbstgenügsamkeit hinausfinden zur Freiheit und zur Form.“⁴⁰

Das war wie sich selbst zur Bekräftigung gesagt, denn Thomas Mann mochte damals längst spüren, daß er einen Anspruch kultivierte und eine Forderung aufrechthielt, die altmodisch zu werden drohten. Er sah sich ja selbst als „etwas einsam Ragendes“ an und empfand sich schon zu jener Zeit als „Überlebenden einer höheren Epoche“⁴¹ – und das sollte sich später, nach dem Krieg, noch steigern. „Bin einer der Letzten“, notierte er im April 1951, „vielleicht der Letzte, der überhaupt weiß, was ein Werk ist.“⁴² Das klingt heute selbstverständlicher und selbstbewußter, als es damals gedacht und formuliert war.

So war auch seine *Meerfahrt mit ‚Don Quijote‘* ein Stück Selbstvergewisserung in schwieriger Zeit, ein Credo. Nicht zufällig wird gleich am Anfang die „Würde der Langsamkeit“ beschworen, zunächst auf das nicht eben moderne Schiff bezogen, dann auch auf die eigene Sphäre – und also das eigene Werk. „Gut Ding will Weile haben“, heißt es. „Auch groß Ding will das, anders gesagt: der Raum will seine Zeit.“ Eine Verteidigung der eigenen Lebensweise gegen den Ansturm, die Zudringlichkeit der hektischen Gegenwart, vor allem gegenüber der Forderung nach schneller Bewältigung der aktuellen politischen Ereignisse. Daß die Dinge eine ihnen „natürlich verbundene Zeit“ haben, sei ihm „ein vertrautes Gefühl“.⁴³ Das schrieb er dem Reisenden ins Stammbuch, dem Mann auf dem Schiff, dem Mann auf ungewisser Reise durch Raum und Zeit.

Ein vertrautes Gefühl, in der Tat. Es war dies ja kein neuer Gedanke. „Jeden Vormittag ein Schritt, jeden Vormittag eine ‚Stelle‘, – das ist nun einmal meine

⁴⁰ Br I, 388 f. u. 364.

⁴¹ Tb, 31.1.1935.

⁴² Tb, 3.4.1951.

⁴³ IX, 427.

Art, und sie hat ihre Notwendigkeit“, so hatte er es doch schon im Sommer 1906 formuliert, also fast 30 Jahre zuvor. Mit solcher Arbeitsweise erklärte er damals seine „Langsamkeit“. Es handle sich „weder um Ängstlichkeit noch um Trägheit, sondern um ein außerordentlich lebhaftes Verantwortungsgefühl bei der Wahl jedes Wortes, der Prägung jeder Phrase“.⁴⁴

Es ist faszinierend zu sehen, wie viel mit der *Meerfahrt*, mit diesem so bescheiden daherkommenden Prosatext, verknüpft und verbunden ist, was sich da alles bündelt in der erzählten und der Erzähl-Zeit, in der Zeit der Entstehung und kurz danach. Und nur die Wirklichkeit konnte diese Lebens-Geschichte so schreiben – sie würde sonst allzu konstruiert wirken. Noch auf der Rückfahrt von Lugano, am Tag nach Absendung des Manuskripts an die NZZ, als er befriedigt war, „etwas abgetan“⁴⁵ zu haben, erhielt Thomas Mann die Nachricht vom Tod seines alten Verlegers Samuel Fischer. Das war mehr als nur ein großer menschlicher Verlust für ihn. Es war ein Einschnitt, ein Abschluß.

Anfang November schickte er also die *Meerfahrt* an Gottfried Bermann, den Fischer-Schwiegersohn, der nun allein zu entscheiden hatte, wie und ob es mit dem Verlag in Berlin weitergehen sollte. Derweil freute sich Thomas Mann darauf, mit seiner *Meerfahrt* demnächst in der NZZ „Dauergast“ zu sein.⁴⁶ Am 26. Oktober erhielt er die Fahnen des Beitrags, am Tag zuvor hatte er im Tagebuch die „Wiederaufnahme“ der Arbeit am *Joseph*-Roman vermerkt – mit der bescheidenen und doch auch triumphalen Nachbemerkung: „eine Seite weitergeschrieben“.⁴⁷ Der literarische „Seitensprung“ war abgeschlossen.

Thomas Mann schlug vor, den Essayband nicht wie geplant „Deutsche Meister“ (was des Cervantes wegen nicht mehr recht paßte), sondern lieber „Meister und Meisterwerke“ oder, wie es dann auch geschah, *Leiden und Größe der Meister* zu betiteln. Mit der geplanten Aufnahme der *Meerfahrt* weitete er, ohne es direkt zu sagen, den Radius ins Europäische. Gleichzeitig fragte Thomas Mann den Verleger grundsätzlich: „Paßt diese ‚Meerfahrt‘ nach Deutschland? Paßt irgend einer der anderen Aufsätze dorthin? Können Sie es wagen, heute mit diesem Bande hervorzutreten?“⁴⁸

Die Rückmeldung des Verlagsmitarbeiters Peter Suhrkamp wenige Tage drauf war paradox: Der nämlich bat darum, den Zeitungsabdruck der *Meerfahrt* vorerst zurückzustellen. Begründung: Gespräche mit den Nazi-Behörden hätten ihn optimistisch gestimmt, was die Haltung der deutschen Regierung zu Thomas Mann anging – nicht mehr als eine der vielen Illusionen im

⁴⁴ Zit. nach: „Über die Sprache“, hrsg. von Karlheinz Daniels, Bremen 1966, S. 381.

⁴⁵ Tb, 15.10.1934.

⁴⁶ Reg II, 37 (= 34/164).

⁴⁷ Tb, 25.10.1934.

⁴⁸ Br I, 377.

Auf und Ab dieser Jahre. Aber der Brief aus Berlin kam ohnehin zu spät. Der Abdruck der *Meerfahrt* war zwei Tage zuvor, am 5. November 1934, angelaufen, von Thomas Mann voller Stolz im Tagebuch registriert. Später, nach der zehnten und letzten Folge, notierte er dann kaum weniger befriedigt das Honorar: 1000 Franken.⁴⁹

Der Verfasser glaubte, das Stück mit Anspielungen auf die Nazis gespickt zu haben⁵⁰, und als der Fischer-Verlag sich tatsächlich entschlossen hatte, den Essayband mitsamt *Meerfahrt* in Deutschland zu veröffentlichen, schrieb Thomas Mann Ende 1934 seinem Bruder Heinrich: „Wenn der Band nicht verboten wird, ist es der beste Beweis, daß dort drüben die Zügel schleifen.“⁵¹ Beides war übertrieben: Die Konterbande in der *Meerfahrt* hielt sich in Grenzen,⁵² die Nazi-Regierung sich bedeckt – so schnell war sie zu einem Verbot nicht zu provozieren. Der Essayband, der im Frühjahr 1935 in Deutschland herauskam und noch im selben Jahr mehrere Auflagen erlebte, wurde dennoch zur letzten Buchpublikation Thomas Manns im Nazi-Reich – und die *Meerfahrt* darin das letzte Stück, ein Schlußstein gewissermaßen.

Der Rest ist bekannt und schnell erzählt: Verleger Bermann gründete – zunächst in Wien – einen Exilverlag, in dem 1936 der dritte Band des *Joseph-Romans* erschien. Anfang des Jahres 1936 hatte Thomas Mann auch endlich öffentlich den Bruch mit den Nazis vollzogen, was noch im selben Jahr zur Ausbürgerung führte. Und 1938, während der vierten Amerikareise, entschloß sich das Ehepaar Mann dazu, vorerst in den USA zu bleiben und dort Exil zu suchen.

Klingt nicht so etwas wie eine Ahnung davon, was ihn am Ende seiner Fahrt über das Meer wirklich erwartete, am Schluß der Prosa-*Meerfahrt* aus dem Jahr 1934 schon durch? Thomas Mann verbindet die Beschreibung der ersten Ankunft in New York mit der eines Traumes der vergangenen Nacht, in dem der Romanheld Don Quijote eine Rolle spielte. „Eine allzu europäische,

⁴⁹ Vgl. Tb, 7.11.1934; 16.11.1934.

⁵⁰ Reg II, 95 (=36/14).

⁵¹ Br HM (Anm. 4), 179.

⁵² Vor allem drei Passagen lassen sich mit gutem Willen als Kritik an der nationalsozialistischen Ideologie und Praxis deuten: das Lob von „Selbstironie, Freiheit und künstlerisch lockere[m] Sinn“ bei den Spaniern, die Verteidigung des „Mythus“ gegen die Vereinnahmung durch die „Seelenvollen und Mächtetern-Barbaren“ und schließlich die Klage über das Schicksal der heimatlos gewordenen Mauren, wobei sich Parallelen zum Schicksal der in Deutschland lebenden Juden herstellen lassen; vgl. IX, 438, 464 u. 465 ff. – Eine abweichende Einschätzung findet sich bei Lehnert, der die Ansicht vertritt, der Text zeige „geradezu Aggressivität gegen die Machthaber“, der Autor greife darin „bildhaft, aber kaum indirekt“ den Nationalsozialismus an, er protestiere „sehr direkt gegen eine Politik, die mit der ‚Ausmerzungs‘ für fremd erklärter Menschen ein Land ‚reiner‘ machen will, aber es nur ‚ärmer‘ macht“. Lehnert, (Das Chaos und die Zivilisation), S. 153, 167 u. 171; vgl. auch S. 164 u. 168.

zurückgewandte Gefühls- und Gedankenrichtung!“ nennt er, was da in seinem Kopf herumspukt. Dann nur noch ein einziger Satz: „Vorn aus dem Morgen-
nebel lösen sich langsam die Hochbauten von Manhattan, eine phantastische
Koloniallandschaft, eine getürmte Gigantenstadt.“⁵³

5. „Thomas Don Quijote“ oder: das wunderbare Nebenbei

Welch ein eigentümliches Monument, dieses Leben, dieser Mann! Es macht immer wieder Spaß, in seinem Lebensroman zu blättern, Nebenwege zu verfolgen – und die literarischen Werke abseits der prunkenden Hauptstücke wahrzunehmen. Und am Ende bleibt eine Paradoxie: So plausibel und überhaupt nicht altmodisch uns gerade heute das Beharren auf der künstlerischen Leistung, auf dem Sonderstatus des literarischen Werkes vorkommen will, so sehr haben wir uns doch auch an das wunderbare Nebenbei gewöhnt. Natürlich läßt sich das trennen und auseinanderhalten. Nur: verzichten möchten wir auf keine Zeile mehr.

Er war ein Einzelgänger, dabei nicht isoliert. Sein Lebensroman enthält neben ihm als Helden zahllose Figuren: Freunde und Feinde, große und kleine Leute, Gegen- und Nebenfiguren zuhauf – ein kaum überschaubares Personal, wie es sich heutzutage in den Namensregistern der Tagebücher, der Briefbände, der Regesten und auch der Biographien über ihn eindrucksvoll niederschlägt. Mit berechtigtem Stolz konnte Thomas Mann nach der ersten Amerikafahrt seinem Verleger Bermann schreiben, er habe in den USA „viel Gutes und Wohltuendes erfahren und geerntet, was in Jahr und Tag gesät worden“.⁵⁴ Und in der Tat: Man suchte dort wie stets und überall seine Nähe, den Kontakt mit ihm – er mußte nur abwarten und zuschauen. Fasziniert stehen wir vor diesem Lebenslauf, der bisweilen wie fremdgesteuert und seltsam ferngelenkt wirkt, dann wieder wie beherrscht und fast geplant. Jahre später, als der Krieg längst zu Ende war, hat der zum US-Staatsbürger avancierte Thomas Mann – in einem Geleitwort zur amerikanischen Ausgabe des *Joseph*-Romans in einem Band – seine erste Reise dorthin wie selbstverständlich in seinen Lebenslauf eingeordnet: „Den Kontakt mit Amerika hatte ich schon 1934 aufgenommen. Das Reisetagebuch ‚Meerfahrt mit Don Quijote‘ war das literarische Ergebnis meiner ersten Überfahrt.“⁵⁵

Das Schlußwort aber soll hier der 1996 gestorbene Schriftsteller Wolfgang Koeppen haben. Er ließ sein Lob auf Thomas Mann in einer Hervorhebung je-

⁵³ IX, 477.

⁵⁴ Br I, 362.

⁵⁵ XI, 675.

nes Essaybandes aus dem Jahr 1935 gipfeln – *Leiden und Größe der Meister*. „Es ist ein Buch“, so schrieb Koeppen 40 Jahre nach dessen erstem Erscheinen, „in dem ich immer wieder lese. Thomas Mann war ein Fürst im Reich der Literatur. Er verwaltete dieses Reich lange Zeit. Er stand ihm vor mit der Liebe des Jünglings und der Weisheit des Erfahrenen. Es machte ihm Vergnügen, die Meister zu interpretieren. [...] *Leiden und Größe der Meister*, das ist Theodor Storm und Thomas Mann, das ist August von Platen und Thomas Mann, ist Thomas Mann plus Goethe, am Ende Thomas Don Quijote. Es ist erstaunlich und sehr zu bewundern.“⁵⁶

⁵⁶ Wolfgang Koeppen: Die Beschwörung der schweren Stunde, in: Was halten Sie von Thomas Mann?, hrsg. von Marcel Reich-Ranicki, Frankfurt/Main 1986, S. 44.

Joseph in der Fremde

I.

Als Günter Grass im Mai des Jahres 1996 den Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck entgegennahm, stelle er seine Dankesrede unter die Überschrift: „Die Fremde als andauernde Erfahrung“.¹ Zur Demonstration solcher Erfahrung wählte er Thomas Manns Josephs-Gestalt. Er sei, so Grass, „kein Thomas-Mann-Kritiker, auch kein nachweislicher Thomas-Mann-Kenner, wohl aber – von Zeit zu Zeit – ein immer wieder neu zu begeisternder, verführter und verzauberter Thomas-Mann-Leser“. Daß vor allem die biblische Tetralogie ihn bezaubert hat, und daß er nicht erst bei Gelegenheit dieser Preisverleihung in Lübeck, sondern schon früher diese Begeisterung öffentlich bekundete,² – dieses Bekenntnis hat unsereinen einst wie jetzt gefreut. Schließlich sieht man sich in seinem eigenen, noch viel weiter zurückreichenden Urteil von einem so bedeutenden und eigenwilligen Schriftsteller wie Günter Grass gerne bestätigt, wenn man bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten, und damals noch als ziemlich einsamer Rufer in der germanistischen Wüste, für Thomas Manns *opus magnum* geworben hat.

Die Freude, mit Günter Grass die Begeisterung für den Josephsroman teilen zu können, verwandelte sich freilich im Verlauf der Rede in das Erstaunen darüber, daß ein und derselbe Text auf so unterschiedliche Weise gelesen und gedeutet werden kann. Nicht als ob wir von vornherein mißtrauisch gewesen wären, weil Grass ankündigte, er habe seine Überlegungen unter den genannten Titel gestellt, „wohl wissend, daß damit auch die Gegenwart, zum Beispiel das latent gefährdete Fremdsein in Lübeck“, angesprochen werden müsse, „ein Thema, das nicht von uns ablassen will“. Nein, dies allein war kein Grund, von

¹ Da erst unmittelbar vor Ausdruck des Programms „Schriftsteller und Kritiker zu Thomas Mann“ die Veranstalter des Internationalen Thomas Mann Kolloquiums 1996 in Lübeck von der Absage eines Autors unterrichtet wurden, bat der Präsident der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft mich darum, mit einem passenden Vortrag einzuspringen. Meine Wahl fiel auf das vorliegende Thema, weil die Rede, die Günter Grass wenige Monate zuvor in Lübeck gehalten hatte, sich auch als eine Art vorweggenommener Beitrag zum Kolloquium lesen läßt. Die Rede wird zitiert nach der vom Presse- und Informationsamt der Hansestadt Lübeck herausgegebenen Dokumentation zur Preisverleihung. Der Text ist jetzt auch zugänglich im Thomas-Mann-Jahrbuch 9, 1996.

² Günter Grass: Zunge zeigen, Darmstadt 1988.

vornherein das Ohr zu verschließen aus Widerwillen gegen eine allzu massive Aktualisierung und politische Instrumentalisierung. Schließlich hat Thomas Mann selbst in seinen Reden und Aufsätzen – wenn auch nicht in seinen Romanen – keine Scheu vor tagespolitischen Anspielungen gehabt. Und zudem ist unsereinem das Einmaleins der Interpretation von literarischen Werken vertraut, demzufolge jedes Verständnis und jede Auslegung vorgeprägt ist von der subjektiven Perspektive des Lesenden und seiner durch die Zeit eingefärbten Erfahrung.

Desungeachtet wuchs das Erstaunen beim Anhören dieser Rede. Grass betont zwar, die Josephsgeschichte deute „das Fremdsein an jedem Ort [...] als allgemein menschliche“ Lage. Das klingt wie die säkularisierte Variante des biblischen Satzes: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern nach der zukünftigen trachten wir.“ (Hebr. 13,14) Doch wird die allgemein menschliche Lage unvermittelt auf die besondere des Autors der Josephsgeschichte übertragen, mit weitreichender Folge für die Auslegung der Rolle des Fremdlings in Ägypten: „Er, der Emigrant an kalifornischer Küste, er, den die Heimatstadt und das Vaterland ausgespien hatten, er, der nur wenig mehr als seine, die deutsche Sprache hinüberzuretten wußte, war mit allen Erfahrungen des geduldeten, gepriesenen, aber auch mißtrauisch überwachten Ausländers ganz auf seiten seines Helden, der von den Brüdern in die Grube gestoßen, der von reisenden Händlern gekauft und weiterverkauft wurde, der, sich langsam hochdienend, die Fremde bestehen mußte“. Selbst im Hause Potiphars sei Joseph der Fremde geblieben. Und Grass zitiert aus dem Kapitel „Im Lande der Enkel“, daß das Schwert über Joseph geschwebt habe, – nämlich als Fronsklave aufs Feld geschickt zu werden und dort zu verkommen. Man müsse, zitiert Grass weiter aus dem genannten Kapitel, dieser Gefahr ins Auge sehen, „bevor man dazu übergeht, ihre Abschwächung, ja Aufhebung durch entgegengesetzte Einflüsse zu erläutern“. Grass erklärt die Abschwächung als altägyptische Liberalität, die den alltäglichen Fremdenhass am Nil gedämpft habe, und er erinnert sich an seine frühere Lektüre des Romans während seines Aufenthaltes in Kalkutta. Darum zieht er die Parallele zwischen der altägyptischen und der indischen, „in Grenzen“ vorherrschenden, Toleranz. Wie sich Thomas Manns amerikanische Emigrantenerfahrung der fortschreitenden Niederschrift mitgeteilt haben mochte, so habe ihm die Lektüre des Romans Kalkutta auch näher gebracht als „Schnittpunkt aller denkbaren Aggressionen“. Das Fazit läuft schließlich auf die These hinaus, das zweite Wort der „Einheimischen“, oder jener Einheimischen, „die ihrer selbst unsicher sind und deshalb alles Fremde hassen“ und den Fremden nicht annehmen wollen, dies zweite Wort heiße: ab-schieben. So ergehe es auch Joseph „im Verlauf der vier Bücher“.

Zum Nachweis der „prinzipiellen Abneigung“ gegen das Ausländische zi-

tiert Grass auch aus dem Kapitel „Amun blickt scheel auf Joseph“ von der Ranküne des bösen Zwerges Dûdu gegen den aufsteigenden Fremdling. Ferner wird angeführt, wie im Kapitel „Die Gatten“ Mut, die jungfräuliche Gattin des Eunuchen Potiphar, sich gegen den Plan des Hausherrn verwahrt, zu einem Fest die reisende Truppe babylonischer Tänzerinnen zu engagieren, die derzeit in der Stadt Furore macht. Mut besteht darauf, daß diese Einladung den Zorn Beknechons, des großen Propheten Amuns, erregen werde. Dieser Repräsentant des erkonservativen Geistes muß auf jeden Fall zum Fest geladen werden. Aber: „Sein Widerwille gegen das Ausland ist unverbrüchlich“.

„Hier nun nicht weiter“, schließt Grass die Belege für die „prinzipielle Abneigung“, fügt aber hinzu, daß Potiphars Frau dem „Ausländischen in Gestalt von Joseph“ immer mehr und schließlich heillos verfällt, denn „das Fremde ist nicht ohne erotischen Reiz“. Josephs sprichwörtliche Keuschheit bleibe zwar einigermaßen unangetastet, aber in die Grube müsse er dennoch, „und sei es, um abermals, nach Art der überlebenstüchtigen Fremden, aus dem Loch zu finden, sich freizustrampeln und endlich ruhmreich in höchste Stellung zu gelangen“.

II.

Daß Joseph sich freigestrampelt haben soll, überrascht nur solange, bis man erkennt, dieses von Grass mit Bedacht gewählte Wort signalisiere den Drehpunkt, an dem er seine eigenwillige Interpretation der Thomas Mann'schen Figur direkt mit jener Gestalt verschränkt, die er seinen bengalischen Joseph nennt. Der wird zum Protagonisten in der Erzählung *Unkenrufe*. Er erfindet „die Fahrradrikscha zum zweiten Mal – und diesmal zum Wohl Europas“, und es gelingt ihm, „den chaosproduzierenden Autoverkehr auf ein erträgliches Maß zu reduzieren“. Obwohl man ihn schließlich ob dieser sanften Revolution beklatscht, bleibt er doch der „allzeit fremde Aufsteiger“.

Grass gibt noch einige weitere Hinweise auf die Entsprechungen, die er zwischen seinem Joseph und dem von Thomas Mann sieht. Das sind Winke, für die die Grass-Philologen dem Dichter dankbar sein werden. Was aber den von Thomas Mann erschaffenen Joseph angeht, so bedarf es nicht besonderer philologischer Kenntnisse, sondern nur einer Nachprüfung der erwähnten Zitate, um zu erkennen, daß sie, im Zusammenhang gelesen, sich schwerlich auf den vereinfachten Nenner der Fremdenfeindlichkeit bringen lassen. Vielmehr ist Joseph ein „Sohnes- und Enkelfall, leicht, witzig, schwierig und interessant“ (IV, 836), und er kommt in ein Ägypten, „darin er sich wohl fühlte wie der Fisch im Wasser“ (IV, 835). Thomas Mann begnügt sich nicht etwa damit,

die für Josephs Aufstieg so günstige Liberalität und Toleranz hervorzuheben, er spricht sogar von der „locker und auslandsfreundlichen Gesinnung“. Das ist die Gesinnung, die dem durch Beknechons und Dûdu vertretenen Amun „auf-sässig“ ist. Die „Quelle“ der auslandsfreundlichen Gesinnung ist im „Großen Haus“, also am Hof des Pharaos, zu suchen. Nicht erst bei Josephs späterer Begegnung mit Echnatôn und der Erhöhung durch diesen nach der erfolgreichen Traumdeuterei, sondern schon hier, am Beginn seines Aufstieges in Potiphars Haus, wird die Sphäre von Josephs Wohlbefinden als die Welt einer positiv zu wertenden Dekadenz umschrieben: „Es war Spätherbst, das Schon-fernab-Sein einer Gesellschaft von Enkeln und Erben von den Gründungen und Mustern der Väter, deren Siege sie in den Stand gesetzt hatten, das Besiegte fein zu finden. Das sprach den Joseph an [...]“ (IV, 835 f.). Und mehr als dies. Ausdrücklich heißt es an derselben Stelle: „Pharao’s Verstimmung über Amuns oder seines Tempels anmaßende Stärke war vielleicht die letzte Ursache davon, daß Joseph nicht aufs Feld kam“. Vielleicht die letzte? Da wir Josephs Geschichte kennen, wissen wir schon hier, was mit dem „vielleicht“ gemeint ist: daß es eben nicht die letzte, sondern nur die vorletzte Ursache war. Die letzte, der eigentliche Grund ist, daß er nur hier und nur in diesem imaginären Augenblick von Thomas Manns poetischer Geschichtsutopie zum Retter Israels und der Völker werden kann.

Davon später. Zunächst noch ein Blick auf das Kapitel „Die Gatten“, wo von den babylonischen Tänzerinnen die Rede ist. Das Kapitel ist ein früher Höhepunkt des Ägypten-Bandes, nicht zuletzt auf Grund der psychologischen Subtilität. Daß Potiphar darauf verzichtet, die Gasttruppe zum Fest zu laden, versteht sich von selbst; das Fest werde glänzend sein auch ohne die Zureisten. „Es ist mein Wunsch nicht, einen hoch- und dir nahestehenden Mann in Urteilen zu kränken, die man für Vorurteile erachten mag, ohne sie damit aus der Welt zu schaffen“ (V, 1046), bescheidet er die Ehrengattin. Worum es bei diesem Gespräch geht, ist dem Leser schon zuvor angedeutet worden. Es grauste Potiphar „und wurde ihm kalt am Leibe, weil unterste, schonend verschwiegene Dinge schrecklich und lebenszerstörend zur Sprache zu kommen drohten.“ (V, 1043) Wir hören von den „böse weinenden Augen“ der Frau, von ihrem verzerrten Mund und von Potiphars Bewußtsein der drohenden Gefahr. Schon ist also nicht mehr nur vom Unterbewußten oder vom Unbewußten die Rede, weder was Potiphar betrifft noch seine Gattin, wenn diese um die Entfernung des „Fremdsklaven“ von Haus und Hof bittet. Die Bitte ist in Wirklichkeit der letzte, verzweifelt ohnmächtige Versuch ihres Verstandes, der Leidenschaft zu wehren, der sie längst verfallen ist. Wie könnte ihr Vorsatz gelingen, ihr Leben zu retten – nämlich das unberührte, jungfräuliche Leben der Mondnonne –, wenn es sie bereits beseeligt, Josephs ägyptischen Namen

auszusprechen, diese „mystischen Silben, [...] die für sie alle Süßigkeit des Verhängnisses“ bergen. (V, 1049)

So ist es denn auch recht kläglich, was sie an Argumenten für die Entfernung des „schon rettungslos Geliebten“ vorbringt. Stützt sie sich doch ausgerechnet auf die Fremdenfeindlichkeit des Zwerges, den sie lächerlicherweise „Herrn Dûdu“ nennt. Potiphar lacht über den „stattlichen Eideshelfer“, den sie sich da ausgesucht habe, und er macht sie schließlich indigniert darauf aufmerksam, daß sie ihn „schon geraume Zeit von einem aufgeblasenen Narren“ unterhalte (V, 1054 f.). Ein starkes Stück dieser Unterhaltung ist Muts Prophezeiung, was geschehen werde, wenn der Chabire schließlich gar nach dem zu erwartenden Verbleichen des Hausmeiers Mont-kaw dessen Nachfolger sei und so das Haus geschändet werde vor aller Welt. Von der drohenden Erniedrigung des zähneknirschenden landstämmigen Gesindes unter der Hand des Niedrigen redet sie gar, und ganz mit den Worten Dûdus. Was wiederum Potiphar dazu bringt, ihr, zu ihrem heimlichen, unbeschreiblichen Entzücken von Josephs Gaben und natürlichen Verdiensten zu schwärmen, also seinen Zauber zu preisen, dem, außer Dûdu, alle im Haus, und nicht nur hier im Hause, erliegen.

III.

Soviel fürs erste zur Fremdenfeindlichkeit der Ägypter, wie sie allein durch Beknechons und Dûdu repräsentiert wird. Es bleibt noch hinzuzufügen, daß die erwähnten Texte allesamt 1934 und 1935 geschrieben wurden, zu einer Zeit also, in der Thomas Mann nicht im Entfernten an eine Emigration nach Amerika dachte, sondern die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Hitler-Spukes noch nicht aufgegeben hatte. Allein im letzten der vier *Josephs*-Bände sind Spuren, aber ganz andere, des erst 1938 nach Amerika emigrierten Autors aufzufinden; denn auch der dritte Band, *Joseph in Ägypten*, wird bereits im August 1936 abgeschlossen. *Joseph der Ernährer* aber wird erst vier Jahre später, im August 1940 begonnen und am Jahreswechsel 1942/43 beendet. Das bedeutet auch, daß dieser letzte, heiterste Band unter der Bedrückung von Hitlers Siegen geschrieben wird. Thomas Manns ganze Hoffnung gilt da noch dem Amerika des von ihm als Retter verehrten Roosevelt. Man muß sich davor hüten, Thomas Manns spätere, in der McCarthy-Ära bis zum offenen Faschismus-Verdacht sich steigernde Zweifel an der amerikanischen Demokratie schon in die frühen vierziger Jahre zurückzuprojizieren.

Es läßt sich also nicht übersehen, daß Joseph als Exemplum für Fremde als andauernde Erfahrung nur um den Preis der gründlichen Verkürzung einiger

vermeintlicher Belegstellen zu gewinnen war. Daß dies auch Günter Grass nicht ganz verborgen geblieben sein dürfte, darf man annehmen. Spricht er doch selbst von einer Lektüre, die dazu einlade, „vom Text abzuweichen und textflüchtige Nebenhandlungen einzufädeln“. Er nennt das auch „abschweifende Lektüre“. Ein Text ist danach desto mehr wert, je stärker er zu solcher Lektüre anregt. „Kaum mehr kann ein Buch erreichen. Es schickt des Lesers Phantasie auf die Reise. Seine Offenheit über den Satzspiegel hinweg eröffnet Räume, die in des Buches Index nicht vermerkt sind.“

Wem freilich mehr als an der Anregung der eigenen Phantasie daran liegt zu wissen, was in dem Buch wirklich steht, wird in der phantasiebeflügelten Auslegung eher ein Mißverständnis sehen. Handelt es sich, wie zweifellos im Fall von Günter Grass, dabei um ein *produktives* Mißverständnis, wird man dem, der zur schöpferischen Abschweifung fähig ist, das Recht dazu nicht abstreiten mögen.

Dem Philologen aber ist es nicht erlaubt, seiner Phantasie so freien Lauf zu lassen. Seine Kunst liegt in der Ehre eines Handwerks, das auf eine sehr lange Tradition zurückblicken kann. Schon im ägyptischen Alexandria verband sich die Liebe zum Wort mit der Sorgfalt für das Wort. Nach Nietzsche, einem Spätling dieser großen Tradition, ist Philologie die Kunst, Lesen zu lernen und zu lehren. Die so verstandene Philologie hat auch wenig gemein mit einer kunstfeindlichen, abstrakten Wissenschaft, die sich der Texte nur bedient, um daran die jeweils neueste, leicht auswechselbare Theorie zu demonstrieren. – Im Sinne textnaher, texttreuer Philologie fragen wir also noch einmal und wieder, welche Bedeutung Ägypten im Roman hat, und wie Joseph sich dazu verhält. Trotz gezügelter Phantasie darf der Philologe nicht am Buchstaben kleben, er muß auch nach dem Geist fragen, der im Wort lebt. Womit in unserem Fall gemeint ist, daß es zu überlegen gilt, warum der Autor gerade dieses *sein* Ägypten als Hauptschauplatz aus all den Materialien erschaffen hat, die er den verschiedensten, neuerdings gut erforschten Quellen entnahm.

IV.

Von Ägypten als Hauptschauplatz darf man sprechen, obwohl Jaakobs weit zurückreichende Geschichten natürlich nur zum allergeringsten Teil am Nil spielen, und Joseph seine frühe Jugend im mythisch-biblischen Palästina verbringt. Aber es ist ja weder Zufall noch kompositorisches Ungeschick, daß die beiden ersten Bände zusammen nur etwa 50 Seiten mehr umfassen als der dritte mit dem zentralen Titel *Joseph in Ägypten*, dem dann mit nicht sehr viel weniger Seiten der letzte folgt, der von Josephs Aufstieg zum mächtigsten Staatsmann des weltbeherrschenden Reiches berichtet.

Alle späteren Romane Thomas Manns haben weit zurückliegende Wurzeln. So auch dieser. Schon während seiner Schulzeit sei er von Ägypten fasziniert gewesen, hat Thomas Mann mehrfach betont. Wie Richard Wagner von der ursprünglichen Konzeption, Siegfrieds Tod, in die Anfänge zurückging und so schließlich der vierteilige *Ring* zustande kam, geriet Thomas Mann in die Jaakobs-Geschichten. Doch bereits hier ist sogleich dafür gesorgt, daß Ägypten in den Blick kommt, um nie mehr vergessen zu werden. Denn in die erste erzählte Szene, wo wir den Knaben Joseph in einer die väterliche Besorgnis gleich mehrfach erregenden Situation am Brunnen sehen, ist ein Kapitel mit Schlüsselcharakter eingeschaltet. Es heißt: „Vom äffischen Ägypterland“. Was Joseph da als Straf- und Warnpredigt über Ägypten zu hören bekommt, weil er sich allzu freizügig dem Mondlicht preisgegeben hat, das wird in Jaakobs Mund, auch wenn Thomas Mann die Details antiken Wundermären entnommen hat, zu einer wahrhaft fundamentalistisch-zelotischen Litanei. Der väterliche Exzeß an Vorurteilen hebt mit der Behauptung an, Ägypten heiße das schwarze Land, weil seine Leute schwarz an Seele seien, wenn auch rötlichen Angesichts. Jaakob weiß nicht oder will nicht wissen, daß sich die Schwärze vom fruchtbaren Nilschlamm herschreibt. Und gleich geht es weiter, in einem bis in die sprachlichen Wendungen hinein archaisch gehaltenen Verdammungsstil: daß die Säuglinge, bereits als kleine Greise aus dem Mutterleib gekommen, „schon nach einer Stunde anfangen, vom Tode zu lallen“ (IV, 97). Ohne Ausnahme seien die Ägypter „dünnlich, lüstern und traurig“, schamlos, reich und unflätig. Die Schilderung ihres Toten- und Geschlechtskultes endet mit dem Höhepunkt: „und ich bin berichtet, daß ein bis dahin reines Mädchen sich dort vor allem Volke von einem Bock namens Bindidi hat bespringen lassen“.³

Diese frühe Intonation von Jaakobs Abscheu-Faszination wird mit ihrem stärksten komischen Mißklang „Bindidi“ immer wieder einmal erklingen. Zuletzt, um die 1600 Seiten später, in einer heiteren Auflösung. Da stellt Joseph dem jungen Pharaon den greisen Vater vor, – oder umgekehrt. Jaakob wußte ge-

³ Nachdem sie drei Tage am Meer hinabgezogen, unterhält sich der alte Minäer mit dem von den Brüdern gekauften Joseph, der bei dieser Gelegenheit erfährt, daß es „ausgerechnet dorthin-ab“ mit ihm gehen sollte, ins „äffische Ägypterland“. Joseph „erinnerte sich der streng tendenziösen Schilderungen, mit denen Jaakob auch ihm dies Land unleidlich zu machen gesucht hatte [...]. Joseph war immer zu heiterem Mißtrauen gegen die Gerechtigkeit dieses Bildes geneigt gewesen, zu einer Neugierssympathie, die regelmäßig die Folge väterlich moralisierender Warnungen ist“. Ja, es wird gar als „diebischer Spaß“ bezeichnet, „daß er ins grundsätzlich Verpönte fahren sollte, ein Jungentriumph voll Liebäugelei mit den moralischen Schrecken des Unterlandes“ (IV, 685). Der Autor erlaubt sich dann den Spaß, daß er Joseph den Minäer nach dem Schafbock in der hintersten Kammer fragen läßt. Nach der Aufklärung über die Dreieinheit von Gott, Mensch und Tier und die daraus folgende festlich-ehrwürdige Vermischung von Bock und reiner Jungfrau folgt eine weitere Ironisierung. Denn aus Jaakobs einstiger Frage: „Billigt mein Sohn diese Sitten?“ (IV, 97) wird nun Josephs Frage an den Minäer: „Billigt mein Herr wohl die Sitte?“ (IV, 688)

nau, „daß sein höfischer Sohn etwas unruhig war wegen seines Verhaltens und besorgte, er möchte sich herablassend gegen Pharaon benehmen und womöglich von dem Bock Bindidi anfangen, weswegen er ihn sogar im voraus kindlich vermahnt hatte“ (V, 1754). Bis es soweit kommt, daß Jaakob vor einem Ägypter, und sei er der höchste, sich nichts vergibt, auch ohne daß er „diesen Punkt“, den Bock Bindidi, berührt, muß der Alte selbst in die Asche kommen, also Sühne leisten für die maßlose Bevorzugung des Lieblingskindes. Und erst, als ihm der Totgegläubte im so lebendigen Land des Totenkultes wiederkehrt, dieser Sohn, dem zwar der geistliche Segen verwehrt, wohl aber das Haupt so weltlich erhoben worden war, – erst da ist auch Jaakob reif, auf Josephs Ermahnung, der Patriarch möge der Stellung des Sohnes unter den Ägyptern eingedenk sein und nicht dem Pharaon „strafend“ die Sitten schildern, „wie sie dir geistlicherweise vorschweben“ (V, 1749), – erst da also vermag Jaakob dem ägyptischen Land mit jener klugen Duldung zu begegnen, die ihm sein Superioritätsgefühl gerade noch erlaubt: „Nicht doch, sei unbesorgt, mein Herr Sohn, liebes Kind. [...] Dein alter Vater weiß wohl, schonend Rücksicht zu nehmen auf die Größe der Welt, denn auch sie ist von Gott.“ (V, 1750)

So revidiert er, mit Maßen, am Ende, was er einst am Brunnen im Mondschein als des Kindes verführerische Verteidigung des wollüstigen Totenlandes abgetan. Hatte Joseph doch auf Jaakobs Ekel-Rede so geantwortet, daß der Alte diese Gegenrede mit der „eines listigen Kamelhändlers beim Feilschen“ verglich. Ein Vergleich, der, nebenbei gesagt, doch auch ein nicht geringes Sonderkompliment für den Sohn mit einschließt. Joseph also: „Wenn dem so ist dort unten, lieber Herr, so hütet dies unvollkommene Kind hier sich wohl in seinem Herzen, es gutzuheißen.“ (IV, 98) Wenn dem so ist, meint natürlich: wenn dem so wäre. Aber dem ist nicht so, und das kluge Kind weiß es schon jetzt besser. Darum fährt es so fort: „Immerhin scheint mir, daß die Feinheit der ägyptischen Leinwand“ – Jaakob hatte von der gewebten Luft gesprochen, die die Blöße bedecke, ohne sie zu verbergen – „und daß sie wie Luft ist, von der Geschicklichkeit jener greisen Mistkäfer im Handwerk ein Zeugnis ablegt, welches von einer anderen Seite her und bedingungsweise für sie einnehmen könnte. Und wenn ihr Fleisch ihnen keine Scham macht, so könnte jemand, der in der Nachsicht überweil gehen wollte, vielleicht zu ihrer Entschuldigung anführen, daß sie meistens recht mager am Leibe sind und spärlichen Fleisches, daß aber feistes Fleisch mehr Anlaß hat, sich zu schämen, als dürres [...]“ (IV, 98).

Als die „schöne Geschichte und Gotteserfindung“ (V, 1822) schon fast zu Ende erzählt ist, wird des Ernährers segensreiche Tätigkeit eine „Verbindung von Volksfürsorge und Kronpolitik“ genannt, die „sehr neu, erfinderisch und erheiternd“ gewirkt habe. Von deren Reiz gäbe „die erste Nacherzählung“, al-

so die Bibel, höchstens dem eine Vorstellung, der sehr genau in ihre Ausdrucksweise eindringe „und zwischen ihren Zeilen zu lesen“ wisse (V, 1759).⁴ Da wird an später Stelle die witzige Kurzformel geprägt für das ganze Verfahren dieser letzten von so vielen Nacherzählungen, die wohl für alle uns vorstellbare Zukunft im Hinblick auf die ästhetische Leistung, die anrührende Menschlichkeit, den psychologischen Scharfsinn und die geistige Weite nicht mehr übertroffen werden dürfte. Den Blick auf den Text im Lutherdeutsch gerichtet, mit den Seitenblicken den Ertrag vieler Auslegungen auf ihre Brauchbarkeit für die Erzählung prüfend, liest Thomas Mann beständig „zwischen den Zeilen“ der Genesis, mit jener Phantasie, deren Zügelung gerade seine Findungs- und Erfindungskraft aufs höchste steigert.⁵ So etwa dort, wo die Bibel in schlichter Chronikmanier in einem kurzen Satz berichtet, daß Joseph von den Brüdern in den Brunnen geworfen wurde, der aber leer war „und kein Wasser drinnen“. Das Tabu des Brudermordes rettet ihn, und aus der Klemme, in die die Wütenden sich gebracht haben, werden sie vorerst befreit, weil eben ein Haufen Ismaeliter daherkommt, auf dem Weg nach Ägypten, an die sie ihn verkaufen um zwanzig Silberlinge. Von diesen Händlern wiederum heißt es dann einfach, daß sie Joseph in Ägypten dem Potiphar, dem Kämmerer des Pharaos, verkauften. Dazwischen wird, ebenso knapp, erzählt, daß die Brüder den zerrissenen bunten Rock mit dem Blut eines Ziegenbockes tränkten und zum Zeichen, daß ein wildes Tier den Bruder zerrissen, dem Vater schickten. Jaakob wiederum zerriß im Schmerz seine Kleider, legte einen Sack um seine Lenden, trug Leid um seinen Sohn lange Zeit und ließ sich nicht trösten. Weder hier noch später wird in der Bibel ein Gedanke an die denn doch befremdliche Tatsache gewendet, aus der Thomas Manns Erzähler einen Vorwurf macht, den von Joseph er schon hier, „für jetzt und später“ abzuwenden sucht: warum Joseph, „dem Loche entronnen“, nicht „aus allen Kräften darauf gesonnen habe, mit dem bedauernswerten Jaakob die Verbindung aufzunehmen und ihn wissen zu lassen, daß er lebe“ (IV, 668).

Das wird dann in der gebührenden Ausführlichkeit erörtert und führt zu ei-

⁴ Die Forderung, zwischen den Zeilen zu lesen, wird in Verbindung gebracht mit dem Vorwurf, die „früheste Nacherzählung der Geschichte“, also der biblische Bericht, habe auch im Hinblick auf Josephs segensreiche „Verwaltungstätigkeit“ zu immer wiederholten Mißverständnissen geführt. Schuld daran ist der „Lakonismus“ der Bibel (IV, 1757).

⁵ Von allen in der Genesis erzählten Episoden der Josephsgeschichte wird jene von Potiphars Weib am gründlichsten umgedeutet. Thomas Mann macht aus ihr ein Opfer der Heimsuchung, was die Versucherin zwar nicht von jeglicher Schuld freispricht, ihr aber jedes nur denkbare Mitgefühl sichert. Schon bei der Eröffnung der Passionsgeschichte heißt es im *pluralis narratoris*, selten hätten wir „lebhafter das Unrecht empfunden, welches Abstutzung und Lakonismus der Wahrheit zufügen“ als in diesem Fall (V, 1004). Vgl. zu dieser Generalrevision des biblischen Textes und ihrer Bedeutung für den ganzen Roman vom Verf.: *Geträumte Taten – Joseph und seine Brüder* – Über Thomas Mann, Band III, Frankfurt/Main 1993.

nem seelendramatischen Höhepunkt im Kapitel „Die Anfechtung“. Ziehen doch die Händler mit dem frisch erstandenen Jungsklaven recht nahe an den Bergen vorbei, wo Jaakob derweilen, mit dem blutigen Zeichen von Josephs vorgetäuschem Tod in den Händen, sich der Verzweiflung hingibt. „Wie nahe lag da der Gedanke der Flucht! Wie jückte und zerrte der Antrieb dazu ihm in den Gliedern“ (IV, 696). Aber Joseph gibt der Versuchung jetzt so wenig nach wie später jener von Potiphars Frau. Mit Grund wird hier schon auf jene „stürmische Anfechtung“ verwiesen und die Parallele durch das Schlüssel-Wort „Heimsuchung“ als bedeutendes Element des Leitmotiv-Gewebes hörbar gemacht. Im einen wie im andern Fall: der Versuchung nachzugeben hieße nämlich, „klüger sein wollen als Gott, – was nach Josephs gescheiter Einsicht ganz einfach der Gipfel der Dummheit war“ (IV, 698).

Gottesklugheit also, ineins mit Josephs Klugheit, bringt Jaakobs Liebling nach Ägypten. Dorthin eben will er, in Jaakobs verfehmtes äffisches Ägypterland. Darum endet das Kapitel über die bestandene Anfechtung mit der nur noch rhetorischen Frage: „Kannte er das Fest“ – was wiederum identisch ist mit dem Fest der Erzählung – „oder kannte er es nicht, in allen seinen Stunden?“ Noch verstärkt: „[...] sollte er vom Feste laufen, um wieder ein Hirte des Viehs zu sein mit seinen Brüdern?“ Nur im Fleische – und wir haben zwischen den Zeilen mitzulesen: wie später bei Potiphars Ehrengattin – sei die Anfechtung stark gewesen, „im Geiste aber sehr leicht“. Und dann endet das Kapitel mit der bedeutungsgeladenen Motivverdichtung: „Weiter zog er mit seinen Käufern, an Jaakob vorbei und aus seiner Nähe – Usarsiph, der Schilfbürtige, Joseph-em-heb, ägyptisch zu reden, was nämlich sagen will: ‚Joseph im Feste‘“ (IV, 698)

V.

Joseph in der Fremde, Joseph in Ägypten, heißt in der Symbolsprache des Romans: Joseph im Feste. Eine zweite Heimsuchung, eine zweite Grube ist nötig, um ihn ganz nach oben zu bringen. Das erklärt sich, abgesehen von der Vorgabe der Bibel, aus der inneren Anlage des Romans, die sich wiederum mit der Stimmigkeit der Figuren deckt. Joseph muß ein weiteres mal für seine eitle Leichtfertigkeit büßen; spielt er doch mit dem Feuer, indem er sich auf die Leidenschaft der Frau einläßt, um sie, wie er sich einbildet, dämpfen zu können. Im Unterschied zum schemenhaften, aller Individualität baren biblischen Joseph teilt Thomas Mann dem seinen das nötige Quantum an charakterlicher Anfälligkeit zu. Wie sonst könnte dieser nicht allein klügste, sondern auch noch schönste aller Jünglinge unsere herzliche, unsere menschliche Teilnahme

gewinnen? Sind wir doch auf andere Weise im Spiel als jene Ägypter, die er zum Staunen und Stutzen bringt, sodaß sie sich gelegentlich zweifelnd fragen, ob ihnen da am Ende ein leibhaftiger Gott begegnet sei.

Überdies und zuvor schon: wie stünden die Brüder da, wenn wir uns nicht wenigstens bis zum bösen, wenn auch nur vorläufigen Ende mit ihnen über den provozierenden Hochmut des vom Vater so sträflich Bevorzugten ärgern würden? Auch konnte Thomas Manns grandiose Ehrenrettung von Mut-emet gegenüber der weit über zweitausend Jahre alten Verleumdungsklage nur gelingen, wenn der Held des Romans sich auch im Hinblick auf diese Versuchung gründlich vom schlichten keuschen Joseph der Tradition unterschied. Hatte er den Warnraum vergessen, den er beim „Eintritt in Scheol“ nach der Begegnung mit der großen Sphinx bei den Pyramiden geträumt? Was da vom Autor als mytho-psychologische Vordeutung inszeniert wird, verwandelt sich in Leben erst durch die Geschlechtsnot der spät erweckten Ägypterin. Das menschliche Drama erreicht seinen schrillen Höhepunkt, als die Ekstase der weiblichen Liebesraserei im Anblick von Josephs ihr dennoch verweigerter Männlichkeit umschlägt in die Vernichtungswut der Enttäuschten.

Im Schlußakt dieser einseitigen Liebestragödie, einer Passionsgeschichte, in der Thomas Mann unter anderem auch die ganze Meisterschaft seiner bewußten Wagner-Konkurrenz entfaltet, – in diesem Finale versucht die nun auch zur ägyptischen Kundry gewordene Mut, sich die Zeugenschaft des Gesindes für den angeblichen Vergewaltigungsversuch des „Fremdlings“, des „ibrischen Unholds“ zu sichern, indem sie an die Solidarität ihrer „ägyptischen Brüder“ (V, 1262 f.) appelliert. Selbst jetzt versagt sich der Erzähler nicht „dem Schmerz der Beleidigten“ (V, 1260), sieht sich aber gezwungen, ihre „bekannte“, d. h. bis dato, also bis zu Thomas Manns Roman nicht existente Rede zu tadeln, „die jederzeit die Mißbilligung der Menschheit gefunden hat (V, 1262). Der Tadel gilt nicht der Unwahrheit der Angaben, also der Behauptung des Vergewaltigungsversuches, welche Unwahrheit „als Kleid der Wahrheit hingehen mochte“. Weiter kann man das Verständnis für die Not der Frau noch im Umschlag in den Haß fürwahr nicht treiben! Zu tadeln sieht sich der Erzähler nur gezwungen „der Demagogie halber, die sie zur Aufreizung nicht verschmähte“ (V, 1262).

Das literarische Muster ist die denn in der Tat bekannte Leichenrede, die Shakespeares Marcus Antonius dem ermordeten Cäsar hält. Aus der eröffnenden Anrede des Dramas: „Mitbürger! Freunde! Römer!“ wird hier: „Ägypter! Kinder Kemes! Söhne des Stroms und der Schwarzen Erde!“ Daß Thomas Mann sich der Antonius-Rede, dieses weltliterarischen Glanzstückes rhetorischer Demagogie, bedient, ist mehr als ein artistischer Kunstgriff. Zwischen den Zeilen von Muts Hetzrede gelesen, also mit derjenigen von Antonius im

Gedächtnis, kann man die vom Autor mitgemeinte Bedeutung von Muts Appell ans Eigenstämmige leichter erkennen. Antonius gelingt es, das von Shakespeare als manipulierbarer Pöbel gezeichnete Volk buchstäblich umzudrehen: aus dem ursprünglichen Jubel für den Cäsar-Mörder Brutus wird so der Aufruhr gegen die Verschwörer. Dagegen nun Mut und das Gesinde Potiphars! Schon viel früher hat die vor Leidenschaft Trunkene „ihre Liebe und ihr ungetröstetes Begehren nach allen Seiten“ ausgeschwätzt, ihr „Leidwesen“ war längst das Tagesgespräch von Hoch und Niedrig, und, wie es in einer Mischung aus Märchenton und bayerischem Anklang heißt, sagten „die Köche beim Rühren und Rupfen, die Torhüter auf der Ziegelbank zueinander [...]: ‚Die Herrin ist scharf auf den Jungmeier, er aber weigert sich ihrer. Ist das eine Hetz‘!“ (V, 1209) Kein Wunder also, wie das Gesinde reagiert, als es vom Opet-Fest, dem „Tag des Beginnes der Nilschwemme“, d. h. dem ägyptischen Neujahrstag (V, 1240), aus der Stadt zurückkommt und von Potiphars Erster mit „ägyptische Brüder“ angeredet wird, nachdem man die Frau gellend schreien gehört: „schlafen wollte der Knecht bei der Herrin, [...] schlafen gewaltsam!“ (V, 1263) Da stehen sie nun, „verblüfft und ratlos, unklar im Kopf schon durch das Freibier der Tempel, aber durch das, was sie hörten, erst recht“ (V, 1264). Noch einmal wird in Erinnerung gerufen, was „alle gewußt, daß die Frau auf den schönen Vorsteher fliege, er aber sich ihrer weigere“. Und wieder: „Da drehte sich ihnen der Kopf, vom Bier und von dieser Geschichte, denn sie gab keinen Gedankenreim“. Die Wiederholungen spiegeln vordergründig, wie sich's da in den Köpfen dreht und sich nicht reimt; aber die Repetition zielt weiter auf den entscheidenden Nachsatz. Der nämlich lautet: „und alle hatten sie für den Jungmeier von Herzen viel übrig“.

Damit kehrt ebenfalls wieder, was Potiphar einst der Frau entgegnet hatte, als die Ehren-Gattin sich mit Herrn Dûdus Worten auf den angeblich zähneknirschenden Haß der erniedrigten Landstämmigen berief. Und so ist denn jetzt, zum vorläufig schlimmen Ende von Muts Passionsgeschichte, Dûdus, des Ehezwerges „gute Stunde“ gekommen, „und er ließ sie sich schmecken“. So unauffällig wie genau setzt der Autor das vorausweisende treffene Wort. Schmeckt man doch mit der Zunge, – und an eben diesem Organ, und nicht an dem vom Giftzwerg selbst so prangend gepriesenen Geschlecht, wird der richtende Potiphar alsbald den heimtückischen Kuppler und Ohrenbläser bestrafen lassen. Jetzt freilich, zu seiner noch vermeintlich guten Stunde, ist er, „in gestärkt vorstehendem Festschurz“, gleich mit dem Handholz zur Stelle, damit man es dem anlege, „der lange genug den Meister gespielt über uns Echtbürtige“, und den man nun „ins Haus der Marter und Hinrichtung“ werde eintreten lassen (V, 1264).

Den hebräischen Unhold zu binden, hat bereits die Herrin, aber vergeblich,

befohlen. Es bedarf der zusätzlichen Aufforderung durch den triumphierenden Zwerg, damit schließlich folgendes geschieht: „Auch fanden sich zwei vom Gesinde, die ihm das Fesselholz aus der Hand nahmen [...] und es dem Joseph anlegten“. Auch fanden sich zwei vom Gesinde! Verachtungsvoller läßt es sich nicht ausdrücken, und damit noch einmal bekräftigen, daß alle, alle, von den nie ganz fehlenden Lumpen auch unter diesem Gesinde abgesehen, für den Jungmeier von Herzen viel übrig hatten.

VI.

Hier brechen wir ab, werfen also keinen genaueren Blick mehr auf die letzten Seiten von *Joseph in Ägypten*, die von Potiphars, des Gerechten, dieses anderen König Marke schmerzlicher und nobelster Stunde berichten.⁶ Aber wir sind, auch für diesmal, noch nicht ganz am Ende. Denn das sorgfältige, aber keineswegs schon ausschöpfende Lesen erlaubt nicht nur, es ermächtigt, ja verpflichtet auch zur Deutung dessen, was zwischen den Zeilen steht, in denen das Ägypten Thomas Manns sich bildet als jene Welt, in der allein Josephs und des Dichters Träume zu Taten werden konnten.

Mit der verständlichen Rührung, die ihn stets ergriff, wenn er mit Niveau gelobt wurde, gedenkt Thomas Mann in der *Entstehung des Doktor Faustus* des Essays, den Georg Lukács ihm zum 70. Geburtstag im Juni 1945 gewidmet hatte. Er verschweigt nicht den Wermutstropfen im dankbar genossenen stärkenden Trank:

Sonderbar nur, daß in noch so wohlwollenden Würdigungen dieser kritischen Linie und Sphäre [der marxistischen] das Joseph-Werk konsequent ausgelassen, umgangen wird. Es ist das eine Sache der Observanz und totalitären Rücksicht: Der ‚Joseph‘ ist ‚Mythos‘, also Ausflucht und Gegenrevolution. Schade. Und vielleicht nicht ganz richtig. Da aber auch die katholische Kirche das Werk nicht mag, weil es das Christentum relativiert, so bleibt ihm nur eine Humanistengemeinde, welche sich die Sympathie mit dem Menschlichen frei gefallen läßt, von der es in Heiterkeit lebt. (XI, 240)

Nicht nur marxistische und katholische Orthodoxie haben sich zunächst dem *Joseph* verweigert, sondern auch protestantische und jüdische. Zur allmählich wachsenden Humanistengemeinde, die den Roman liebt, zählen derweilen zwar viele Angehörige aller Konfessionen und Weltanschauungen. Dennoch besteht kein Grund, den einstigen Kritikern aus den verschiedenen Lagern der Observanz nachträglich Borniertheit vorzuwerfen. Sie hatten, vom Stand-

⁶ Vgl. vom Verf.: *Geträumte Taten*, (s. Anm. 5), vor allem S. 316 ff.

punkt ihrer jeweiligen Orthodoxie aus, so unrecht nicht, einem Werk mit Vorbehalt, Mißtrauen oder gar Ablehnung zu begegnen, in dem die jüdische wie die christliche Glaubenslehre aufgehoben wird, um im Gewand des Mythologischen als das Menschheitliche zu erscheinen. Nicht der Messias, wohl aber der dichterisch erhöhte Repräsentant solch humanistischer Religiosität ist Joseph. Aber gerade als dieser Repräsentant kann er zum Retter werden. Er geht nicht wie die übrigen Figuren des Romans mit allmählich sich aufhellendem Verstand in Spuren, sondern im vollen Bewußtsein und in genauer Kenntnis der vorgeprägten Mythen. Was Thomas Mann sich aus den verschiedensten Quellen zusammensuchte, stellt er seinem Helden zwecks souveräner Inszenierung zur Verfügung und verhilft ihm so, wie schon bei Potiphar, beim Gottesspekulanten auf dem Thron zum endgültigen Triumph.

Zu den wichtigsten Quellenwerken des Romans zählt *Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients* von Alfred Jeremias. Anläßlich der Neuauflage eines anderen, für Thomas Mann weniger bedeutsamen Buches dieses Autors stattete der Dichter 1932 seinen Dank ab in Gestalt einer Rezension mit dem Titel: *Die Einheit des Menschengestes*. Die locker geschriebenen Seiten sind einer der kürzesten Selbstkommentare des *Josephs*-Unternehmens und damit auch ein Credo von Thomas Manns humanistischer Religiosität. Den zentralen Gedanken von Jeremias, man finde in den verschiedenen Kulturen die Dialekte der *einen* Geistsprache, macht der Rezensent sich auch als Formulierung so zu eigen, daß man seither ihm diese Wendung zuschreibt. Kein Gebiet sei so geeignet wie das religiöse, die humane Einheit des Geistes deutlich zu machen, wird der Gedanke variiert und durch Beispiele belegt, die um diese Zeit bereits dem mythischen Spiel-Repertoire Josephs einverleibt sind. Die Aufzählung, die mit der jungfräulichen Gottesmutter beginnt, die ägyptische und die babylonische Theologie streift, endet mit der rhetorischen Frage:

Ist alles da, – Allvater, Virgo coelestis, der Knabe Heilbringer, Wort und Pneuma? Es sind dieselben Namen für dieselben Dinge, und das Christentum hat nichts Neues erfunden. Es hat das Uralte gelehrt und grade damit den Beweis seiner menschlichen Legitimität erbracht. (X, 753)

Der Anteilnahme der „ursprünglich humanistisch und nicht theologisch Gestimmten“ an der christlichen Religion fehle daher „jede Aggressivität gegen den Glauben, jede ‚zersetzende‘ Absicht“. Womit natürlich auch die Legitimität der psychologischen Erhellung des Religiösen in allen seinen Erscheinungsformen gegeben ist. Darum finden sich in der Jeremias-Rezension auch bereits die Grundthesen samt etlicher Beispiele der großen Freud-Rede von 1936.

Nach alledem ist es folgerichtig, daß wir schon im Vorspiel, auf der zweiten

Seite des Romans, darüber unterrichtet werden, Joseph habe in einer südbabylonischen Stadt namens Uru „den Anfang aller, das heißt: seiner persönlichen Dinge“ erblickt. Wir hören davon in einem einzigen, riesigen Langsatz (IV, 10 f.). Das erinnert an das sprachanaloge Gegenstück vom *Tod in Venedig*. Aber während dort rückblickend die individuelle Biographie Aschenbachs nachgezeichnet wird, dient jetzt der lange Atem dazu, Namen um Namen aufzurufen, um so Josephs Person aus der Zeitversunkenheit in die eigens als „seine Zeit“ bezeichnete Sphäre heraufzuholen. Und was da erscheint, ist der ganze alte Orient, von Babylon bis Ägypten, im Lichte der mythisch-religiösen Einheit des Menschengestes.

Wie spielte dies doch! Dort oben saß Jaakob, verzweifelt, von Tränen zermürbt, in furchtbarem Gottesleide, das blutige Zeichen von Josephs Tod und Zerrissensein in seinen armen Händen, – hier unten aber, zu seinen Füßen [...] zog Joseph [...] an seinem Sitze vorüber, hinab gen Scheol, ins Diensthaus des Todes! (IV, 696)

An Jaakob vorüber, an ihm vorbei zieht Joseph! Das gilt nicht nur im wörtlichen, sondern auch im übertragenen Sinn. Und umso mehr, als Jaakob, der mit Gott hadernde andere Hiob, gerade jetzt das widerfährt, was stets droht. Thomas Mann hatte es 1914 beim Kriegsbeginn am eigenen Leib erfahren, und es war ihm 1933 als kollektiver Rausch begegnet: der Rückfall ins Barbarische. Will Jaakob doch mit Hilfe der Magie in die Unterwelt fahren, um den totgeglaubten Sohn heraufzuholen. Es ist an Eliezer, Josephs Lehrer, den Maßlosen zur Vernunft zu bringen und ihm wieder zur Würde zu verhelfen. Das Ägypten aber, in das Joseph gelangt, die ersehnte Fremde, ist weniger Jaakobs Scheol und Diensthaus des Todes, als vielmehr die „sonnige Unterwelt“ (V, 1509). Hier und nur hier, wohin er verpflanzt worden, konnte ihm, dem nach Gottes Ratschluß und Jaakobs schmerzhafter Einsicht der geistliche Segen verwehrt blieb, der andere Segen reifen, zu seinem und der Welt Heil. Es ist der doppelte Segen, „über den Jaakob, sein Vater, sich noch auf dem Sterbebette erging, indem er beinahe so tat, als spendete und verliehe er ihn, da er ihn doch nur feststellte“ (V, 1508).

Thomas Mann hat der biblischen Josephs-Novelle „Riesenmaße“ (III, 907) gegeben.⁷ Das Konkurrenzwerk zu Wagners *Ring* wuchs sich nicht nur formal zur Gegen-Tetralogie aus. Der Protagonist entpuppte sich mehr und mehr als Anti-Siegfried. Darum wird spät noch das „Übel“, dem der Ernährer kraft seines Mittlertums und seiner Hermesnatur „auf der Nase“ zu spielen versteht,

⁷ Im *Zauberberg*-Kapitel „Fülle des Wohllauts“ wird am Ende ohne Namensnennung, aber leicht erkennbar, Richard Wagner der „Seelenzauberkünstler“ genannt, der dem „Lied“, das hier für die Romantik steht, „Riesenmaße“ gegeben und damit die Welt unterworfen habe.

auch „Lindwurm“ genannt (V, 1758 f.). Siegfried, der bis zur Erweckung Brünnhildes die Furcht nicht kennt, vermag zwar den Drachen zu töten, aber der Ring, der ihm durch diesen Sieg zufällt, bleibt der verfluchte Ring des Verhängnisses. Hingegen ist der Königsring, den der Pharao seinem zum Stellvertreter erhobenen Traumdeuter an die Hand steckt, nicht nur das Zeichen der Machtübertragung. Er wird vielmehr bald schon zum Symbol der segensreichen Ausübung von Macht.

Thomas Mann, ein nicht minder großer „Seelenzauberkünstler“ (III, 907) wie Wagner, imaginiert die poetische Utopie der Vereinigung von Geist und Macht, indem er Joseph gelingen läßt, wovon die Dichter so gerne träumen: daß eine Künstlernatur das Werk statt im ästhetischen Reich des Schönen Scheins, in der Welt als Tat vollbringt.

Aber noch ein anderer Traum wird in diesem Roman zur poetischen Realität: der Wunschtraum geglückter Assimilation. Von einer solchen kann nicht die Rede sein, wenn das Eigene verleugnet wird. Anpassung ans Fremde bis zur Selbstaufgabe bedeutet nicht Emanzipation, sondern Unterwerfung. Wie umgekehrt das Eigene in der Absonderung zu erstarren droht. In der Aneignung von Anderem hingegen kann es sich entwickeln. Joseph wird darum, und sehr rasch, „zusehends zum Ägypter“, „um sich auf die Höhe zu bringen von Gottes Absichten“ (V, 959 f.). Sie sind identisch, zwar nicht unbedingt mit Thomas Manns Glauben, doch mit seiner Hoffnung, die er an die unzerstörbare Einheit des Menschengestes knüpfte und gegen alle Arten von Orthodoxie wie gegen die eigenen pessimistischen Anfechtungen verteidigte. Diese Hoffnung wird im Schlußband der Tetralogie nicht pathetisch, sondern gedämpft ironisch verkündet. Das ist kühn genug. Man kann das Wagnis dieser poetischen Verklärung nur ermessen, wenn man bedenkt, wie sehr damit auch angeschrieben wurde gegen Hitlers Triumphe, durch die endgültig alle Erwartungen widerlegt zu sein schienen, die mit der Assimilation verbunden waren.

Dieter Borchmeyer

Politische Betrachtungen eines angeblich Unpolitischen

Thomas Mann, Edmund Burke und die Tradition des Konservatismus

Hans Rudolf Vaegt
im Zeichen des „Dreigestirns“
Goethe – Wagner – Thomas Mann
freundschaftlich zugeeignet

Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* sind ein bis heute heftig umstrittenes Buch, seinen Kritikern das wichtigste Beweisstück für seine politisch-charakterlich-weltanschauliche Fragwürdigkeit¹ und seinen Apologeten meist eine schmerzliche Scham. Als ganzes haben freilich die wenigsten dieses Essay-Monstrum von fast 600 Seiten gelesen, so häufig es als Steinbruch ausgeschlachtet wird, denn auf die grundlegenden Äußerungen des Autors über Ironie oder *Décadence*, über das *Dreigestirn* Schopenhauer, Wagner, Nietzsche und über sein eigenes Frühwerk möchte man doch nicht verzichten. Gleichwohl: Thomas Manns umfangreichster Essay hat einen schlechten Ruf.

Es ist also ein durchaus waghalsiges Unternehmen, wenn ich hier den Versuch eines Plädoyers für dieses so intrikate Buch unternehme, es unter bestimmten Voraussetzungen für ein – auch in seinen Ansichten über die Grundlagen der Politik – höchst respektables, sprachlich und argumentativ faszinierendes, seines Autors jedenfalls durchaus würdiges Werk erklären möchte, von dem er sich mit Recht niemals wirklich distanziert hat.

Trotzdem halte ich die *Betrachtungen* keineswegs für ein schlackenloses Gebilde, sondern für ein schönes Monstrum voller Gegensätzlichkeiten, bar jeder Systematik. In ihrer eher kreisenden, assoziativ-schweifenden als schlüssigen Gedankenführung sind sie eben ein typischer Künstler-Essay, der nicht mit den Maßstäben eines wissenschaftlichen Traktats oder der Essayistik eines reinen politischen, philosophischen oder ästhetischen Theoretikers gemessen werden darf. Thomas Manns Essays – auch und vor allem seine *Betrachtungen* – sind nie ohne die Referenz auf das eigene literarische Werk verstehbar, und

¹ Vgl. die jüngste – und schärfste – Kritik an den *Betrachtungen eines Unpolitischen* bei Klaus Harpprecht: Thomas Mann. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 1995, welche über diese ganze monumentale Lebensbeschreibung verstreut ist.

eben diese Referenz erklärt ihre Gegensätzlichkeiten. Man darf die *Betrachtungen eines Unpolitischen* in dieser Hinsicht mit Schillers Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* vergleichen, die ja auch eine – gegen die Französische Revolution gerichtete – politische Theorie enthalten. Sie sind – ebenso wie Schillers andere ästhetische Hauptschrift *Über naive und sentimentalische Dichtung* – ein „work in progress“, in dem sich die Positionen des Autors im Verlauf des Gedankengangs deutlich wandeln. Vom Standpunkt philosophischer oder wissenschaftlicher Stringenz aus sind diese Traktate überaus heikel, und doch faszinieren sie aufgrund ihrer Widerspruchsspannungen mehr als so manche stringente Schrift der Zeit, die längst vergessen ist – weil jene Spannungen eben durch ihre Referenz auf das eigene poetische Werk motiviert sind, von dem her betrachtet sie sich als zusammenhörbare kontrapunktische Linien darstellen.

Nicht anders steht es mit den *Betrachtungen eines Unpolitischen*, denen man immer Unrecht tun wird, wenn man nicht ihre spezifisch literarische Argumentationsstruktur berücksichtigt. Anders als etwa Schiller hat Thomas Mann auf diese Argumentationsstruktur in seinem Essay wiederholt hingewiesen, den Leser geradezu davor gewarnt, jedes Argument, dessen er sich bedient, für bare Münze zu nehmen, vielmehr die durchgespielten Positionen so aufzunehmen wie die Äußerungen verschiedener fiktiver Personen, aus deren *Zusammenspiel* erst die Autor-Intention zu erschließen ist. „Als Dichter hast du ein Recht“, zitiert er im Kapitel „Politik“ seiner *Betrachtungen* August Strindberg, „mit Gedanken zu spielen, mit Standpunkten Versuche anzustellen, aber ohne dich an etwas zu binden“. Der Dichter darf nach Strindberg „stereoskopisch sehen“ – im Unterschied zum Politiker, so Thomas Mann, der gehalten ist, monoskopisch zu verfahren. Ein Ästhet hingegen muß immer verschiedene Standpunkte gelten lassen. (Nichts ist dem Verfasser der *Betrachtungen* daher widerwärtiger als ein politisiertes Ästhetentum, gegen das er ein ganzes Kapitel seines Essays – „Ästhetizistische Politik“ – gerichtet hat.) Thomas Mann beruft sich auf Schopenhauer, demzufolge in den Werken Shakespeares oder Goethes „jede Person, und wäre sie der Teufel selbst, während sie dasteht und redet, recht behält; weil sie so objektiv aufgefaßt ist, daß wir in ihr Interesse gezogen und zur Teilnahme an ihr gezwungen werden“. Auch wenn sich der Dichter auf das Feld der nicht-fiktiven Meinungsäußerung begibt, kann er das stereoskopische Sehen nicht lassen, wie Thomas Mann in Bezug auf seine eigene politische Essayistik bekennt:

Man muß durchaus verstehen, daß jemand, der nicht gewohnt ist, direkt und auf eigene Verantwortung zu reden, sondern gewohnt, die Menschen, die Dinge reden zu lassen, –

daß jemand, der Kunst zu machen gewohnt ist, das Geistige, das Intellektuelle niemals ganz ernst nimmt, da seine Sache vielmehr von jeher war, es als Material und Spielzeug zu behandeln, Standpunkte zu vertreten, Dialektik zu treiben, den, der gerade spricht, immer recht haben zu lassen ... (XII, 226-229)²

Vielleicht ist es ein Formfehler gewesen, daß Thomas Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* nicht die zu seiner Zeit – denken wir nur an Georg von Lukács – so vielfach erprobte Form des Dialog-Essays gewählt hat, in den sich ja auch sein Roman *Der Zauberberg* in den Streitgesprächen Naphtas und Settembrinis wiederholt zu verwandeln scheint, wie man umgekehrt seine *Betrachtungen eines Unpolitischen* als verschleierte Roman auffassen könnte. Indem aber Thomas Mann seine Dialektik nicht als Dialog, sondern als Monolog seiner selbst gestaltet hat, redet er in „eigener Verantwortung“, so oft er seine Argumente in diesem Experimental-Essay auch nur als Versuchsballons in die Höhe steigen läßt.

Daß ein Schriftsteller, der in der Welt des Fiktionalen zu Hause ist, auch dann noch in fiktional-literarischen Strukturen denkt und schreibt, wenn er jenes Haus verläßt und sich auf die Straße außerliterarischer Kommunikation begibt, ist ein immer wieder zu beobachtendes Faktum, das den Autoren oft jedoch nicht bewußt wird. Anders Thomas Mann, der gewiß zumal durch Nietzsches Perspektivismus³ in der Erkenntnis bestärkt wurde, daß die spezifische Rede- und Argumentationsweise einer literarischen Existenz eine figuren- und kontextbedingte ist. Der Schriftsteller kann – und will – in der Regel nicht aus seiner perspektivistisch-fiktionalistischen Haut.

Schon in seiner (nachgeschobenen) Vorrede nennt Thomas Mann die *Betrachtungen* nicht zwar ein „Kunstwerk“, aber ein „Künstlerwerk“,⁴ das – wie es auch für seine Romane charakteristisch ist und sein spezifisches Montageverfahren konstituiert – die „eigene Rede“ im „unendlichen Zitieren“ verbirgt. Als „Dirigent der Zitate“ trete er in den *Betrachtungen* auf, bemerkt Hermann Kurzke.⁵ Und Thomas Mann selber: „Das Zitieren wurde als eine Kunst emp-

² Die im Text in Klammern gesetzten römischen und arabischen Zahlen beziehen sich auf Band- und Seitenzahl folgender Ausgabe: Thomas Mann: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden. 2. Auflage, Frankfurt/Main 1974. – Auf Thomas Manns Kursivierungen einzelner Passagen wird in den Zitaten in der Regel verzichtet.

³ Vgl. dazu neuerdings Thomas Müller: Die Poetik der Philosophie – Das Prinzip des Perspektivismus bei Nietzsche, Frankfurt/Main, New York 1995.

⁴ Zur Differenz von „Kunstwerk und Künstlerwerk“ vgl. das einleitende Kapitel in Eckhard Heftrichs Buch: *Zauberbergmusik. Über Thomas Mann*, Frankfurt/Main 1975, S. 1-32. Dort wird auch bereits nachdrücklich auf den Unterschied von „Künstler- und Wahrheitsernst“, auf das „Rollenspiel“ im Gedankengang der *Betrachtungen* hingewiesen, ohne dessen Berücksichtigung die Argumentationsstruktur des Großessays niemals zu erfassen ist.

⁵ TM Hb, 688.

funden, ähnlich derjenigen, den Dialog in die Erzählung zu spannen, und mit ähnlicher rhythmischer Wirkung zu üben gesucht ...“ (XII, 10 f.)

Es redet hier einer, der, wie es im Texte heißt [er bezieht sich offenbar auf die zitierte Passage aus dem Kapitel „Politik“], nicht gewohnt ist, zu reden, sondern reden zu lassen, Menschen und Dinge, und der also reden ‚läßt‘ auch da noch, wo er unmittelbar selber zu reden scheint *und meint*. Ein Rest von Rolle, Advokatenhumor, Spiel, Artisterei, Über-der-Sache-Stehen, ein Rest von Überzeugungslosigkeit und jener dichterischen Sophistik, welche den Recht haben läßt, der eben redet, und der in diesem Falle ich selbst war, – ein solcher Rest blieb zweifellos überall, er hörte kaum auf, halb bewußt zu sein, – und doch war jeden Augenblick, was ich sagte, wahrhaftig meines Geistes Meinung, meines Herzens Gefühl. Es ist meine Sache nicht, die Paradoxie dieser Mischung von Dialektik und wirklich, redlich sich mühemdem Wahrheitswillen zu lösen. (XII, 11 f.)

Was Thomas Mann Dialektik nennt, ist im ursprünglichen Sinne des Wortes dialogisches Spiel mit unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Positionen. Vom „Selbstwiderspruch dieses Buches“ redet er ausdrücklich im Kapitel „Politik“. Das „Ja-und-doch-Nein ist mein Fall“ (XII, 263 f.) – der Fall der „Ironie“, die ein „Weder noch und Sowohl-Also“ ist (XII, 91). Daß er damit „Verwirrung“ stiftet, ist ihm klar: „Ich fürchte, der freundwillige Leser weiß nicht mehr, wo ihm der Kopf steht“ (XII, 293). Das Ja-und-doch-Nein ist auch die Signatur seines Konservatismus, der immer wieder sein Gegenteil mit einschließt. Im letzten Kapitel der *Betrachtungen* behauptet er gar – nachdem er selber sich zuvor zahllose Male als konservativ bezeichnet hat: „Konservativ? Natürlich bin ich es nicht; denn wollte ich es meinungsweise sein, so wäre ich es immer noch nicht meiner Natur nach, die schließlich das ist, was wirkt.“ (XII, 585) Was Nietzsche in *Ecce homo*⁶ über sich als Décadent gesagt hat, hätte Thomas Mann über seinen eigenen Konservatismus schreiben können: „Abgerechnet nämlich, daß ich ein Konservativer bin, bin ich auch dessen Gegensatz.“ Das ist ja schon deutlich die Tendenz des Schlusses der Vorrede der *Betrachtungen*, wenn er sich fragt:

sollte ich Elemente, die dem ‚Fortschritt‘ Deutschlands Vorschub leisten, in meinem eigenen konservativen Innern hegen? Wäre es so, daß mein Sein und – soweit davon die Rede sein kann – auch mein Wirken durchaus nicht genau meinem Denken und Meinem entspricht, und daß ich selbst mit einem Teil meines Wesens den Fortschritt Deutschlands zu dem, was in diesen Blättern mit einem recht uneigentlichen Namen ‚Demokratie‘ genannt wird [...], zu fördern bestimmt war und bin? (XII, 40)

Thomas Mann weiß ganz genau, daß alle Kunst, die noch zählt, „dem allgemeinen Prozeß demokratischer Internationalisierung unterliegt. Handgreiflich na-

⁶ „Warum ich so weise bin“, 2.

tionale Kunst, patriotische Kunst, sogenannte Heimatkunst will als höhere Kunst nicht recht in Betracht kommen.“ (XII, 253) Sein ganzes Buch ist eine Polemik gegen den demokratisierenden „Zivilisationsliteraten“ alias Heinrich Mann, doch die Literatur als solche, die auch sein Geschäft ist, „ist demokratisch und zivilisatorisch von Grund aus; richtiger noch: sie ist *dasselbe* wie Demokratie und Zivilisation. Und mein Schriftstellertum also wäre es, was mich den ‚Fortschritt‘ Deutschlands an meinem Teile – noch fördern ließe, *indem* ich ihn konservativ bekämpfe?“ (XII, 40) „Ja, wir werden sie haben, die Demokratie, den Staat für Romanschiftsteller“ (XII, 301). Was aber ist Thomas Mann anderes als ein Romanschiftsteller? Die Demokratie ist also ‚sein‘ Staat. Oder eine andere Passage:

die Tatsache besteht, daß mein eigenes Sein und Wesen sich zu dem Zivilisationsliteraten viel weniger fremd und entgegengesetzt hält, als die kalt objektive Kritik, die ich dem seinen zuteil werden ließ, glauben machen könnte. [...] Er will und betreibt eine Entwicklung, – die ich für notwendig, das heißt: für unvermeidlich halte, an der auch ich meiner Natur nach unwillkürlich in gewissem Grade teilhabe; der zuzujauchzen ich aber gleichwohl keinen Grund sehe. Er fördert mit Peitsche und Sporn einen Fortschritt, – der mir, nicht selten wenigstens, als unaufhaltsam und schicksalsgegeben erscheint und den an meinem bescheidenen Teile zu fördern mein eigenes Schicksal ist; dem ich aber trotzdem aus dunklen Gründen eine gewisse konservative Opposition bereite.

Thomas Manns „erhaltender Gegenwille“ begehrt noch einmal gegen den Fortschritt auf – wie Wotan, wenn er Siegfried seinen Speer entgegenhält, obwohl er weiß, daß dieser ihn zerschlagen wird und nach Wotans eigenem tieferen Willen ja auch zerschlagen muß. „Der erhaltende Gegenwille“, so Thomas Mann am Ende des Kapitels „Der Zivilisationsliterat“, „befindet sich in der Verteidigung, und zwar in einer, wie er genau weiß, aussichtslosen Verteidigung“ (XII, 67). Ein „Rückzugsgefecht großen Stils“ hat er die *Betrachtungen eines Unpolitischen* 1928 in seiner Rede *Kultur und Sozialismus* zutreffend genannt (XII, 639).

Die Paradoxie, daß Thomas Mann als Schriftsteller eben das fördert, was er bekämpft („Und an all diesem Unfug sollte ich teilhaben? [...] Doch, auch ich habe teil daran ...“ XII, 68) ist charakteristisch für die Argumentation des ganzen Essays, und ihre Artikulation kehrt leitmotivisch in ihm wieder. Daher ist Thomas Manns spätere Konversion zu der Demokratie, die er in den *Betrachtungen* noch auf der Oberfläche seiner Argumentation – aber nicht auf dem Grunde ihrer dialektischen Brechungen – zu bekämpfen scheint, eine durchaus konsequente Entwicklung, alles andere als opportunistische Anpas-

⁷ Klaus Schröter (Hrsg.): Thomas Mann im Urteil seiner Zeit. Dokumente 1891-1955, Hamburg 1969, S. 99 bzw. 103.

sung an den neuen Zeitgeist, die ihm seine Gegner später vorgehalten haben (ich erinnere an die polemische Formel „Mann über Bord“⁷). Mit Thomas Manns eigenen Worten ließe sich sagen: sein Eintreten für die Weimarer Republik bedeutet, daß sein Denken und Meinen nun mit seinem Sein und Wirken konvergiert. „Ich weiß von keiner Sinnesänderung. Ich habe vielleicht meine Gedanken geändert – nicht meinen Sinn.“ So betont er im Vorwort zu seiner Rede *Von deutscher Republik* (1922) im Hinblick auf die Stimmen, die ihn der „Überläuferei“, des „Umfalles“, des „Bruches“ jedenfalls „mit meiner geistig-politischen Vergangenheit“ bezichtigt haben (XI, 809). „Wenn der Verfasser also auf diesen Blättern teilweise andere Gedanken verfißt als in dem Buche des ‚Unpolitischen‘, so liegt darin eben nur ein Widerspruch von Gedanken untereinander, nicht ein solcher des Verfassers gegen sich selbst. Dieser ist derselbe geblieben, einig in seinem Wesen und Sinn“, und so setzt auch der „republikanische Zuspruch“ nach seinen Worten „die Linie der ‚Betrachtungen‘ genau und ohne Bruch ins Heutige fort“ (XI, 810). Tatsächlich lassen sich aus ihnen, wie wir sehen werden, Passagen herauslösen, die ein Bekenntnis zur Demokratie, ja sogar zur Sozialdemokratie implizieren. Kurz und gut: die *Betrachtungen eines Unpolitischen* müssen ständig gegen den Strich gelesen werden. Das ist nicht die Meinung eines den Text hinterfragenden Interpreten, sondern schon die mehr oder weniger versteckte Leseanweisung des Autors selbst.

Diese Doppellesbarkeit des Textes in zwei Richtungen – mit und gegen den Strich – läßt sich gewissermaßen mit der Struktur des Musikdramas vergleichen, in dem die Bedeutungsebenen des Textes und der Musik immer wieder auseinandertreten, der erstere oft durch die letztere hinter- oder unterfragt wird – ein Thomas Manns Denken adäquater Vergleich, nennt er seine Vorede an deren Ende doch selber – und wohl in Anspielung auf Wagners *Rheingold* – eine Art „musikalisches Vorspiel“, in dem die Motive des Folgenden zusammengefaßt sind. Diese Motive aber seien „das umständliche Erzeugnis einer Problematik, die Darstellung eines innerpersönlichen Zwiespaltes und Widerstreites. Daß sie es sind“ – die Zwiespältigkeit, Widerstreithaftigkeit des Buches also – mache dasselbe aber „beinahe zu einer Dichtung“ (XII, 40 f.), denn Dichtung ist für Thomas Mann wesensnotwendig Widerstreit und niemals Ausdruck nur *einer* undialektisch erfäßbaren Wahrheit.

Der sich selbst widerstreitende Konservatismus⁸ bleibt freilich Konservatis-

⁸ Zu dessen Bestimmung, Herkunft und epochalem Kontext vgl. die grundlegende Untersuchung von Hermann Kurzke: *Auf der Suche nach der verlorenen Irrationalität. Thomas Mann und der Konservatismus*, Würzburg 1980. Siehe auch Kurzkes konzentrierte Gesamtwürdigung der *Betrachtungen eines Unpolitischen* und der „Politischen Essayistik“ in Helmut Koopmanns *Thomas-Mann-Handbuch*, S. 678-696 u. S. 697-706, sowie in Kurzkes Arbeitsbuch: *Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung*, München 1985, S. 139-170 u. S. 171-181.

mus – ja man darf behaupten, daß Thomas Mann stets ein „Konservativer“ geliebt ist, wie er selbst nach seiner demokratischen Wende in der Rede *Von deutscher Republik* ausdrücklich bekannt hat: „daß meine natürliche Aufgabe in dieser Welt allerdings nicht revolutionärer, sondern erhaltender Art ist“ (XI, 829). Während aber der Konservatismus nach Thomas Mann seinen Gegensatz in sich selber aufnimmt, kennt sein Gegenprinzip: der sich selbst verabsolutierende „Fortschritt“ in seinen Augen keine Dialektik – und vor allem keine sich selbst relativierende Ironie –, er überschreitet sich also nicht ebenso auf den Konservatismus hin wie dieser sich auf den Fortschritt hin überschreitet. „Der Fortschritt ist Dogma“, bemerkt Thomas Mann (XII, 27), und demgemäß „doktrinäre Intoleranz“ (XII, 29). Pathos, nicht Ironie ist seine Ausdrucksform. Der Fortschritt sei eben ein „Prinzip“, der Konservatismus hingegen eine „Stimmung“ (XII, 401); jenes ist exklusiver, diese aber inklusiver Natur. Das bleibt der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Autor der *Betrachtungen eines Unpolitischen* und seinem Feindbild: dem Zivilisationsliteraten. Kurzum: nicht ein „autoritätsgläubiger“, sondern ein „ironischer Konservatismus“ (XII, 418) ist die Sache Thomas Manns.

Der Selbstwiderspruch in seinem Konservatismus gemahnt in mancher Hinsicht an den Typus des von Klaus Epstein in seinem monumentalen Opus *The Genesis of German Conservatism* (1966) so bezeichneten Reformkonservativen (den er in die idealtypische Mitte zwischen dem Status-quo-Konservativen und dem Reaktionär setzt). Dieser Idealtypus wird von Epstein freilich in der Epoche der Abenddämmerung des Ancien Régime und der Ära der Französischen Revolution angesiedelt, aus welcher die konservative Bewegung bekanntlich hervorgegangen ist. (Als ein nachrevolutionäres Musterbeispiel des Reformkonservativen könnte man etwa den Freiherrn vom Stein, den Initiator der preußischen Reformen bezeichnen.)

Epstein hat den Konservativen des untergehenden Ancien Régime dem sogenannten „konservativen Revolutionär“ der Weimarer Republik entgegengesetzt, den er vor allem durch Moeller van den Bruck, Ernst Jünger und Oswald Spengler verkörpert sieht. Die Herausforderungen, denen sich der Konservatismus im zwanzigsten Jahrhundert gegenüber gesehen habe, seien grundverschieden von denen des späten achtzehnten Jahrhunderts.

Die revolutionären Konservativen der Weimarer Republik waren eine offensive Gruppe, die auf den Umsturz – nicht die Bewahrung – der politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse in Deutschland hinarbeiteten. Die Verhältnisse waren bestimmt durch den – wenn auch nur zeitweiligen – Sieg der ‚modernen Kräfte‘ von Egalitarismus, Demokratie und Antiklerikalismus im Jahre 1918, einem späten Sieg über die Überreste des Ancien Régime, welche die Konservativen mehr als hundert Jahre hartnäckig und erfolgreich verteidigt hatten. Viele von denjenigen, die vor 1918 die Monarchie, die

Herrschaft der Junker und den ‚christlichen Staat‘ verteidigt hatten, wurden nach 1918 Reaktionäre. Sie trauerten der ‚guten alten Zeit‘ des kaiserlichen Deutschland nach und blieben den inhaltlichen Überzeugungen über Gesellschaft und Politik, die sie vor 1918 gehegt hatten, treu; aus Status-quo-Konservativen wurden sie zugleich mit der Änderung der deutschen Verhältnisse zu Reaktionären.

Die revolutionären Konservativen seien demgegenüber weder Status-quo- noch Reform-Konservative gewesen, habe ihnen doch weder an der Aufrechterhaltung noch an der Reform der bestehenden Verhältnisse gelegen, und auch als Reaktionäre könne man sie nicht bezeichnen, da ihnen bewußt gewesen sei, daß die Welt vor 1918 für immer der Vergangenheit angehörte. In die Typologie des Konservatismus, wie Epstein sie im Hinblick auf die Epoche der Französischen Revolution entworfen hat, passen die revolutionären Konservativen also nicht hinein. Von den Konservativen des späten 18. Jahrhunderts unterscheiden sie sich zumal durch die Tendenz, die Gesellschaft nach theoretischen Entwürfen neu zu errichten – versteht sich doch der klassische Konservatismus der Ära der Französischen Revolution als Erfahrungsdenken im Gegensatz zu allen Systemkonstruktionen – und durch die Tatsache, daß sie nicht mehr von einer Position etablierter wirtschaftlicher, politischer und kirchlicher Macht aus *defensiv* agieren konnten.⁹ Ein Konservatismus aber, so schreibt Stefan Breuer in seiner jüngsten und, wie er hofft, abschließenden (weil die ganze Bewegung gewissermaßen auflösenden) *Anatomie der Konservativen Revolution* (Darmstadt 1993), „der nicht in Verteidigung und Abwehr bestand, ja offenbar überhaupt keinen Grund mehr besaß, auf dem sich stehen ließ, war, wenn Sprache nicht völlig inhaltsleer sein soll, kein Konservatismus mehr, allenfalls eine Art Zombi“.¹⁰

Schon Panajotis Kondylis hat in seinem Konservatismus-Buch von 1986¹¹ geäußert, daß die konservative Revolution eine Fortsetzung des Konservatismus gewesen ist, und dafür plädiert, dieses Phänomen ebenso wie die Reformen und die Aufklärung streng zu historisieren, d. h. an seine mit Geschichte und Ende der Adelherrschaft zusammenfallende Epoche zu binden – ihn also nicht durch Verallgemeinerung zu entsubstantialisieren. Wenn ich gleichwohl Thomas Mann als Konservativen bezeichnen möchte, dann als einen bewußt anachronistischen: er ist weit eher ein Konservativer im Geiste des späten achtzehnten – in dessen historisches Kostüm er geradezu schlüpft – als im vermeintlichen Sinne des frühen zwanzigsten Jahrhunderts, wie schon das aus-

⁹ Nach der deutschen Ausgabe: Klaus Epstein: Die Ursprünge des Konservatismus in Deutschland, Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1973, S. 24 f.

¹⁰ Breuer, S. 14.

¹¹ Panajotis Kondylis: Konservatismus. Geschichtlicher Gehalt und Überlieferung, Stuttgart 1986.

drücklich defensive Gepräge dieses Konservatismus zeigt, wobei der Patriziersohn aus einer „oligarchischen Stadtdemokratie“ wie Lübeck – einem nach seinen Worten „altbürgerlich-gravitätischen Gemeinwesen von stark konservativem Gepräge“ mit der Lebensstimmung „patriarchalisch-aristokratischer Bürgerlichkeit“ (XII, 138 f.) – sich unverkennbar in die Position des Adels der Umbruchszeit um 1800 versetzt. Er sagt ausdrücklich, daß „jede Art Konservatismus“ im „feudalen Prinzip“ gründet, welches seinerseits „im Grund und Boden wurzelt“ und somit „der natürliche Gegner jenes anderen, des demokratischen Prinzips, des Prinzips der Menschenrechte“ ist, „welches nirgendwo wurzelt als in der ‚Vernunft‘“ (XII, 434).

Die *Betrachtungen eines Unpolitischen* sind vor dem Zusammenbruch des Kaiserreichs entstanden. Dieser Zusammenbruch hat Thomas Mann aber eben nicht zum Reaktionär, und auch nicht zum konservativen Revolutionär – obwohl er einer der ersten gewesen ist, der diesen Begriff in seinem Essay *Russische Anthologie* (1921; X, 598) verwendet hat¹² –, sondern sehr bald zum Republikaner werden lassen. Das zeichnet sich ja schon in den *Betrachtungen* ab, die immer wieder gegen den Strich des eigenen Konservatismus argumentieren, vor allem da, wo Thomas Mann auf die zivilisatorisch-demokratisch-internationalistische Modernität seines Schrifstellertums zu sprechen kommt. Und in der Tat hat Kondylis betont, daß der vermeintliche Konservatismus der Moderne nichts anderes als eine Suchbewegung innerhalb derselben ist, die, mag sie noch so sehr gegen Rationalismus und liberalistischen Demokratismus zu Felde ziehen, doch so tief von dem für die Moderne charakteristischen Voluntarismus und Ästhetizismus durchwirkt ist, daß von Konservatismus im historisch-spezifischen Sinne nicht mehr die Rede sein könne.

Ein Konservativer kann Thomas Mann also nur sein, indem er sich ins Gewand des späten 18. Jahrhunderts kleidet. Tatsächlich spielt sich die Fehde gegen den „Zivilisationsliteraten“ und der „Bruderzwist im Hause Mann“ (Eckhard Heftrich)¹³ überhaupt in den Kulissen der Französischen Revolution ab. „Wir wissen längst, daß er geistig in einer hundertdreißig Jahre zurückliegenden Epoche, der Französischen Revolution, lebt und webt; die Folge ist, daß er auf eine vollkommen verspielte Weise die Verhältnisse von damals in das gegenwärtige Deutschland hineinträgt, hineinphantasiert.“ (XII, 333) Was Thomas Mann hier über den Zivilisationsliteraten sagt, gilt auch für ihn selbst. Da

¹² Der Meinung von Hermann Kurzke, daß Thomas Mann mit den *Betrachtungen* ein „Hauptwerk“ der Konservativen Revolution geliefert habe, TM Hb, 698, kann ich mich also nicht anschließen.

¹³ Eckhard Heftrich: Der Bruderzwist und die Revolution, in: Helmut Koopmann/Peter-Paul Schneider (Hrsg.): Heinrich Mann, die Französische Revolution und Europa, Lübeck 1989, S. 235-250, hier S. 238.

sein Bruder die Kulissen von 1789 aufzieht, sich der Argumentationsschemata der Revolutionsapologeten bedient, kleidet sich Thomas Mann selbst ins historische Kostüm und begibt sich ins gegenrevolutionäre Weimar. Bezeichnenderweise beschließt er den ganzen Essay mit Zitaten aus Wielands Aufsätzen über die Französische Revolution. Vor allem aber spiegelt er seine politische Haltung in derjenigen Goethes: seines „gemäßigten Liberalismus“ (XII, 258) und seiner Verwerfung der Staatsumwälzung in Frankreich. In den *Betrachtungen eines Unpolitischen* geht Thomas Mann zum ersten Mal in den Spuren Goethes.

Die ganze Polemik gegen den Zivilisationsliteraten setzt sich begrifflich aus dem seinerzeitigen gegenrevolutionären Vokabular zusammen. Den „fils de la Révolution“ nennt er seinen Gegner, den „tugendhafte[n]“, „republikanische[n]“ Rhetor-Bourgeois“ (XII, 32) oder „Revolutionsschulmeister“ (XII, 129). „Rhetorisch-sentimentales Revolutionsspektakel“ (XII, 117), „abgeschmackten Sansculottenjargon“ (XII, 332) hält er ihm vor und so – auf fast jeder Seite – fort. Freilich begnügt er sich nicht mit Schmähungen, sondern bedient sich bestimmter Argumentationstopoi der Revolutionskritik, die wir nun an ihrem respektabelsten Ort aufsuchen wollen, nämlich in Edmund Burkes *Reflections on the Revolution in France* (1790), dem klassischen Traktat des Konservatismus der Achsenzeit um 1800, der nicht zuletzt durch die ebenso klassische Übersetzung von Friedrich von Gentz (1793/94) bedeutenden Einfluß auf den Konservatismus im Umkreis der Spätaufklärung und Romantik sowie auf die preußische Reformbewegung gewonnen hat. Der Burke am meisten verwandte, von ihm noch unabhängige politische Denker in Deutschland ist übrigens Justus Möser gewesen, Goethes Lehrmeister in staatsrechtlichen Dingen,¹⁴ dessen Kritik an den rationalistischen Grundsätzen der aufgeklärt-absolutistischen Staatsverwaltung – und später der Französischen Revolution – den Anschauungen Burkes aufgrund ihrer Verankerung in der gleichen Tradition politischen Denkens bis zum Verwecheln ähnlich sind.

Der Name Burke kommt bei Thomas Mann freilich nicht vor, seine *Betrachtungen über die Französische Revolution* hat er zum Zeitpunkt ihrer Abfassung gewiß nicht gekannt. Offenbar ist er aber nach ihrem Erscheinen auf Burke aufmerksam gemacht worden, denn im Mai 1920 liest er, wie die Tagebücher ausweisen, die *Betrachtungen über die französische Revolution* in der Übersetzung von Gentz.¹⁵ 1952 hat er in seinem Aufsatz *Der Künstler und die*

¹⁴ Vgl. dazu das Kapitel „Revolutionäre und konservative Denkform – Versuch einer Deutung der politischen Grundhaltung Goethes“ bei Dieter Borchmeyer: *Höfische Gesellschaft und Französische Revolution. Adliges und bürgerliches Wertsystem im Urteil der Weimarer Klassik*, Kronberg Ts. 1977, S. 251-282 und den Aufsatz von Hans S. Reiss: *Möser, Goethe und die Aufklärung. Das Heilige Römische Reich in „Götz von Berlichingen“ und „Egmont“*, in: H.S.R.: *Formgestaltung und Politik. Goethe-Studien*, Würzburg 1993, S. 143-187.

¹⁵ Tb, 7.5.1920 f.

Gesellschaft behauptet, schon bei der Niederschrift seiner *Betrachtungen* Burkes Meisterwerk gekannt und „mit Begeisterung daraus zitiert“ zu haben – was nicht den Tatsachen entspricht. Thomas Mann urteilt: „Tatsächlich ist es ein Buch ersten Ranges, und wenn es ein Beweis für die Güte einer Sache ist, daß in ihrem Namen gut geschrieben wird, so war Burkes Sache sehr gut.“ (X, 395). Thomas Mann war gewiß bekannt, daß der „konservative“ Burke kein Tory, sondern ein Whig gewesen ist, der für die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung eingetreten war und stets – so etwa in seinem Engagement für die irischen Katholiken – für die Freiheit des Einzelnen votierte. Ein Liberal-konservativer, in dem die preußischen Reformer zu Recht einen Paten ihrer Bewegung sahen.

Zwar war dem Verfasser der *Betrachtungen* Burke selber also noch unbekannt, doch auf Gentz, über den sein Sohn Golo später seine große Monographie schreiben wird,¹⁶ und vor allem auf einen der bedeutendsten romantischen Burke-Schüler: auf Adam Müller und seine *Elemente der Staatskunst* (1809) beruft er sich wiederholt. Auf dem Umweg zumal über die romantische Burke-Rezeption sind also manche Argumentationslinien der *Reflections on the Revolution in France* in die *Betrachtungen eines Unpolitischen* gelangt.¹⁷ Man darf gleichwohl bedauern, daß Thomas Mann Burkes Originaltext nicht gelesen hat. Ein Schuß angelsächsischen Denkens, das in der alteuropäischen, aristotelischen Auffassung von Politik gründet, hätte seinem Monsteressay gutgetan und ihm verdeutlichen können, daß die Kritik an einem rationalistischen Politikverständnis, das sich im Gefolge der Französischen Revolution ausgebildet hat, eben nicht bedeuten muß, unpolitisch zu sein („Denn aller Konservatismus ist unpolitisch; XII, 519). Im Gegenteil: Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* sind in ihrem Kern, in ihrer Absage an einen modern-revolutionären, instrumentalistischen Politikbegriff durchaus und in einem durch lange Tradition legitimierten Sinne *politisch*. Das gilt auch und gerade dann, wenn Thomas Mann gegen die „Politisierung jedes Ethos“ oder die „Leugnung und Schmähung jedes nicht-politischen Ethos“ opponiert (XII,

¹⁶ Golo Mann: Friedrich von Gentz. Geschichte eines europäischen Staatsmannes, Zürich 1947.

¹⁷ Zu Thomas Manns Rezeption der politischen Theorie der Romantik vgl. namentlich Hans S. Reiss: Thomas Mann and Novalis. On Thomas Mann's attitude to Romantic Political Thought during the Weimar Republic, in: Echoes and Influences of German Romanticism. Essays in Honour of Hans Eichner. Ed. by Michael S. Batts, Anthony Riley, Heinz Wetzell, New York, Bern, Frankfurt/Main, Paris 1987, S. 133-154. Hans S. Reiss, der bereits mit Golo Mann über das Thema Thomas Mann und Burke korrespondiert hat (vgl. dazu das Buch von Hans S. Reiss: The Writer's Task from Nietzsche to Brecht, London 1978, S. 118 und die Anmerkung 65, S. 199), verdanke ich manche Anregung zu diesem Aufsatz. – Zu Hintergrund und Wirkung des romantischen Konservatismus vgl. auch Hermann Kurzke: Romantik und Konservatismus. Das „politische“ Werk Friedrich von Hardenbergs (Novalis) im Horizont seiner Wirkungsgeschichte, München 1983 und ders.: Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung, München 1985, S. 149-152.

29) und betont, „daß es eine dem Staate und dem politischen Leben unzweifelhaft überlegene Sphäre gibt“, daß der Mensch also nicht nur ein politisch-soziales, sondern auch ein „metaphysisches Wesen“ ist (XII, 247 f.). Er irrt sich, wenn er meint, daß diese Ansicht die „Betrachtung eines Unpolitischen“ ist. Im Gegenteil plädiert er hier nur im Sinne einer mehr als zweitausendjährigen politischen Tradition – gegen eine Verabsolutierung des Politischen, den „Terrorismus der Politik“ (XII, 364), als spezifisch moderne säkulare Ideologie. Jedenfalls stellt er die wahren Verhältnisse geradezu auf den Kopf, wenn er behauptet: „aller Konservatismus ist antipolitisch, er glaubt nicht an die Politik, das tut nur der Fortschrittler.“ (XII, 519) Edmund Burke würde im Hinblick auf den aus seiner Sicht unpolitischen oder, wie sich der Freiherr vom Stein ausdrückt, „metapolitischen“ Politikbegriff der französischen Revolutionäre¹⁸ genau das Gegenteil gesagt haben.

Burkes Haupteinwand gegen die Französische Revolution sind ihre abstrakt-theoretischen Prämissen: die Umsetzung der cartesianisch-apriorischen Philosophie in die Politik. Gegen sie erhebt er im Namen der spezifisch englischen Tradition der empirischen Philosophie und praktischen Politik mit der ganzen Gewalt seiner parlamentarischen Beredsamkeit Protest.

Die Wissenschaft, einen Staat zu bauen oder wiederherzustellen oder zu verbessern, kann, wie jede andre Erfahrungswissenschaft, a priori nicht gelehrt werden [...]. Da also die wahre Staatskunst eine an sich so praktische, so ganz auf praktische Zwecke gerichtete Wissenschaft ist, da sie Erfahrung und so viel Erfahrung erfordert, als der schärfste und unermüdlichste Beobachter im Lauf eines ganzen Lebens nicht erwerben kann: so sollte wohl niemand ohne unendliche Behutsamkeit ein Staatsgebäude niederzureißen wagen, das Jahrhunderte lang den Zwecken der gesellschaftlichen Verbindung auch nur leidlich entsprochen hat, oder es neu zu bauen, ohne Grundrisse und Muster von unterschiedener Vollkommenheit [Burke: utility] vor Augen zu haben.¹⁹

Die Exklusivität apriorischen Denkens, der Ausschluß der empirischen Vernunft, praktischer Erfahrung, historisch gegebener Meinungen und Rechte kann nach Burkes Überzeugung nur zum Terror führen, den er drei Jahre vor der Jakobinerdiktatur in seinen *Reflections* bereits deutlich prophezeit. Am Ende eines jeden der abstrakten Prospekte dieser praxisfremden politischen Philosophie sei nichts weiter zu sehen als der Galgen.²⁰ Auf der Liste der für den Dritten Stand gewählten Personen sei kein Mann „von praktischer Bildung für die Verwaltung eines Staats“ zu entdecken, dafür eine stattliche An-

¹⁸ Vgl. Dieter Borchmeyer: *Höfische Gesellschaft und Französische Revolution*, S. 263.

¹⁹ Edmund Burke: *Betrachtungen über die französische Revolution*. In der deutschen Übertragung von Friedrich Gentz. Bearbeitet und mit einem Nachwort von Lore Iser. Einleitung von Dieter Henrich, Frankfurt/Main 1967, S. 109 f.

²⁰ Burke, S. 132.

zahl von Provinzadvokaten; die besten unter den Gewählten seien „bloße Theoretiker“. ²¹ Kein Wunder also, daß sie so verfahren, „als ob sie noch nie in bürgerlicher Verbindung gelebt hätten, als finge alles bei ihnen von neuem an“ ²² – daß sie auf einem von allem Überkommenen geräumten Reißbrett ihr „geometrisches und arithmetisches Staatsexperiment“ durchführen wollen. ²³ Diese Charakterisierung der Wortführer der Französischen Revolution ist später von Alexis de Tocqueville in seinem Buch *L'ancien régime et la révolution* bestätigt worden: Anders als die englischen Schriftsteller, die ihre politischen Theorien unmittelbar aus der Praxis heraus entwickelten – Burke ist dafür ein Musterbeispiel –, lebten die französischen entfernt vom politischen Schauplatz und entwickelten deshalb eine Art „abstrakter literarischer Politik“, die sich der herrschenden radikal entgegensetzte; sie suchten den Staat „nach einem vollständig neuen Plan einzurichten, den jeder von ihnen nur im Lichte seiner Vernunft entwarf“. ²⁴

Immer wieder redet Burke von der „geometrischen Basis“ des französischen Staatsexperiments und betont demgegenüber, „daß in der Politik mit nichts schlechter auszukommen ist als mit geometrischen Demonstrationen“. ²⁵ Diese Unterscheidung der politischen und der geometrischen Einsicht geht bis auf Aristoteles zurück. ²⁶ Dieser hat in Opposition gegen Platon die Eigenständigkeit der moralischen und politischen gegenüber der metaphysischen Vernunft begründet. Nach der aristotelischen Tradition kann die ethisch-politische Praxis nicht „Anwendung“ einer vorgängig entworfenen Theorie sein. Das praktische Wissen, das Aristoteles als Klugheit (*phronesis*) bestimmt, bezieht sich dem sechsten Buch der *Nikomachischen Ethik* zufolge auf das Einzelne, das erst durch Erfahrung gegeben wird; seine Leistung besteht darin, in der konkreten Situation, der veränderlichen partikulären Lage das Rechte zu treffen. Demgegenüber ist das theoretische Wissen (*episteme*), dessen Modell die Mathematik bildet, ein solches vom Allgemeinen, immer und notwendig so Seienden. Dieses Wissen kann aber im Bereich politischen Handelns nicht maßgebend sein.

Auch für Burke ist die Klugheit die oberste aller politischen Tugenden. In diesem Punkt steht er ganz in der aristotelischen Tradition. Metaphysik und Politik bleiben für ihn streng getrennt. Als unzulässigen Übergriff der ersteren sieht er etwa die Verankerung abstrakter Menschenrechte in der Verfassung an.

²¹ Burke, S. 79.

²² Burke, S. 72.

²³ Burke, S. 98.

²⁴ Alexis des Tocqueville: Der alte Staat und die Revolution. Übers. v. Theodor Oelckers. Hrsg. v. Jacob Peter Mayer, Reinbek bei Hamburg 1969, S. 123 u. 125.

²⁵ Burke, 263 f.

²⁶ Vgl. Burke, Einleitung von Dieter Henrich, S. 14.

Je mehr diese Rechte „im metaphysischen Sinne wahr sind, desto mehr sind sie im moralischen und politischen falsch“.²⁷ Ebenso wie den Bauern der gesunde Menschenverstand davor bewahre, sein Vieh „einer törichten Gleichheitsgrille zuliebe in Tiere überhaupt hineinzuvernünfteln [Burke: to abstract], ohne einer jeden Gattung ihr besonderes Futter und ihre besondere Pflege angedeihen zu lassen“, so seien die Gesetzgeber der alten Republiken weit davon entfernt gewesen, sich in „luftige Metaphysiker“ aufzulösen, die von der Republik nichts weiter wissen wollen, als daß sie „aus Menschen im allgemeinen“ besteht. Die Väter der revolutionären Konstitution dagegen hätten alle Unterschiede der Geburt, Erziehung, Lebensweise etc. nivelliert und die Menschen „in bloße Zahlpfennige verwandelt, um sich das Rechnen abzugewöhnen“.²⁸ Burke faßt sein Urteil über die Urheber der revolutionären Konstitution in der lakonischen lateinischen Formel zusammen: „Hominem non sapiunt.“²⁹ Denn der Mensch, das ist nicht *der* Mensch als Abstraktum, sondern es sind *die* Menschen in der Vielfalt ihrer individuellen Lebensumstände.

Auch Thomas Mann polemisiert gegen das „literatenhafte Mitgerede“ über Politik – das „Räsonnieren“ über dieselbe, auch wenn praktische Erfahrung und Fachkompetenz fehlen (XII, 279 u. 306) –, gegen die „axiomatische Einfachheit“ der auf dem blanken Reißbrett entworfenen politischen „Lehre“ des Zivilisationsliteraten (XII, 309) und die von ihm erstrebte „radikale Republik“: die „Advokaten- und Literatenrepublik mit Philanthropie und Schreibkunst“ (XII, 232), gegen die „abstrakte Ethik der Menschenrechte und -pflichten“ (XII, 258) und die Suada der trotz ihres Gehalts aggressiv eingesetzten Abstrakta („die“ Gerechtigkeit, „die“ Freiheit, „die“ Menschlichkeit usw.), gegen die „Humanitätsprinzipienreiter mit Vorliebe fürs Blutgerüst“ (XII, 386) usf.

Hier kehren einige der grundlegenden Argumente aus Edmund Burkes Kritik an der Theorie der Französischen Revolution wieder, was um so mehr auffällt, als Thomas Manns Polemik gegen den neuen Demokratismus ein ständiges Hin- und Herschieben von Revolutionskulissen ist. Wenn er z. B. von der „politischen Raserei des Begriffs“ redet, stellt sich gleich das historische Bild der rasenden Revolutionsweiber ein: „Die großen Abstrakta, Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit, Menschlichkeit, von Scham und Gewissen entblößt, mit schlotterndem Busen, als Revolutionsmänaden durch die Gassen rasend“ (XII, 392 f.). Daß das, was Tocqueville „abstrakte literarische Politik“ genannt hat, im Sinne der aristotelischen Bestimmung politischen Handelns gar keine Politik ist, das kommt Thomas Mann an einigen Stellen seines Essays durchaus zu Bewußtsein, bezeichnenderweise da, wo er sich im Kapitel „Von der Tugend“

²⁷ Burke, S. 111.

²⁸ Burke, S. 274 f.

²⁹ Burke, S. 270.

auf Adam Müller beruft. „Es wäre ein Mißverständnis, zu glauben, daß es unserem Politiker auf *Politik*, das heißt: auf Reform, Kompromiß, Anpassung, Verständigung zwischen der Wirklichkeit und dem Geist, oder, mit dem alten Adam Müller zu reden, zwischen dem ‚Recht‘ und der ‚Klugheit‘ überhaupt ankomme“ (XII, 384).

Klugheit – auf einmal erscheint das aristotelische Prinzip ethisch-politischen Handelns auch bei Thomas Mann, und im Gegensatz zu früheren Äußerungen in seinem Essay hält er nun die von Klugheit bestimmte Politik, der seine ganze Sympathie gehört, für die wahre, die von abstrakten Prinzipien ausgehende literarische Politik hingegen für überhaupt keine Politik. Da Politik die Sphäre der „Kompromisse“ ist, „so wird das eigentlich vernünftige Verhalten hier immer ein mäßig-mittleres, [...] eine Politik der mittleren Linie sein. Radikalismus sei statthaft oder notwendig wo man will, in der Moral, in der Kunst; in der Politik ist er ein Unfug.“ (XII, 257) Deshalb gibt es nichts Schlimmeres, als wenn Moralisten und Künstler mit ihrem Hang zum Radikalismus zu Politikern werden. Der Zivilisationsliterat, so lautet eine paradoxe Feststellung Thomas Manns, „ist ein Politiker, ja; aber er ist ein Politiker gegen den Staat“ (XII, 308), also ein Widerspruch in sich. Die Positionen verkehren sich auf einmal: nun ist der Zivilisationsliterat der „Unpolitische“ und Thomas Mann der Apologet der wahren, eben klugen Politik. Deren Elemente aber sind „Reform, Kompromiß, Anpassung, Verständigung zwischen der Wirklichkeit und dem Geist“ – und nicht aprioristische Bevormundung der Wirklichkeit durch den Geist.

Die für das praktische Handeln zuständige Klugheit richtet sich ja nach Aristoteles im Gegensatz zum theoretischen Wissen der Metaphysik auf das beständige Veränderung unterliegende Einzelne, sie ist eine Tugend der Zeitanpassung. Ein Konservativer, der starr am Bestehenden festhält, dieses gewissermaßen verewigt, würde also ebenso die Eigenart des politischen Handelns verfehlen wie derjenige, der, auf apriorischen Prinzipien beharrend, Politik mit Metaphysik verwechselt. Das ist gerade den auf den Spuren Edmund Burkes wandelnden deutschen Reformkonservativen wie August Wilhelm Rehberg oder dem Freiherrn vom Stein durchaus bewußt gewesen: konservative Politik ist per se Reformpolitik. Da „das Wesen der Klugheit und Anpassung an die Umstände“ eins sind, so schreibt Burke einmal, so „müssen wir alle dem erhabenen Gesetz der Veränderung gehorchen. Es ist das mächtigste Gesetz der Natur und vielleicht das eigenste Mittel ihrer Erhaltung.“³⁰ Und August Wilhelm Rehberg: „Die allgemeine Wandelbarkeit aller irdischen Dinge

³⁰ Burke: *Gesammelte Werke*. Hrsg. v. Laurence u. King, London 1826. Bd. III, S. 105. Vgl. die Ausführungen von Franz Schneider über die „reformierende Klugheit“, in: *Das Rechts- und Staatsdenken Edmund Burkes*, Bonn 1965, S. 34 f.

legt dem Menschen die Verpflichtung auf, das zu ändern, was zu einer Zeit bestimmt worden ist, da andre Begriffe, andre Verhältnisse existieren“.³¹ Das aber ist die Maxime der Stein-Hardenbergschen Reformen in Preußen gewesen, welche die feudalen Abhängigkeitsverhältnisse zerschlagen und die ständischen Vorrechte nach und nach beseitigt haben. In diesem reformistischen Sinne versteht Thomas Mann auch seinen Konservatismus. „Konservativ sein heißt nicht, alles Bestehende erhalten wollen“, schreibt er im Kapitel „Politik“ – nein: „die Konservativen beteuern ihre Bereitwilligkeit zu Reformen.“ (XII, 261 f.)

Thomas Manns Reformkonservatismus schließt auch den allmählichen Sieg der Demokratie ein, wenngleich er dieser lieber einen neuen Namen geben möchte, da ihm der Zivilisationsliterat den Begriff verhunzt hat. Also verwendet er das „gute und biedere Wort ‚Volksstaat‘“, da es sich „nach Klang und Sinn von dem Worte ‚Demokratie‘ mit seinen humbughaften Nebengeräuschen unterscheidet“ (XII, 245). Er entschließt sich also, „eine demokratische Staatstechnik in Deutschland zu befürworten: [...] in der stillen Zuversicht, daß der deutsche ‚Volksstaat‘ gegen die Demokratie des rhetorischen Bourgeois beträchtliche und gut nationale Unterschiede aufweisen wird“ (XII, 271); „es geschieht aus diesem Gefühlsgrunde, daß bei dem Wort ‚Volksstaat‘ sympathisch aufhorchen mag, wem beim Schrei nach Demokratie sich der Instinkt empört.“ (XII, 367) Doch selbst das Wort ‚Demokratie‘ ist er schließlich bereit zu akzeptieren, wenn sie „Brüderlichkeit *über* allen Unterschieden und unter formaler Wahrung aller Unterschiede“ oder „Güte“ ist „von Mensch zu Mensch“ (XII, 485). „Jene Demokratie, die unser Liberalismus bejaht, ist keine Doktrin und keine rhetorische Tugendphilosophie aus dem achtzehnten Jahrhundert.“ (XII, 260)

Ob aber Demokratie oder Volksstaat – ihnen gehört jedenfalls die Zukunft: „Der Vormarsch der Demokratie ist sieghaft und unaufhaltsam.“ (XII, 249) „Der Volksstaat, die Politisierung des Volkes, um es noch einmal zu sagen, ist notwendig, weil Deutschland ‚in den Sattel gesetzt‘ ist und nicht abfallen darf; sie ist notwendig um der Herrschaftsaufgaben willen, zu denen es sich berufen fühlt.“ Thomas Mann ist sogar der Gedanke „ganz unerträglich“, es könnte die Meinung aufkommen, „als sei der demokratische Fortschritt uns [...] von außen aufgezwungen worden“ und nicht aus der politisch-sozialen und geistigen Entwicklung Deutschlands selber zu erklären (XII, 272). Auch das Wort Republik ist Thomas Mann nur so lange unerträglich, als er dabei an die von außen aufgezwungene „république“ des Zivilisationsliteraten denken muß, an die ganze Begrifflichkeit des politischen Rousseauismus und der Revolutions-

³¹ Über den deutschen Adel, Göttingen, 1803, S. 28.

rhetorik. Verwandelt man den Begriff jedoch in seinen lateinischen Ursprung zurück, hat er nichts mehr gegen ihn einzuwenden:

Deutschland als *res publica* – es gibt keinen Widerspruch. Aber Deutschland als *Republik*, als Tugend-Staat mit Gesellschaftsvertrag, demokratischer Volksregierung und ‚vollständigem Aufgehen des Individuums in der Gesamtheit‘; Deutschland als *Staat* und nichts weiter und der deutsche Mensch als Jakobiner und *citoyen vertueux* mit dem Zivismusschein in der Tasche – das wäre der Schrecken! (XII, 279)

Ein ähnliches Nein-und-doch-Ja Thomas Manns gilt dem allgemeinen Wahlrecht. Nachdem er einige Seiten lang gegen dasselbe opponiert hat, schwenkt seine Argumentation plötzlich um. In vermeintlich „kantischer Art“ unterscheidet er zwischen „reiner und praktischer Vernunft“. So wenig sie ein „Gegenstand geistigen Enthusiasmus“ sein könne, erscheine doch „die Gewährung des allgemeinen und gleichen Stimmrechts an Preußen auch mir heute als ein Postulat der praktischen Vernunft. Vor die Entscheidung gestellt, stimme auch ich ihr zu.“ (XII, 270) Die Unterscheidung zwischen reiner und praktischer Vernunft steht zwar in gut aristotelischer Tradition, mit Kant freilich hat sie nichts zu tun. Im Gegenteil gelten für die praktische Vernunft in seinem Sinne ebenso apriorische Prinzipien wie für die reine. Von Kants Aufsatz *Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis* (1793) – welchen Gemeinspruch Kant entschieden verwirft und zu widerlegen sucht – hat Thomas Mann anscheinend nie gehört.

Bei Thomas Manns Polemik gegen den Demokratismus „à la française“ muß man immer wieder in Rechnung stellen, daß der Affekt gegen den Bruder ihn zu Äußerungen hinreißt, die diesen nur provozieren sollen, ihn also Verhältnisse ablehnen läßt, die er im Grunde seines Herzens selber billigt, bloß weil jener sie befürwortet – und umgekehrt. Es bedarf oft nur eines Austausches von Vokabeln – Demokratie gegen Volksstaat – und der Herleitung aus anderen historischen und geistigen Zusammenhängen, daß Thomas Mann plötzlich bejaht, was er eben noch verneint hat. Selbst das Wort Demokratie wird ihm sympathisch, wenn er ein anderes Wort mit ihm verbinden kann, an das der Bruder nicht gedacht hat: das Wort „sozial“. „Sozialdemokraten“ sind dem Verfasser der *Betrachtungen eines Unpolitischen* erstaunlich sympathisch. Anders der Zivilisationsliterat:

Er ist nicht Sozialdemokrat, natürlich nicht. Wie hätte schon vor dem Kriege die nüchtern-sachliche Tätigkeit der Gewerkschaften seinen Feuergeist nicht langweilen und anwidern sollen? Welche Philister, diese Kriegsbewilliger, diese Scheidemann, Heine, David, Frank und die andern, die im Augenblick allerdringendster Lebensnot zu Deutschland standen, – wie Bebel und andere es übrigens vorausgesagt hatten. [...] Beim Himmel, nein, der Geistespolitiker ist nicht Sozialdemokrat. Er wäre es allenfalls, wenn

man unsere Anarcho-Sozialisten und internationalen Revolutionäre äußerster Observanz, denen er geistig, wenn auch nicht in formaler Hinsicht, nahesteht, zum linken Flügel der Partei rechnen wollte, – was, meine ich, fehlerhaft wäre, da diese Herren als reine Genies, kaum als Parteipolitiker zu bewerten sind. (XII, 383/385)

Hier zeichnet sich sehr deutlich die politische Nachkriegshaltung Thomas Manns ab: radikale Ablehnung der Münchener Räterepublik und ihrer Literatenpolitik, aber Sympathie mit der praktischen Vernunft der Sozialdemokratie. „Vater Ebert“ (*Von deutscher Republik*, 1922; XI, 822) ist ihm die positive Gegenfigur zu dem „Literaten-Staatsmann“ Kurt Eisner (*Zu Friedrich Eberts Tod*, 1925; XII, 635).

Zu den wichtigsten, nach wie vor gültigen Einsichten der *Betrachtungen eines Unpolitischen* gehört der von Thomas Mann hergestellte Zusammenhang von abstrakt-literarischer Gesinnungsethik und politischem Terrorismus. Die Unterscheidung von „Gesinnungsethik“ und „Verantwortungsethik“ stammt bekanntlich aus Max Webers Rede *Politik als Beruf*, die er im Revolutionswinter 1918/19 in München gehalten hat. Während der Verantwortungsethiker von der Maxime ausgeht, „daß man für die (voraussehbaren) Folgen seines Handelns aufzukommen hat“, diese also seinem Tun zurechnet, fühlt sich der Gesinnungsethiker nach Max Weber nur dafür „verantwortlich“, daß die „Flamme der reinen Gesinnung“, z. B. die Flamme des Protestes gegen die soziale Ungerechtigkeit schlechthin nicht erlischt, welche realen Folgen dieser Protest auch immer haben mag.³² Obwohl Thomas Manns *Betrachtungen* das Begriffspaar Gesinnungsethik-Verantwortungsethik noch nicht verwenden, nehmen sie doch die spätere Webersche Typologie exakt vorweg.³³ Thomas Mann beschreibt den Gegensatz von „persönlicher Ethik“ und „Sozial-Philanthropie“ (XII, 293), von „Liebesfähigkeit im ‚Engen‘“, Liebe des Nächsten, und „allgemeiner Liebe“ (XII, 192), die nichts kostet. Musterbeispiel ist Rousseau, der einen Erziehungsroman schreibt, aber seine eigenen Kinder ins Findelhaus steckt (XII, 478). Besonders verhaßt im Vokabular des Zivilisationsliteraten ist Thomas Mann das Wort „entschlossene Menschenliebe“ aus Heinrich Manns Zola-Essay, die „grauenhafteste Wortkopplung [...], die je erfunden wurde“ (XII, 311), falle auf sie doch der blutige Schatten der Guillotine (XII, 63).

In einer der scharfsinnigsten Analysen des modernen Terrorismus: in Hans Egon Holthusens Essay *Sartre in Stammheim* (1982) ist die gleiche Verbindung von „entzücktem Humanitarismus“, einer „in alle vier Himmelsrichtun-

³² Max Weber: Gesammelte politische Schriften. Mit einem Geleitwort von Theodor Heuss. Hrsg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 4. A. 1980, S. 505-560, hier S. 551 f.

³³ Auf die innere Verwandtschaft der Mannschen und Weberschen Kategorien weist schon Jürgen Kolbe hin: Heller Zauber. Thomas Mann in München 1894-1933, München 1987, S. 294.

gen“ ausschwärmenden Gesinnungsethik, die sich ihr gutes Gewissen um den Preis von „schrecklichen Vereinfachungen“ kaufe,³⁴ und dem politischen Terror beklemmend demonstriert worden – wie bei Thomas Mann unter Rekurs auf das Junktim von Vertu und Terreur bei den Jakobinern. Das „berühmteste Musterbeispiel eines politischen Gesinnungsethikers“ in der deutschen Literatur ist für Holthusen Schillers Marquis Posa.³⁵ Dieser ist auch schon für Thomas Mann die Verkörperung der „Sozial-Philanthropie“ und ihrer impliziten Gewalttätigkeit. „Marquis Posa ist große Mode“ (XII, 305). Auch er ist einer der Verkünder jener „Schäferideen von der Vernunft und dem schönen Herzen des Menschen“, der „Menschheitsschmeichelei“, für die es nur „Menschen im allgemeinen“ gibt und die deshalb im Konfliktfall geneigt ist, den Menschen im besonderen zu ignorieren (XII, 386).

Bereits Schiller selber hat in seinen *Briefen über Don Carlos*, ein Jahr vor Ausbruch der Französischen Revolution, die Gestalt Marquis Posas zum Exempel für die hinter jedem republikanischen Idealismus lauende Gefahr des Despotismus gemacht und die Charakterentwicklung mancher Wortführer der Französischen Revolution unerhört helllichtig vorgezeichnet:³⁶

Ich halte für Wahrheit, daß Liebe zu einem wirklichen Gegenstande und Liebe zu einem Ideal sich in ihren Wirkungen ebenso ungleich sein müssen, als sie in ihrem Wesen voneinander verschieden sind – daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an seine Vorstellung von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von beider Bestrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt und weil jener, der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit anderer beinahe ebenso im Streit liegt als dieser, dessen letztes Ziel sein eignes Ich ist. Wahre Größe des Gemüts führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt. Eben weil sie in steter Hinsicht auf das Ganze wirkt, verschwindet nur allzu leicht das kleinere Interesse des Individuums in diesem weiten Prospekte.

Das gelte auch für Marquis Posa, der sich trotz seiner Erhabenheit über „jede selbstsüchtige Begierde“ und seiner „Achtung für anderer Rechte“, ja seines

³⁴ Holthusen: Sartre in Stammheim, Stuttgart 1982, S. 126 f.

³⁵ Ebd. 128.

³⁶ Vgl. dazu Dieter Borchmeyer: Rhetorische und ästhetische Revolutionskritik: Edmund Burke und Schiller, in: *Klassik und Moderne*. [...] Hrsg. v. Karl Richter u. Jörg Schönert, Stuttgart, 1983, S. 56-79, hier S. 65 f. und neuerdings Hans-Jürgen Schings: *Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten*, Tübingen 1996. Schings hat die ständige Umgarnung Schillers durch den Illuminatenorden aufgedeckt. Auf dessen aufklärerischen Despotismus, den Schiller von Anfang an durchschaut hat, führt Schings zu Recht die Kritik an Marquis Posa, der manchen Illuminaten erstaunlich gleicht, in den *Briefen über Don Carlos* zurück.

Zieles eines „allgemeinen Freiheitsgenusses“ doch „in Despotismus verirren“ müsse, da er der Neigung der „beschränkten Vernunft“ folge, „sich ihren Weg abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheiten zu verwandeln“. Auf diesem Wege befindet sich nach Schiller jeder, der sich in „moralischen Dingen“ über das „natürliche praktische Gefühl“ hinwegsetzt, „um sich zu allgemeinen Abstraktionen zu erheben“. Beim moralischen Handeln solle sich der Mensch indessen „durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft“ leiten lassen.³⁷

Das ist Thomas Mann, der Schillers *Briefe über Don Carlos* freilich nicht zitiert, aus dem Herzen gesprochen. Wie der „politisierte Hochbegriff“ der Tugend – und überhaupt der „Kultus des generösen Begriffs“ (XII, 390) – in Terror umschlägt, das hat Thomas Mann im Kapitel „Von der Tugend“ unter Rekurs auf Büchners *Dantons Tod* (XII, 388 f.)³⁸ am Beispiel des „magistralen Mordsphilisters“ Robespierre (XII, 288) demonstriert, dessen Renaissance, „die Auferstehung der Tugend in politischer Gestalt, das Wieder-möglich-Werden eines Moralbonzentrums sentimental-terroristisch-republikanischer Prägung“ (XII, 382), für ihn zu den Schrecknissen der Gegenwart gehört. Die „Tat des reinen Geistes kann anständiger- und reinlicherwise immer nur die radikalste sein. Der Geistige, der die Überzeugung gewinnt, handeln zu müssen, steht sofort vor dem politischen Mord – oder, wenn nicht dies, so steht es doch um die Moralität seines Handelns immer so, daß der politische Mord die Konsequenz seiner Handlungsweise wäre“ (XII, 579).

Im letzten Kapitel seines Großessays – „Ironie und Radikalismus“ – setzt Thomas Mann der aus „Reinheitsfanatismus“ geborenen „sterilen Utopie des absoluten Geistes“ (XII, 569) seine eigene gegenüber, eine konservative, wie er sie nennt. Das Prinzip des Konservatismus aber ist für ihn die Ironie. In ihrem Geiste werden Politik und Literatur eins – auf ganz andere Weise freilich als er sie im vorangegangenen Kapitel „Ästhetizistische Politik“ beschrieben und gebrandmarkt hat. Am Ende seines Riesenessays nimmt er dessen Titel *Betrachtungen eines Unpolitischen* indirekt, aber unverkennbar zurück, indem er seine Sympathie mit dem bekundet, was „der Sinn und Geist der Politik eigentlich ist“: Kunst der Vermittlung (XII, 582).

Die „Ähnlichkeit der Kunst mit der Politik“ besteht für Thomas Mann in der „Mittlerstellung zwischen dem reinen Geist und dem Leben“. Politik „verdient ihren Namen nicht, wenn sie nichts als konservierend *oder* radikal-destruktiv ist!“ (XII, 571). Die Vermittlung zwischen Geist und Leben

³⁷ Schiller: Sämtliche Werke. Bd. II. Hrsg. v. Gerhard Fricke u. Herbert G. Göpfert, München, 4. A., 1965, S. 259-262.

³⁸ Der gleiche Bezug auf Büchner findet sich bei Holthusen, S. 179.

ist die spezifische Leistung der Ironie. „Ironie aber ist immer Ironie nach beiden Seiten hin; sie richtet sich gegen das Leben sowohl wie gegen den Geist, und dies nimmt ihr die große Gebärde, dies gibt ihr Melancholie und Bescheidenheit.“ (XII, 573) Wenn aber Ironie und Skepsis, Melancholie und Bescheidenheit das Prinzip der Politik sind, wenn diese sich dergestalt vor der *conditio humana* beugt – vor der Bedingtheit und Hinfälligkeit des Menschen in Sünde und Leid, die alle optimistischen politischen Lösungsmodelle zerschellen läßt –, dann kann sie nicht anders als human sein. Inhumane Politik hingegen kommt immer aus der – keine Kritik und Skepsis sich selbst gegenüber kennenden – „großen Gebärde“, wie Thomas Mann am Beispiel des von ihm verabscheuten „Dichter-Politikers und Kriegsrufers“ d’Annunzio demonstriert, der seinen Ruhm mißbrauchte, „um Millionen Menschen in eine Bluthölle zu hetzen und dann ‚aus dem Himmel des Vaterlandes‘ (o Schmach der Schönrednerei!) seine Brokatprosa auf sie hinabzuwerfen.“ (XII, 577)

Wahre Politik, so die Überzeugung Thomas Manns, ist „überhaupt und immer ironischen Wesens“, ihrer Natur nach kann sie niemals „radikal“ sein, denn sie ist „Klugheit“ und daher „notwendig der Wille zur Vermittlung“ (XII, 578). Hier verbindet sich auf sehr persönliche Weise die aristotelische Tradition politischen Denkens mit einem modernen literarischen Prinzip, das ihr durchaus gerecht wird. Die *Betrachtungen eines Unpolitischen* sind sehr politische Betrachtungen, freilich solche, die sich gegen jegliche ideologische Vereinnahmung sperren, denn welcher Ideologe möchte schon etwas von Ironie wissen, die doch ständig an dem Ast sägt, auf dem er sitzt. Diejenigen „autoritätsgläubigen“ Konservativen, von denen sich Thomas Mann selber als „ironischer Konservativer“ abgegrenzt hat (XII, 418), haben sich zu Unrecht auf die *Betrachtungen eines Unpolitischen* berufen – wie sie seit Thomas Manns Bekenntnis zur „deutschen Republik“ erkennen mußten, die doch schon das heimliche Ideal der vermeintlich so antidemokratischen Bekenntnisschrift ist. Nicht weniger aber sind diejenigen im Unrecht, die jene Schrift in eine ideologische Nachbarschaft gerückt haben, welche, wenn auch vielfach wider Willen, den Boden für den Faschismus bereitet habe. Bei allen Irrtümern und befremdlichen Details sind die – nur ihrem Titel nach verfehlten – *Betrachtungen eines Unpolitischen* eine überaus hellsichtige Schrift, welche die Weisheit einer langen Tradition politischen Denkens: die Klugheit als praktische Vernunft gegen die Hybris des reinen Geistes, der sich verabsolutierenden „instrumentellen Vernunft“ (Hermann Kurzke)³⁹ verteidigt. Politische Klugheit und literarische Ironie offenbaren sich als Zwillingsgeschwi-

³⁹ TM Hb, 681.

ster, die gegenüber allem Radikalismus die Humanität der *Mitte* verteidigen.⁴⁰

⁴⁰ Erst nachdem dieser Aufsatz erschienen und gesetzt war, erschien eine Studie von Stefan Breuer, durch den ich mich nachdrücklich bestätigt fühle: Ein Mann der Rechten? Thomas Mann zwischen ›konservativer Revolution‹, ästhetischem Fundamentalismus und neuem Nationalismus. In: Politisches Denken. Jahrbuch 1997, S. 119-140- Obwohl – wie noch einmal betont wird –, Thomas Mann „der erste prominente Autor“ war, „der das Schlagwort von der ›konservativen Revolution‹ in die politische Debatte warf“ (S. 199), weist Breuer nach, daß er in den entscheidenden theoretischen Grundpositionen in Widerspruch zu den führenden Repräsentanten der „konservativen Revolution“ stand. Er belegt das durch Manns ironisch-skeptische Grundhaltung, seine Idee eines ›anderen‹ Nietzsche, seine Absage an den ästhetischen Fundamentalismus im Umkreis Georges und an den neuen Nationalismus, demgegenüber er sich in die Tradition der antizentralistischen und kultur-nationalen Ideenwelt der Weimarer Klassik stellte (Weimar und Lübeck, nicht Berlin waren seine ›Hauptstädte‹), ferner durch das Beharren auf der Trennung von Politik, Wirtschaft, Religion, Ethik und Ästhetik als eigengesetzlicher Sphären usw. Thomas Manns politische Ideen hätten eher für eine „liberale Restauration“ denn für „konservative Revolution“ gestanden“ (S. 120), bevor er sich – durchaus ohne Bruch mit seiner bisherigen Denkweise – dem „linken Liberalismus der Weimarer Republik“ angeschlossen habe (S. 139).

Peter Grossardt

Ein kretischer Seefahrer, Odysseus und Joseph

Zur Verankerung des Hermes-Motivs im vierten Teil von Thomas Manns Roman *Joseph und seine Brüder*¹

Schon Thomas Mann selber hat darauf hingewiesen, dass sich im vierten Teil der *Josephs-Tetralogie*, ausgelöst durch die Nacherzählung des Hermes-Hymnos durch den Pharao (V, 1424-1427)², ein Wechsel in den mythischen Vorbildern Josephs vollzieht.³ Hatte Joseph sich bis dahin in der genuin jüdischen Tradition gesehen (cf. das Motiv des Neids auf den bevorzugten Bruder und der versuchten Brudertötung⁴, das Motiv des stellvertretend geopfertem Böckchens⁵) und hatte er sich – vor allem auch nach seiner Verschickung nach Ägypten – immer stärker auch mit den sterbenden und wiederauferstehenden Vegetationsgottheiten Tammuz, Adonis⁶ und Osiris⁷ identifiziert, so wird jetzt

¹ Der folgende Ausblick in die Moderne ergab sich aus meiner Dissertation ‚Die Trugreden in der Odyssee und ihre Rezeption in der antiken Literatur‘ (erscheint voraussichtlich Bern 1997). Für förderliche Hinweise danke ich Fr. Prof. M. Billerbeck und den beiden Herausgebern des TM Jb, Prof. E. Heftrich und Dr. Th. Sprecher.

² Zur Nachahmung des Hermes-Hymnos durch Thomas Mann cf. W.R. Berger: Thomas Mann und die antike Literatur, in: P. Pütz (Hg.), Thomas Mann und die Tradition, Frankfurt/Main 1971, S. 52-100 (hier: 85-88).

³ Vortrag *Joseph und seine Brüder*, gehalten am 17.11.1942 in Washington (XI, 654-669, cf. bes. S. 664: „... Joseph ... er ist, mit viel Bewusstsein, eine Adonis- und Tammuz-Figur, aber dann gleitet er deutlich in eine Hermes-Rolle ...“).

⁴ Der Konflikt zwischen Joseph und seinen zehn älteren Brüdern wiederholt die Konflikte zwischen Abel und Kain und zwischen Jaakob und Esau, cf. Jaakobs Gedankenspiel, das Erstgeborenenrecht nach der Verfluchung Rubens auf Joseph zu übertragen (IV, 84 f.: „... und es war seit dieser Stunde, dass Jaakob, der selbst die Erstgeburt nicht von Natur, sondern nur dem Namen nach und rechtlich besass, den Plan erwog, Ruben der seinen durch Fluchspruch zu entkleiden, nicht aber etwa den Nächstältesten, Lea's Zweiten, also Schimeon, in diese Würde nachrücken zu lassen, sondern in willkürlichster Gefühlsfreiheit, Rahels Erstling, den Joseph.“), und den aus dieser Bevorzugung resultierenden Plan der Brüder, Joseph zu töten „nach guter Kainsart“ (IV, 562).

⁵ Das Motiv des von Abraham stellvertretend für Isaak getöteten Böckchens wird schon früh von Jaakob auch auf ihn selbst und Joseph bezogen (IV, 103-108) und wird realisiert in der stellvertretenden Opferung eines Böckchens durch die Brüder in der Episode in Schekem (IV, 583 f.: „... das Blut eines Ziegenbocks ..., das für sein Blut gelten sollte ...“ und „Gott forderte vom Vater das Opfer des Sohnes ...“).

⁶ Zu Tammuz und Adonis cf. W.R. Berger: Die mythologischen Motive in Thomas Manns Roman „Joseph und seine Brüder“, Köln, Wien 1971, S. 106-145. Beide Gottheiten sind zusammen mit Osiris und Christus bereits im Vorspiel genannt (IV, 32). Die Vorbildfunktion der Adonis-Gestalt wird breit ausgeführt im Kap. „Der Adonishain“ (IV, 440-459).

⁷ Zu Josephs Identifikation mit Osiris cf. Berger, Die mythologischen Motive (wie oben Anm. 6), 214-221 und A. Grimm: Osarsiph, Joseph-Metamorphosen con variationi, in: TM Jb 6, 1993, 235-244.

im Schlussteil des Romans für ihn der göttliche Schelm Hermes zum prägenden Modell. Joseph löst sich damit aus seiner eigenen geistigen Tradition⁸ und aus dem archetypischen Denken seiner Umgebung, das in jeder Biographie nur eine Wiederholung überlieferter Muster und damit die Neuinszenierung einer bekannten Rolle sieht.⁹ Er wird damit zwar nicht zum modernen, scheinbar autonomen Menschen, der glaubt, seinen Lebensweg völlig unabhängig und selbstbestimmt wählen zu können, aber immerhin zu einer Art von frühem Weltbürger, der zwischen Individuen, sozialen Schichten und fremden Nationen vermittelt,¹⁰ sich selber brauchbare Modelle wählt und vor allem einen bewussten Umgang mit den überlieferten Rollen pflegt.¹¹ Genau diese Kombination von vorgeprägtem Muster und eigener Lebensgestaltung, von ‚Es‘ und ‚Ich‘, lässt ihn zu dem freien und nun wirklich selbstbestimmten Menschen werden, als der er im Schlussteil des Romans auftritt.¹² Manifeste Ausdruck von Josephs neuer Haltung bzw. seiner Identifizierung mit Hermes ist seine

⁸ Joseph bemerkt ausdrücklich, dass ihm der Gott der Stückchen (Hermes) nicht wirklich bekannt war, auch wenn gerade seine Eltern Jaakob und Rahel sich schon ähnliche Schelmenstücke ausgedacht und durchgeführt hatten (V, 1428-1433) und er selber von Anfang an eine Vorliebe für den Hermes-ähnlichen ägyptischen Schreibergott Thot gehabt hatte (IV, 26 f.) und sogar im Zeichen von Thot geboren worden war (IV, 108-110). Die Mittlergottheit hatte nicht zum religiösen Horizont der Bewohner Palästinas (V, 1429: „Nein, ich kannte das Höhlenkind nicht, den Herrn der Stückchen. Niemals hat der weise Eliezer mir, meiner Väter Ältester Knecht und mein Lehrer ...“) und Ägyptens gehört (V, 1758: „Dies schlank-behende, lustig-versöhnende Mittlertum hatte in Josephs Gastland ... noch gar keinen rechten Ausdruck in einer Gottesperson gefunden. Thot, der Schreiber und Totenführer, Erfinder vieler Gewandtheiten, kam der Gestalt am nächsten.“). Josephs Hinwendung zu Hermes beruht also, obwohl von den Eltern vorgeprägt, auf einer bewussten, individuellen Wahl.

⁹ Deutlichstes Beispiel für dieses archaische Denken ist die Figur von Jaakobs Halbbruder und Diener Eliezer, der sich mit dem gleichnamigen Diener Abrahams (teil-)identifiziert (IV, 121-123).

¹⁰ Zu Josephs Mittlertum und dessen Prägung durch die Kulturtheorie J.J. Bachofens cf. E. Galvan: Zur Bachofen-Rezeption in Thomas Manns „Joseph“-Roman, Frankfurt/Main 1996 (= TMS XII), S. 44-48.

¹¹ Josephs freierer Umgang mit den vorgeprägten Rollen kommt schon im erwähnten frühen Gespräch mit Jaakob zum Ausdruck (IV, 106: „Das ist aber der Vorteil der späten Tage, dass wir die Kreisläufe schon kennen, in denen die Welt abrollt, und die Geschichten, in denen sie sich zu trägt und die die Väter begründeten.“). Er zeigt sich aber gerade auch in der Episode der Beinahetötung durch die Brüder, wo Joseph sich wieder im Gefolge des sterbenden und wiederauferstehenden Gottes bzw. des ab- und wieder zunehmenden Mondes sieht (IV, 581 f.: „Die Durchsichtigkeit des Seins, sein Charakter als Wiederholung und Rückkehr des Urgeprägten – dieses Grundbekenntnis war Fleisch und Blut auch in ihm ... Das war in der Ordnung. Was nicht mehr ganz in der Ordnung war und vom Würdig-Bedeutenden spielerisch abartete, war Josephs Neigung, aus der allgemeinen Denkeinrichtung Nutzen zu ziehen und auf dem Wege bewusster Selbstbeeinflussung die Leute damit zu blenden.“).

¹² Zur Thematik von Archetyp, Mythos, Religion, Individuum und Bewusstsein im Werk Thomas Manns und insbesondere im *Joseph* cf. G. Hillard: Thomas Manns Mythenspiel. Zum Josephs-Roman, in: Merkur 10, 1956, S. 112-123; B. Richter: Der Mythos-Begriff Thomas Manns und das Menschenbild der Josephsromane, in: Euphorion 54, 1960, S. 411-433; A. Bloch: The archetypal influences in Thomas Mann's „Joseph and his brothers“, in: Germanic Review 38, 1963, S. 151-

Wirtschaftspolitik während der Krisenjahre, wo Thomas Mann in expliziter Abhebung von der Bibel Josephs Direktiven nicht als ruchlose Knechtung des ägyptischen Volkes sieht, sondern als kluge, schonende Umgestaltung des Staates zugunsten von Pharao und Volk auf Kosten rückständiger regionaler Fürsten.¹³

Praktisch unbeachtet blieb aber bisher – sowohl in allgemeineren Einführungen zum Josephs-Roman¹⁴ wie auch in Spezialarbeiten zur Antike-Rezeption bei Thomas Mann¹⁵, zur Bedeutung der Hermesfigur im Romanwerk des Dichters¹⁶ und zur Szene der Traumdeutung und der Berufung Josephs zum Gross-Wezir¹⁷ – die Verankerung des Hermes-Motives im vierten Teil der

156; M. Dierks: Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann. An seinem Nachlass orientierte Untersuchungen zum „Tod in Venedig“, zum „Zauberberg“ und zur „Joseph-Tetralogie“, Bern, München 1972 (= TMS II); H. Wysling: „Mythus und Psychologie“ bei Thomas Mann, in: TMS III, S. 167-180; H. Hatfield: Myth versus secularism: religion in Thomas Mann's „Joseph“, in: I.M. Ezergailis (Hg.): Critical essays on Thomas Mann, Boston 1988, S. 115-123; E. Heftrich, Mythos – Typus – Psychologie: Thomas Manns „Josephs“-Romane, in: F. Link (Hg.): Paradeigmata, Literarische Typologie des Alten Testaments, Bd. 2, Berlin 1989, S. 723-736; S. von Rohr Scaff: The dialectic of myth and history: revision of archetype in Thomas Mann's „Joseph“ novels, in: Monatshefte 82, 1990, S. 177-193 und E. Scheffele: Die „Joseph“-Romane im Licht heutiger Mythos-Diskussion, in: TM Jb 4, 1991, S. 161-183.

¹³ Cf. das Kap. „Vom schelmischen Diener“ (V, 1757-1769), in ausdrücklicher Abhebung von Genesis 47,13-26. Die Wesensverwandschaft von Hermes und Joseph wird hier noch einmal explizit wiederholt (V, 1758: „... dass Pharao die Züge des schelmischen Höhlenkindes, des Herrn der Stückchen, in ihm wiedererkannt ...“ und 1766: „Josephs Wirtschafts-System war ... eine Mischung, die durchaus als schelmisch und als Manifestation einer verschlagenen Mittlergottheit empfunden wurde.“).

¹⁴ Für die Erstellung dieser Arbeit wurden konsultiert: M. Nabholz-Oberlin: Der Josephroman in der deutschen Literatur von Grimmelshausen bis Thomas Mann, Dissertation Basel, 1950, S. 49-78; H. Mayer: Buch des Anfangs („Joseph und seine Brüder“), in: H. Mayer: Thomas Mann, Frankfurt/Main 1980, S. 184-224; K. Hamburger: Thomas Manns biblisches Werk, München 1981, S. 17-183 und E. Heftrich: Joseph und seine Brüder, in: TM Hb, 447-474.

¹⁵ Cf. Berger: Thomas Mann und die antike Literatur (wie oben Anm. 2) und A. von Schirring: Dionysos und sein Widersacher. Zu Thomas Manns Rezeption der Antike, in: TM Jb 8, 1995, S. 93-108.

¹⁶ Zur Figur des Hermes im Romanwerk Thomas Manns cf. die Arbeiten von W. Jens: Der Gott der Diebe und sein Dichter. Ein Versuch über Thomas Manns Verhältnis zur Antike, in: Antike und Abendland 5, 1956, S. 139-153; Berger: Die mythologischen Motive (wie oben Anm. 6), S. 250-272; Dierks: Studien (wie oben Anm. 12), S. 215-226; J. Rothenberg: Der göttliche Mittler. Zur Deutung der Hermes-Figuren im Werk Thomas Manns, in: Euphorion 66, 1972, S. 55-80 und G. Gillespie: The ways of Hermes in the works of Thomas Mann, in: K.K. Polheim (Hg.): Sinn und Symbol (FS Strelka), Bern 1987, S. 371-385. Zur mythischen Prägung Felix Krulls durch das Hermes-Muster cf. H. Wysling: Narzissmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull, Frankfurt/Main 21995 (= TMS V), S. 254-269 und H. Wysling: Die merkwürdige Lebensbahn des Glücks- und Hermeskinde Felix Krull, in: H. Wysling, Ausgewählte Aufsätze 1963-1995, hrsg. von Th. Sprecher und C. Bernini, Frankfurt/Main 1996 (= TMS XIII), S. 249-283.

¹⁷ Cf. L. Pikulik: Joseph vor Pharao. Die Traumdeutung in Thomas Manns biblischem Romanwerk „Joseph und seine Brüder“, in: TM Jb 1, 1988, S. 99-116 bzw. E. Heftrich: Geträumte Taten: „Joseph und seine Brüder“, Über Thomas Mann, Bd. III, Frankfurt/Main 1993, S. 425-480.

Tetralogie, d. h. der Hinweis des Pharaos auf den kretischen Seefahrer, der ihm die Geschichte des diebischen Höhlenkinds und Gottes erzählt habe (V, 1425). Dieser kretischer Seefahrer ist, um das gleich vorwegzunehmen, niemand anderer als Odysseus bzw. dessen kretischer alter ego in der Trugrede an den Schweinehirten Eumaios (14. Buch der Odyssee), in der Odysseus schildert, wie er, der angebliche Kreter, nach einem gescheiterten Raubüberfall auf Ägypten wider Erwarten beim König der Ägypter Gnade fand und in der Folge sieben Jahre in der Position eines Vertrauten des Königs am Hof verbrachte,¹⁸ also – im Sinne von Thomas Mann – genügend Zeit für den Austausch von Göttergeschichten hatte.¹⁹ Beweisen lässt sich diese Gleichsetzung zwischen dem homerischen Kreter und dem Kreter des Romans durch die abschliessende Bemerkung Pharaos, sein Gewährsmann, der Seefahrer, halte den schelmischen Gott hoch „als seinen Patron“ (V, 1428): Ebenso wie Hermes kein spezifisch kretischer Gott ist, sondern eine in ganz Griechenland verehrte Gottheit mit bevorzugt arkadischen Kultstätten,²⁰ ist auch der kretische Seefahrer kein echter Kreter, sondern nur ein ideeller Kreter, eben Odysseus, der nun Hermes tatsächlich mit gutem Recht als seinen Patron bezeichnen kann. Denn Hermes hat, wie uns eine weitere berühmte Stelle der Odyssee mitteilt, dem Autolykos, Odysseus' Grossvater mütterlicherseits, die Gaben des Diebstahls und des Meineides verliehen,²¹ von dem sie nun auf den Enkel übergegangen sind.²²

¹⁸ Od. 14,245-286. In der Trugrede an den Freier Antinoos im 17. Buch, die weitgehend parallel verläuft, bleibt der Kreter am Schluss nicht als Vertrauter des Königs im Land, sondern wird als Sklave nach Zypern verkauft (Od. 17,442 f.).

¹⁹ Thomas Mann hatte in seiner Handbibliothek ein Exemplar von J.H. Voss' Übersetzung der Odyssee (cf. Dierks, Studien [wie oben Anm. 12], S. 37 mit Anm. 38 auf S. 237). Sie diente ihm offenbar regelmässig als Grundlage für die Auseinandersetzung mit Homer und ist benützt in Settembrinis Zitat der V. Od. 11,475 f. (Odysseus' Gang in die Unterwelt) im *Zauberberg* (III, 84; cf. dazu Jens, Der Gott der Diebe [wie oben Anm. 16], S. 145 und Berger, Thomas Mann und die antike Literatur [wie oben Anm. 2], S. 64). Das Exemplar ist aber leider inzwischen verlorengegangen (Auskunft von C. Bernini am TMA). Erhalten ist dagegen die Odyssee-Übersetzung von R.A. Schröder, Leipzig 1911 (TMA 80), die aber nur wenige Lesespuren – und insbesondere nicht zum 14. Buch – aufweist.

²⁰ Zu den Funktionen und Kultstätten von Hermes cf. M.P. Nilsson: Geschichte der griechischen Religion, Bd. 1, München 1967, S. 501-510; F. Càssola: Inni omerici, Milano 1975, S. 153-176 und W. Burkert: Griechische Religion der archaischen und klassischen Epoche, Stuttgart 1977, S. 243-247. Direkten Einfluss auf Thomas Mann hatte W.F. Otto: Die Götter Griechenlands. Das Bild des Göttlichen im Spiegel des griechischen Geistes, Bonn 1929, S. 132-159 (zum Einfluss Otos cf. Berger, Thomas Mann und die antike Literatur [wie oben Anm. 2], S. 86).

²¹ Od. 19,395-398. Die Stelle ist erwähnt in Thomas Manns Quelle Otto, Die Götter Griechenlands (wie oben Anm. 20), S. 132. Ebenfalls dort mehrfach der Ausdruck ‚Patron‘, cf. Otto S. 133 (‚Patron der Räuber und Diebe‘), S. 134 (‚Erzzauberer und Patron der Magie‘; im unmittelbaren Anschluss daran ist die Begegnung von Odysseus und Hermes im 10. Buch der Odyssee erwähnt) und S. 138 (‚Patron aller Räuberei‘).

²² Autolykos steht insofern in einem besonders engen Verhältnis zu seinem Enkel, als er ihm sogar – in Anlehnung an sein eigenes zorniges Naturell – den Namen ‚Odysseus‘ – ‚der Zürner‘ verliehen hat (Od. 19,399-412).

Kein Zufall, sondern sicherlich gewollte Anknüpfung an die epischen Vorbilder Odyssee und Hermes-Hymnos ist es daher auch, dass der Pharao in seiner abschliessenden Charakterisierung des Gott-Kindes (V, 1428) deutlich daktylische Sprache gebraucht, ja bisweilen sogar in vollständigen Hexametern spricht.²³

Will man diesen Hinweis auf die Trugreden des Odysseus nicht einfach nur als gelehrt-humoristisches Zitat betrachten,²⁴ sondern auch nach interpretatorischen Konsequenzen fragen, dann drängen sich vor allem folgende Schlussfolgerungen auf:

1. Was in der Odyssee eine Lüge gewesen war (der Besuch eines angeblichen Kreters in Ägypten), wird nun im *Josephs*-Roman als Realität präsentiert. Dennoch behält dieses Motiv – in seiner Eigenschaft als Ausweitung der Odyssee-Episode – seinen Charakter der Lüge bei,²⁵ d. h. Thomas Mann findet

²³ Der Text lässt sich etwa so gliedern (zu Thomas Manns Behandlung des Hexameters in seinem ‚Gesang vom Kindchen‘, besonders auch zur dort ebenfalls anzutreffenden Verwendung von Auftaktsilben cf. Berger, Thomas Mann und die antike Literatur [wie oben Anm. 2], S. 56 Anm. 9):

Der aus der Höhle trat denn auch, sobald er nur wollte
als heiter gewandter Jüngling daher
auskunftreich und um handlichen Rat nie verlegen
ein Helfer der Götter und Menschen.
Was erfand er nicht alles noch, nach der Meinung der Leute
dort, was vorher nicht da war:
Schrift und rechnende Zahl, dazu auch den Ölbau
und die klug beschwatzende Rede
die auch den Trug nicht scheut, doch trügt sie mit Anmut.

...

Denn er sei ein Gott des freundlichen Zufalls ...
und des lachenden Fundes
Segen spendend und Wohlstand
so redlich oder ein bisschen auch fälschlich erworben
wie es das Leben erlaube, ein Ordner und Führer
der durch die Windungen führe der Welt
rückwärts lächelnd mit aufgehobenem Stabe.
Selbst die Toten führe er, sagte der Mann, in ihr Mondreich
und selbst die Träume noch, denn der Herr des Schlafes sei er zu alldem
der die Augen der Menschen schliesse mit jenem Stabe
ein milder Zauberer am Ende gar in aller Schläue.

(vielleicht ist es durchaus von Thomas Mann so beabsichtigt, dass am Schluss die Betonung unsicher wird bzw. dass die Sprache sich wieder einem ‚normalen‘, eher iambischen Prosa-Rhythmus annähert).

²⁴ So die Anspielung auf die V. 9,381-384 der Ilias (die Anspielung auf das hunderttorige Theben) in IV, 771 f. (cf. Berger, Thomas Mann und die antike Literatur [wie oben Anm. 2], S. 66), mit der aber immerhin auf Josephs spätere Gelassenheit im Umgang mit ägyptischer Grösse und Macht vorausgedeutet wird.

²⁵ In ähnlicher Weise lässt auch der Verfasser des Pseudepigraphons ‚Ephemeris belli Troiani‘ (spätes 1. oder 2. Jh. n. Chr.) mit seiner Figur des Diktys von Kreta den homerischen Kreter wieder

eine elegante Einfügung für das vielleicht ursprünglich gar nicht eingeplante Hermes-Motiv²⁶ und deckt gleichsam mit einer augenzwinkernden Entschuldigung den Fiktionalitätscharakter seiner Darstellung einer Kultursynthese auf (Einfluss einer griechischen Gottesvorstellung auf das Leben in Ägypten), die unter Amenophis IV. (1364-47) – bei aller kosmopolitischen Ausrichtung und religionspolitischen Öffnung²⁷ – so nicht stattfand.²⁸

2. Der Umstand, dass neben Hermes auch noch dessen bedeutendster Anhänger genannt wird,²⁹ stärkt natürlich noch das Hermes-Muster, das den vierten Teil des Romans ja sowieso beherrscht³⁰ und auch in Serachs abschliessenden Liedern wieder Ausdruck findet.³¹ Auch Joseph wird durch diesen indirekten Bezug zu Odysseus zum ‚Kreter‘³², d. h. er tritt im Gefolge von

auferstehen; natürlich nur, um auch seinerseits den Fiktionalitätsstatus seines Augenzeugenberichtes indirekt aufzudecken (cf. das Kapitel zu Diktys von Kreta im zweiten Teil meiner Dissertation).

²⁶ So vertreten von Dierks, Studien (wie oben Anm. 12), S. 218-226; zur umgekehrten Ansicht eines von langer Hand vorausgeplanten Hermes-Motivs neigt Heftrich, *Geträumte Taten* (wie oben Anm. 17), bes. S. 426-428. Einen wichtigen Impuls gab aber auf jeden Fall K. Kerényis und C.G. Jungs Schrift *„Das göttliche Kind“*, Amsterdam 1940 (TMA 2623; cf. bes. Kerényis Kap. zu Hermes, S. 59-68), mit der Thomas Mann im Januar 1941 bekannt wurde, also zu einer Zeit, als er mit der Ausarbeitung der Traumdeutungsszene beschäftigt war (Belege bei Dierks, S. 222).

²⁷ Dieser Umstand an sich zu Recht betont von Berger, *Die mythologischen Motive* (wie oben Anm. 6), S. 256 f., Berger, *Thomas Mann und die antike Literatur* (wie oben Anm. 2), S. 85 und Hamburger, *Thomas Manns biblisches Werk* (wie oben Anm. 14), S. 79-85.

²⁸ Die Formulierungen Thomas Manns (V, 1425: „ein Seefahrer von Kreta“ und V, 1428: „mein Gewährsmann, der Seefahrer“) sind also auch eine ironische Spitze gegen die verwendete Quelle (A. Weigall: *Echnaton, König von Ägypten und seine Zeit*, deutsch von H. Kees, Basel 1923), die Amenophis' Kontakte mit anderen Kulturen in allzu naiv-ausmalender Weise beschrieben hatte; cf. Weigall 43 f.: „Die Berge von Kreta, die Gärten von Persien ... brachten ihre Philosophie in seine Träume ... Von Sardinien, Sizilien und Zypern müssen zu ihm die Lehren der Seefahrer gedrungen sein ...“.

²⁹ Für die Verbindung zwischen Hermes und Odysseus cf. J. Strauss Clay: *The politics of Olympus: form and meaning in the major Homeric Hymns*, Princeton 1989, S. 99 f. Hier sei nur daran erinnert, dass im frühgriechischen Epos nur Odysseus und Hermes mit dem Epitheton *πολύτροπος* – ‚vielgewandt‘ bedacht werden (Od. 1,1 und 10,330; Hymn. Herm. 13 und 439), das auch Joseph und der Pharao für Hermes gebrauchen (V, 1431: „der Geist des Vielgewandten“). Zusätzliche Anregung für die leitmotivische Verwendung der Adjektive ‚gewandt‘ und ‚vielgewandt‘ erhielt Thomas Mann auch durch Goethes *Faust II* 9662-9667, zusätzlich vermittelt durch Otto, *Die Götter Griechenlands* (wie oben Anm. 20), S. 137, cf. Heftrich, *Geträumte Taten* (wie oben Anm. 17), S. 570 f. Anm. 103 zu S. 453.

³⁰ Schon der Haushofmeister, der Joseph vor dem Palast in Empfang nimmt, erkennt in ihm sofort den „Schalksnarr“, „Spasmacher“, „Schelm“ und „Rinderdieb“ (V, 1408).

³¹ V, 1711: „in seinen Schelmenblicken“.

³² Symbolisches Zeichen dafür ist die Laute, die der des Hermes nachgebildet worden war, vom kretischen Seefahrer nach Ägypten gebracht worden war und nun Joseph vom Pharao zum Geschenk gemacht wird (V, 1445 und 1454). Entsprechenden Symbolcharakter hat es, wenn der Pharao, der „recht“ ist „auf dem Weg, aber der Rechte nicht für den Weg“ (V, 1472), die Laute beim Eintreten Josephs auf den Boden fallen lässt (V, 1413). Auch die minoischen Wandmalereien, die

Odysseus in den Kreis der manchmal zweckfrei, häufiger zweckgebunden, aber jedenfalls immer brillant trügenden Schelme ein, für die das Ethnikon ‚Kreter‘ seit der Odyssee synonym ist.³³

3. Konkret sichtbar wird dies in den Szenen der Wiederbegegnung mit den Brüdern. Joseph hat hier ein sehr drängendes Motiv, sich seinen Brüdern nicht sofort zu erkennen zu geben: Er muss sie prüfen, ob sie immer noch so selbstsüchtig sind wie zur Zeit seiner Versklavung oder ob sie inzwischen dazugelernt haben und den jüngsten Bruder Benjamin besser behandeln werden als ihn damals.³⁴ Dennoch geht es Joseph mit der verzögerten Wiedererkennung auch darum, eine heikle Situation mit menschlichem Anstand, und das heisst für ihn: mit Gelassenheit und Humor, zu bewältigen. Dies erinnert nun stark an das Verhalten des Odysseus auf Ithaka, dessen Trugreden gegenüber seinen Angehörigen (vor allem die Trugreden an Penelope und Laertes im 19. bzw. 24. Buch der Odyssee) oft als unnötig grausam empfunden wurden, aber, wie genaueres Hinsehen zeigt, immer einen konkreten Sinn haben und auch ironisch-scherzhafte Töne aufweisen. Nur folgerichtig ist es daher, dass Joseph an einer der Zentralstellen des Romans sein Verhalten gegenüber den Brüdern wieder mit Begriffen begründet, die in die Hermes-Odysseus-Sphäre verweisen: „Denn die *Heiterkeit*, Freund, und der *verschlagene Scherz* sind das Beste, was Gott uns gab, und sind die innigste Auskunft vor dem verwickelten, fragwürdigen Leben.“³⁵

die kretische Laube schmücken (V, 1411), dürften daher in erster Linie auf Josephs Weihung zum ‚ideellen Kreter‘ vorausweisen, und nicht so sehr die Funktion haben, die Atmosphäre des Matriarchats zu evozieren, dem der Pharaon trotz entschiedener Förderung des vaterrechtlichen Sonnenkults unbewusst noch verpflichtet sei (so Dierks [wie oben Anm. 12], S. 186), oder einfach auf die alexandrinisch-kosmopolitische Atmosphäre am Hof des Pharaos hinzuweisen (so Heftrich, *Geträumte Taten* [wie oben Anm. 17], S. 425 f.).

³³ Odysseus galt in der antiken Tradition als ‚Ur-Vater‘ der Lüge, cf. Aristoteles, *Poetik* 1460 a 18 f.: Δεδίδαχεν δὲ μάλιστα Ὅμηρος καὶ τοὺς ἄλλους ψευδῆ λέγειν ὡς δεῖ (mit Verweis auf das 19. Buch der Odyssee). – „Homer hat den übrigen Dichtern auch besonders gut gezeigt, wie man Täuschungen anbringen kann.“ (Übersetzung von M. Fuhrmann). Das findet öfters darin seinen Ausdruck, dass spätere Lügner sich wie Odysseus als Kreter ausgeben (so zum ersten Mal Demeter im homerischen Demeter-Hymnos, V. 123; cf. das Kapitel zum Demeter-Hymnos im zweiten Teil meiner Dissertation).

³⁴ Dies bei Thomas Mann (V, 1590-1592) sogar deutlicher ausgedrückt als in der Bibel (Genesis 42-45).

³⁵ V, 1597 (Hervorhebungen von mir). Neben dem Hermes-Odysseus-Modell werden an dieser Stelle übrigens auch die beiden anderen Joseph prägenden mythischen Modelle, das Tammuz-Adonis-Osiris-Modell und das Isaak-Modell, noch einmal aufgegriffen (V, 1597: „... dieselben Hände, denen Benoni, der Knirps, einst zugesehen hatte im Hain des Herrn beim Flechten des Myrtenkranzes“ [Anspielung auf das Kap. „Der Adonishain“, IV, 440-459] bzw. „... dass Gott das Tier für den Sohn genommen!“ [Anspielung auf das Bocksopfer]).

„Die Menschwerdung des Göttlichen“

Thomas Manns Goethe-Bild in *Lotte in Weimar*¹

Thomas Manns Roman *Lotte in Weimar* erzählt die Geschichte einer alten und problematischen Liebe. Gewissermaßen in Begleitung der verwitweten Hofrätin Charlotte Kestner, die aller Welt als Werthers Lotte bekannt ist, erhält der Leser Einblicke in die Weimarer Verhältnisse des Jahres 1816, – Verhältnisse, in deren Mittelpunkt ausnahmslos Goethe steht. Wer immer im Roman etwas zu sagen hat, bezieht sich freiwillig oder unfreiwillig auf ihn. Das gilt für die nähere Umgebung und Hausgemeinschaft am Frauenplan, für den Sohn August, für Riemer, auch für Adele Schopenhauer, die Vertreterin des romantischen Zirkels, für die Weimarer Gesellschaft und durchreisende Neugierige. Zuallererst gilt es für Lotte selbst, die ihr teils dichterisches, teils „wirkliches“ Verhältnis zu Goethe nach langen Jahren klären will. Bevor Goethe im Roman selbst zu Wort kommt, geben seine Verehrer und Opfer ihr Urteil gesprächsweise im Empfangszimmer des „Elephanten“ ab. Daß die Eindrücke aus Goethes Umgebung so widersprüchlich ausfallen, trägt zur Irritation der angereisten Lotte wesentlich bei. Der Reigen wird eröffnet von dem schwärmerischen Kellner Mager, der die Ankunft der Hofrätin sogleich als „buchenswertes Ereignis“ einstuft (II, 375) und sich vor Entzückung kaum zu halten weiß. Für ihn ist die „Hofrätin Witwe Charlotte Kestner, geb. Buff“ (II, 372) eine literarische Figur, in seinen Worten „eine vom Schimmer der Poesie umflossene und gleichsam auf feurigen Armen zum Himmel ewigen Ruhms getragene Persönlichkeit“ (II, 376). Diese poetische Himmelfahrt verdankt sich dem ortsansässigen „Dichturfürsten“, dem „großen Goethe“ (II, 377), wie Mager ihn nennt. Ein Verehrer Goethes hat also in Thomas Manns Roman das erste Wort, – nur drückt er sich so exaltiert aus, daß die erschöpfte Hofrätin sehr bald die Geduld verliert. Die wortreiche Schwärmerei gleitet spätestens dort ins Komische ab, wo von der Abendandacht des Ehepaars Mager die Rede ist. Kellner und Köchin beugen sich „bei der Abendkerze mit zerflossenen Seelen“ über die „himmlischen Blätter“ (II, 378) des Werther-Romans – und geben da-

¹ Dieser Beitrag ist die geringfügig überarbeitete Fassung eines Vortrags, der bei der Lübecker Frühjahrstagung der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft im Mai 1996 gehalten wurde. Er steht im Kontext eines Habilitationsprojekts des Verf. zu den Spielarten der *Imitatio Christi* bei Thomas Mann.

mit unfreiwillig ein Beispiel für jenes Werther-Fieber, das Goethe selbst mit Befremden registrierte. Eine derartig schwärmerische Lektüre ist in den *Leiden des jungen Werther* schon vorgezeichnet: So lesen Werther und Lotte ihren *Ossian*. Daß das Ehepaar Mager es ihnen nach Feierabend gleichzutun sucht, zeugt von einer Empfindsamkeit, die Goethes Roman nicht nur vorführt, sondern zugleich ironisch unterläuft. Thomas Mann gibt zu erkennen, daß diese Spielart der Verehrung nicht ernstzunehmen ist.

Was Lotte von Miß Cuzzle, der irischen Zeichnerin, über Goethe zu hören bekommt, ist weniger von Schwärmerei als von Sensationskalkül geprägt. Auch der zweite neugierige Gast versteht es, der Hofrätin zu schmeicheln: „Sie wisse wohl (I realise) welche wichtige Rolle Mrs. Kestner spiele in german literature and philosophy.“ (II, 397), heißt es. Thomas Mann fügt den englischen Originalton „I realise“ in Klammern hinzu, um anzudeuten, daß hier ein gewisser angelsächsischer Pragmatismus im Spiel ist: Miß Cuzzle „realisiert“ den Ruhm der Weimarer Gesellschaft vor allem in dem Sinne, daß sie von ihm zu profitieren sucht. Die Zeichnerin hat es auf Trophäen abgesehen, und Lottes Entgegenkommen öffnet ihr womöglich die Türen zum Haus am Frauenplan. Allerdings bedarf die Irin offenbar prominenter Sujets, um überhaupt als Künstlerin wahrgenommen zu werden. Würde sie nicht Lotte portraituren, nicht Goethe, Herder und all die anderen in Weimar verfügbaren Größen, würde sich niemand für ihre Kunst interessieren.

Thomas Manns Roman wird von zwei Erscheinungsformen des Persönlichkeitskults eröffnet, die sich unterschiedlicher nicht denken lassen: Magers empfindsamer Kunstreligion steht ein „Kunstsport“ (II, 400) gegenüber, dessen Trophäen unterschiedslos auf den Schauplätzen der Literatur, der hohen Politik und der Mode gesammelt werden. Im Skizzenblock von Miß Cuzzle befindet sich Lotte in der illustren Gesellschaft von Napoleon, Metternich, Blücher, Wieland und einem Räuberhauptmann. Thomas Mann sichert seinen Roman gleich zu Beginn gegen peinliche Spielarten des Goethe-Kultus ab: Mit ironischer Distanz präsentiert er sowohl die schwärmerische Empfindsamkeit eines „Biedermannes“ (II, 378) als auch ein Künstlertum zweiten Ranges, das ohne den bedeutenden Gegenstand nichts wert wäre. Beides ist seine Sache nicht. Am Ende des zweiten Kapitels kann der Leser davon ausgehen, daß Thomas Mann weder allzu ergriffen noch allzu oberflächlich über Goethe sprechen will. Beispiele für das eine wie für das andere gibt es nicht nur im Weimar des Romans, sondern auch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, in denen Thomas Mann sich essayistisch und literarisch mit Goethe ins Verhältnis setzt. Im Roman dienen diese Huldigungsformen zur spielerischen Einstimmung.

Ungleich substantieller geht es im dritten Kapitel zu, das zum Ausgangs-

punkt der folgenden Überlegungen werden soll. Hier macht die bereits erschöpfte Hofrätin mit Dr. Riemer nähere Bekanntschaft, so etwas wie Complizenschaft zuletzt (vgl. II, 456). Thomas Mann hat den zentralen Stellenwert dieses dritten Gesprächs über Goethe mehrfach betont; übertroffen wird es wohl nur vom siebenten Kapitel, in dem Goethe selbst zu Wort kommt (und mehrfach Thomas Mann zitiert). Riemer spricht als langjähriger Vertrauter und Mitarbeiter Goethes, mithin aus einer Nähe zum Phänomen, die auf Lottes Interesse stoßen muß. Das Gespräch dauert lang, wenn man die abwechselnd monologische Vergegenwärtigung widersprüchlicher Goethe-Eindrücke überhaupt Gespräch nennen kann. Auf beiden Seiten ist Liebe im Spiel; daß diese Liebe zugleich Enttäuschungen birgt, verstärkt die Zuneigung nur und verleiht ihr Tiefgang. Der komische Ton des Romananfangs schlägt nun keineswegs abrupt in Feierlichkeit um. Im Gegenteil: Im Unterhaltungszimmer des „Elephanten“ gestehen sich zwei alterswürdige Personen ihre prekäre Liebe zu einem Dritten – und verausgaben sich dabei bis zur körperlichen Erschöpfung: Wie der Erzähler boshaft vermerkt, gerät Riemer bei der Beschreibung seines hohen „Liebesdienstes“ (vgl. II, 405, 427 f.) am Frauenplan vollkommen außer sich:

... er war bleich, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, seine Rindsaugen blickten blind und glotzend, und sein offener Mund, dessen sonst bloß maulender Zug dem Ausdruck einer tragischen Maske ähnlicher geworden war, atmete schwer, rasch und hörbar. (II, 447)

Dieser „keuchende Affekt“ ist dazu angetan, Entlastung zu schaffen in einem erschöpfend-anspruchsvollen Gespräch: Beide, der Leser und der gelehrte Gast können an dieser Stelle Luft holen.

Ungeachtet solcher Zwischenfälle wird im dritten Kapitel allerdings Wesentliches über Goethe gesagt. Mit Riemers Ausführungen kommen erstmals zahlreiche mythologische – und durchaus widersprüchliche – Vergleichsgrößen ins Spiel. Seinem alphilologischen Hintergrund entsprechend beschreibt Riemer Goethe als Proteus, als Narziß, als Jupiter- und Christusfigur. Das läßt aufhorchen. Derartige mythologische Assoziationen gehören nicht nur untrennbar zur Geschichte der Goethe-Deutung, sie charakterisieren vor allem Thomas Manns eigene Bestimmung des Klassisch-Verbindlichen. Wenn Thomas Mann in seinem Roman Goethe als Figur beschreibt, die gleich mehrere mythische Lebensformen auf ihre Art verwirklicht, folgt er einem literarisch-philologischen Vorbild. Im Jahr 1918 hatte Ernst Bertram eine Nietzsche-Studie mit dem vielsagenden Titel *Nietzsche. Versuch einer Mythologie* vorgelegt. In diesem Buch, dessen Entstehung Thomas Mann mit großem In-

teresse verfolgte, wird Nietzsches Leben in mythische Kategorien übersetzt. Bertram deutet den Philosophen gleichermaßen als Luther- und Judasfigur, als Christus und Dionysos, um nur einige Vergleichsgrößen zu nennen. Dieses Spektrum divergenter Vorbilder dient offenbar dazu, den Widersprüchen im Leben und Denken Nietzsches (metaphorisch) auf die Spur zu kommen. Das wäre so spektakulär nicht, würde Bertram in seinem Buch nicht überdies *Nietzsche selbst* mythische Geltung zuschreiben. Der Philosoph, in dessen Leben Bertram Spuren mythischer Vorbilder ausfindig macht, figuriert zugleich als Mythos für kommende Generationen. Daß Thomas Mann von dieser Idee nachhaltig beeindruckt war, läßt sich nicht nur seinen Tagebuch-Notizen entnehmen. In den zwanziger Jahren zeichnet sich ab, daß er Bertrams Nietzsche-Deutung auf Goethe überträgt. Dazu gehört ein wachsendes Interesse für mythische Spuren im Leben Goethes. Die populäre Goethedeutung hält gleich mehrere bereit; etwa die Redensart vom Olympier, die Thomas Mann 1925 in seinem Essay *Goethe und Tolstoi* halb zurückweist, halb bestätigt. Immerhin macht es die erste wichtige Gemeinsamkeit zwischen Goethe und Tolstoi aus, daß man beide – so Thomas Mann – schon zu Lebzeiten als göttlich empfunden habe (vgl. IX, 64 f.). Bei der Vorbereitung der Goethe-Essays in den Jahren 1931-1932 notiert sich Thomas Mann weitere mythische Vor- und Urbilder Goethes, – ebenjene, die Riemer ins Romangespräch über Goethe einführt: Proteus, Narziß und Christus.

Ebenso signifikant ist die Tatsache, daß Goethe selbst für Thomas Mann zur mythischen Figur avanciert. Im Vorwort zur *Russischen Anthologie* von 1921 schreibt Thomas Mann, daß er schon als junger Mensch die Bilder „mythischer Meister“ zu Kultzwecken auf seinem Schreibtisch versammelt habe. Zu diesen dichterischen Andachtsbildern wird spätestens in den zwanziger Jahren Goethe gehört haben. 1926 etwa stuft Thomas Mann dessen Leben explizit als „mythisch“ ein:

Goethe's Leben und Gestalt ist durchaus geeignet, zum Mythos zu werden, und als mythische Figur wird er vielleicht einmal jenen göttlichen Bekriegern und Besiegern des Chaosdrohens² zum Verwechseln gleichen, von denen früheste menschliche Überlieferung uns in Keilschrift erzählt. (XIII, 586 f.)

– schreibt Thomas Mann in einem Beitrag über *Die geistigen Tendenzen des heutigen Deutschlands*. Das sind bemerkenswerte Worte nicht nur deshalb, weil sie mythische Weltgeltung für einen deutschen Dichter reklamieren. Thomas Mann setzt offenbar gerade auf die humanisierenden Aspekte seines Vor-

² Bei dem Wort „Chaosdrohens“ liegt wohl ein Lesefehler der Editoren vor. Sinnvoller und plausibler erscheint „Chaosdrachens“. Für diese Richtigstellung danke ich Werner Frizen.

bilds, wenn er Goethe dergestalt zur Grundfigur innerhalb der Mythologie der Moderne ausruft.

In der Einleitung zur Lessing-Rede von 1929 setzt Thomas Mann das Mythische mit dem Klassischen gleich: Das Klassische, so schreibt er,

... ist das Vorgebildete, die anfängliche Gründung einer geistigen Lebensform durch das Lebendig-Individuelle; es ist ein erzwäterlich geprägter Urtypus, in dem späteres Leben sich wiedererkennen, in dessen Fußstapfen es wandeln wird – ein Mythos also, denn der Typus ist mythisch, und das Wesen des Mythos ist Wiederkehr, Zeitlosigkeit, Immer-Gegenwart. Nur in diesem Sinn ist das Klassische vorbildlich [...]. (IX, 229)

Die durch die Arbeit am Josephs-Roman inspirierte Bestimmung des Klassischen deutet schon an, daß mythische Vorbildlichkeit unmittelbar zur dichterischen Nachfolge einlädt. Die Nobilitierung Goethes zur mythischen Figur hat eine dichterisch-persönliche Vergegenwärtigung zur Folge, wie Thomas Mann sie in den dreißiger Jahren mehr und mehr für sich in Anspruch nimmt. Anlässlich der Wieder-Eröffnung des Goethe-Hauses in Frankfurt im Jahr 1932 sagt er über sein Verhältnis zu Goethe:

Ja, ich habe ihn geliebt von jung auf, [...] mit einer Liebe, die die höchste Steigerung der Sympathie, die Bejahung des eigenen Selbst in seiner Verklärung, Idealität, Vollendung war. [...] Er war das Vor-Bild in einem anderen und letzten Sinn, das Ur-Bild, das Über-Bild, das eigene Wesen ins Vollkommene projiziert, die Möglichkeit einer Liebe und Hingebung überdies, in der das Persönlichste mit dem Allgemeinen verschmolz [...]. (X, 328)

Das Vokabular ist halb psychologischen, halb religiösen Ursprungs – und es wird noch erweitert, als Thomas Mann mit der Niederschrift seines Goethe-Romans beginnt. „Die Geschichte wird Ihnen dank einer gewissen darin vollzogenen ‚unio mystica‘, in der ihre dichterische Leistung besteht, manches zu sagen haben“, schreibt er am 16.12.1939 an Agnes Meyer.³ Rückblickend erscheinen die Jahre der Arbeit am Lotte-Roman als „Zeit intimster und abenteuerlichster Verschmelzung mit der Vater-Imago“ Goethe (27.4.1942 an Agnes Meyer).⁴

Mit dieser Form der Goethe-Verehrung befand sich Thomas Mann in prominenter Gesellschaft. Auch andere zeitgenössische Dichter spiegelten sich und ihr Werk in Goethe. Im Bewußtsein der Öffentlichkeit galt Gerhart Hauptmann als Goethe-Nachfolger, zumal er auch äußerlich durch Haartracht und Haltung als neuer Goethe aufzutreten suchte. Thomas Mann nahm Anzei-

³ Thomas Mann – Agnes E. Meyer: Briefwechsel 1937-1955, hrsg. von Hans Rudolf Vaget, Frankfurt/Main: S. Fischer 1992, S. 188.

⁴ Ebda. S. 387.

chen der Goethe-Nachfolge bei seinen Kollegen zur Kenntnis, lange bevor Hauptmann das Spiel zu dominieren begann. Bereits im Jahr 1908 notierte er sich: „Hofmannsthal betrachtet sich ohne weiteres als eine Art Goethe. Sympathisches daran. Größere Verpflichtungen, Strengeres Leben.“ (Notb II, 178) Diese größeren Verpflichtungen machte er sich sehr bald selbst zu eigen, – mit dem Resultat, daß innerhalb der literarischen Welt halböffentlich Erbstreitigkeiten ausbrachen: So eigenwillige Dichter wie Hugo von Hofmannsthal, Gerhart Hauptmann, Hans Carossa und Thomas Mann konkurrierten um die einzig angemessene Form der Goethe-Nachfolge. Ein merkwürdiges Phänomen. Hans Wysling hat es – auch im Hinblick auf Thomas Mann – als Anlehnungsbedürfnis einer psychisch instabilen Dichtergeneration gedeutet, die ihre dekadente Befindlichkeit zu überspielen suchte. Vor dem Hintergrund des radikalen Traditionsverlustes innerhalb der Moderne gewinnt die Orientierung an einem Vorbild wie Goethe in der Tat eine persönlichkeitsstabilisierende Funktion.⁵

Allerdings birgt eine solche Anlehnung – ungeachtet ihrer therapeutischen Wirkung – die Gefahr, mitsamt der eigenen dichterischen Existenz in den Schatten einer anderen, größeren zu geraten. Der Begriff „Nachfolge“ ist – zumindest innerhalb der literarischen Tradition – mit dem Makel einer epigonalen, uneigenständigen Lebensart behaftet. Im Grunde müßte es das Selbstgefühl eines modernen Dichters beleidigen, sich selbst als Imitat zu verstehen. Die Genie-Ästhetik des 18. Jahrhunderts verlangt gerade vom Dichter jene Originalität, die sich allenfalls mit der Schöpferkraft Gottes vergleichen ließe. Thomas Mann hat diesen Genie-Begriff zeitlebens als kurzichtiges Mißverständnis kritisiert. Dennoch ist es auf den ersten Blick erstaunlich, von einer derartig liebenden Selbsthingabe zu hören, wie er sie in den dreißiger Jahren Goethe gegenüber einräumt. Dieser Widerspruch löst sich erst, wenn man sich vor Augen führt, daß Spurengang und Nachfolge auch schon die mythische Lebensform des Vorbilds, ja grundsätzlich – so Thomas Mann – *jedes* bedeutende Leben prägen. Thomas Mann wird nicht müde zu betonen, daß zur mythischen Lebensform immer schon das Nachspiel mythischer Vorbilder

⁵ Hans Wysling: Narzißmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull, Bern, München: Francke 1982 (= TMS V), S. 223-238. Hans Wißkirchen ergänzt als Ursachen für Thomas Manns Goethe-Imitatio die inneren und äußeren Anfechtungen des Exils. Vgl. ders.: Zeitgeschichte im Roman. Zu Thomas Manns „Zauberberg“ und „Doktor Faustus“, Bern: Francke 1986 (= TMS VI), S. 144-152. Vgl. auch Rolf Günther Renner: Repräsentanz und Selbstprüfung. Thomas Mann in der Emigration, in: Das Subjekt in der Dichtung. Festschrift für Gerhard Kaiser, hrsg. von Gerhard Buhr, Friedrich A. Kittler, Horst Turk, Würzburg: Königshausen und Neumann 1990, S. 119-137. Grundsätzliches in dem Aufsatz von Klaus Michael Bogdal: Akteure literarischer Kommunikation, in: Literaturwissenschaft, hrsg. von Jürgen Fohrmann und Harro Müller, München: UTB 1995, S. 273-295.

gehört. Mit *individueller*, einmalig-unteilbarer Originalität hat die Urbildlichkeit einer mythischen Existenz also wenig zu tun. „Der ‚Charakter‘ ist ein mythischer Typus, der »wieder da« ist und sehr wohl weiß, daß er und was mit ihm wieder da ist. [...] Man kann nicht bedeutender, nicht würdiger leben, als indem man den Mythos zelebriert“, schreibt Thomas Mann 1932 in dem Essay *Die Einheit des Menschengesistes* (X, 755 f.).

Vier Jahre später, in der Rede *Freud und die Zukunft*, greift er diese Idee wieder auf: Die ganze Antike habe im Mythos gelebt, habe das Leben als weihvolle Wiederholung vorgängiger Lebensformen aufgefaßt, heißt es dort. Thomas Mann nennt Kleopatra, die noch ihren Tod nach dem Vorbild der Ishtar-Astarte inszeniert habe, aber auch den sich mit Alexander mythisch verwechselnden Napoleon. Dementsprechend ist eine solche mythische Identifikation nicht nur in der Antike, sondern „jederzeit möglich“ (IX, 496). Wer im Mythos lebt, lebt im wörtlichen Sinne bedeutend. Daß insbesondere die Künstler in Geschichte und Gegenwart zu dieser zitathaften Lebensform disponiert seien, wird Thomas Mann von psychologischer Seite bestätigt. In seiner Rede weist er auf den Aufsatz eines Freudschülers hin, in dem literarische Biographien auf ihre typologischen Muster hin untersucht werden. Dabei zeige sich, daß „die Künstlerbiographie feststehende, schematisch-typische Züge und Vorgänge biographisches Formelgut sozusagen konventioneller Art in die Geschichte ihres Helden aufnimmt, gleichsam um sie sich dadurch legitimieren, sich als echt, als richtig ausweisen zu lassen – als richtig im Sinne des ‚Wie es immer war‘ und ‚wie es geschrieben steht‘.“ (IX, 491)

Diese Beobachtung verleiht Thomas Manns eigener Goethe-Nachfolge ihre Legitimation, insofern sie die Imitation als konstitutives (nicht als defizitäres) Element der künstlerischen Lebensform ausweist. Zugleich erscheint auch die (verbreitete) Rede vom *Originalgenie* Goethe ergänzungsbedürftig. In seinem Roman bringt Thomas Mann zum Ausdruck, daß Goethe seinerseits eine mythische Existenz zelebrierte. Seine Lebensform ist vor allem insofern bedeutend, als sie sich auf literarische und mythische Vorbilder bezieht. Dementsprechend wird Goethe nicht als Originalgenie geschildert, sondern als mythischer Charakter, der in seiner Person vergegenwärtigt, *was bereits geschrieben steht*. Indizien für ein derartig zitathaftes Leben seines mythischen Meisters hat Thomas Mann bei seinen Goethe-Recherchen mit besonderem Interesse gesammelt. Es gibt durchaus nicht wenige. In den Entwürfen zu *Dichtung und Wahrheit* deutet Goethe seine Frankfurter Jugendliebe zu Gretchen als Nachspiel des Romans *Manon Lescaut* von Prévost, einer literarischen Liebesgeschichte also, die nicht eben glücklich ausgeht: Diese Lektüre, schreibt Goethe, „trug nicht wenig dazu bey, mein Verhältniß zu Gretchen, so lange es dauerte, reicher, behaglicher, ja wonnevoller, und als es zerstört wurde,

meinen Zustand elender, ja das Übel unheilbar zu machen. Damit an mir erfüllt würde was geschrieben steht.“⁶ Damit an mir erfüllt würde, was geschrieben steht: Diese Zeile hätte Thomas Mann gefallen. Sie läßt erkennen, daß offenbar auch Goethe einen Sinn hatte für den Reiz der Wiederholung, der Identifikation mit literarischen und mythischen Vorbildern. Beide, literarische und mythische Vorbilder, sind hier nämlich im Spiel: Goethe räumt ein, seine Jugendliebe nach dem literarischen Muster Prévosts modelliert, ihr damit im wörtlichen Sinne *erlesenen* Charakter verliehen zu haben – und er tut dies mit einer Formel, die zur mythischen Lebensform Christi gehört. Thomas Mann hat diesen Persönlichkeitsaspekt mit sicherem Gespür bemerkt und zur Sprache gebracht. Hinweise auf Goethes zitathafte Lebensform finden sich jedenfalls zahlreich in Thomas Manns Goethe-Notizen der dreißiger Jahre – wohl auch um die eigene Nachfolge abzusichern. Der Goethe-Biographie von Bielschowsky entnimmt Thomas Mann, daß Goethe sich zur Zeit des Divan mit dem persischen Dichter Hafis identifiziert habe⁷: ein schlagendes Beispiel für den *literarischen* Spurengang des Vorbilds.

Darüber hinaus entwickelt Thomas Mann ein wachsendes Interesse für *mythische* Vergleichsgrößen, die gleichfalls zur Revision der geläufigen Rede vom Originalgenie Goethe dienen können. Schon in den Essays der dreißiger Jahre erscheint Goethe als Zeus, als Proteus, als Narziß und als Christusfigur. Diese Linie setzt sich fort, wenn im Roman der selbstquälerisch liebende Dr. Riemer auf Goethe zu sprechen kommt – und sich dabei teilweise des genauen Wortlauts der Goethe-Essays bedient. Zum einen greifen Riemers Auslassungen – wie man längst festgestellt hat – frühere Bemerkungen Manns zum Mythos Goethe auf, zum anderen stehen sie in einem Spannungsverhältnis zur zeitgenössischen, gleichfalls mythisierenden Goethe-Deutung. Nicht nur im Werk Thomas Manns erreicht die Mythisierung Goethes in den dreißiger Jahren ihre kritische Phase. Für zahlreiche Vertreter der akademischen Welt ist Goethe hundert Jahre nach seinem Tod zur mythischen Heilsgestalt aufgerückt. Hermann August Korff etwa, der Verfasser des gelehrt-monumentalen Werks *Der Geist der Goethezeit*, spricht im Goethejahr 1932 vom „allgemeinste[n] Grund

⁶ Johann Wolfgang von Goethe: Werke, Hamburger Ausgabe, hrsg. von Erich Trunz, München: C. H. Beck 1981, Bd. IX. S. 849. Vgl. hierzu F.M.: *Erlsene Helden*. Don Sylvio, Werther, Wilhelm Meister und die Literatur, Heidelberg: C. Winter 1995, S. 173, 189.

⁷ Albert Bielschowsky: *Goethe. Sein Leben und seine Werke*, Bd. 2, München: C. H. Beck 1911, S. 340-42; Thomas Mann strich sich die entsprechende Passage an und notierte am Rand: Identifikation, Spiel. Vgl. dazu Hans Wysling: *Thomas Manns Goethe-Nachfolge*, in: *Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts* 1978, S. 498-551, 531 ff. In einem Brief an Karl Kerényi vom 16.2.1939 erklärt Thomas Mann die geistverstärkte Wiederholung des Lebens zum Hauptthema des Goethe-Romans – und bezieht sich dabei auf Goethes Wiederholung des Lotte-Erlebnisses in der Hatems-Liebschaft mit Marianne Willemer. (Br II, 85)

unseres *Goetheglaubens*“, dem „Gefühl unserer Wesenseinheit mit seiner Welt“, die „wie wir aus deutschem Wesen geboren und gebildet“ sei.⁸ Für Korff ist Goethe „Stellvertreter Gottes auf Erden“⁹, eine Gestalt also, der quasi-religiöse Verehrung zukommt. Auch der Vorsitzende der Goethegesellschaft, Julius Petersen, greift in seiner Rede zur Goethefeier im Frühjahr 1932 auf mythische Kategorien zurück. Daß die Weimarer Festtage zum 100. Todestag Goethes in die Karwoche fallen, nimmt Petersen zum Anlaß, den neutestamentlichen Auferstehungsglauben zu beschwören:

... am Sarge des letzten großen Welt dichters steht heute nicht nur sein Volk, sondern die Menschheit, niedergetreten und auseinandergerissen auch sie, gelähmt in ihrem Sein durch starre und tote Formeln, die das Werden ersticken, so daß sie nicht eins werden kann im gemeinsamen Lebenswillen. Auferstehung, die die Fesseln des Grabes sprengt, ist gleichwohl ihr Osterglaube.¹⁰

Diese Worte bekam auch Thomas Mann zu hören, als er im Jahr 1932 an den Weimarer Goethefeiern teilnahm. Obwohl ihm Petersens Rede durchaus nicht gefiel¹¹, hat es den Anschein, als sei im Goethe-Roman, genauer: in Riemers Ausführungen, ein wenig von diesem Pathos stehengeblieben. Immerhin stellt Riemer der enttäuschten Lotte in Aussicht, daß auf sie durch Goethe eines Tages ein Licht falle wie auf die um Jesus (vgl. II, 474). Das verdient – vor dem Hintergrund der prekären Mythisierung Goethes in den dreißiger Jahren – ernstgenommen zu werden, zumal nicht nur die Romanfigur Riemer mythische Wirkungsperspektiven anführt. In dem Princeton Vortrag *On myself* von 1940 konstatiert Thomas Mann, daß sein jüngster Roman von einem Mythos handele, von dem Mythos Goethe (vgl. XIII, 169). Ein Jahr zuvor, noch während der Arbeit am Roman, stellt er in einem Brief vom 16.2.1939 an Karl Kerényi die Frage in den Raum, ob der Goethe-Roman – analog zum *Joseph* – nicht auch Mythologie sei (Br II, 85). Thomas Manns literarische Goethe-Deutung gewinnt erst ihr spezifisches Profil, wenn man sie mit zeitgenössischen Erscheinungsformen der Goethe-Verehrung vergleicht. Womöglich ging es ihm darum, dem Goethe-Mythos der Gegenwart eine Deutung entgegenzu-

⁸ Hermann August Korff: Goethes deutsche Sendung. Eine Festrede, Leipzig: J. J. Weber 1932, S. 3.

⁹ Korff, S. 20.

¹⁰ Julius Petersen: Erdentage und Ewigkeit. Rede bei der Reichsgedächtnisfeier in Weimar am 22. März 1932, in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 18 (1932), S. 3.

¹¹ In seinem Bericht über die „Goethereise“ gibt Thomas Mann einen Kommentar zur Weimarer Hauptfeier am 22. März 1932: „Ich hörte die Rede des Prof. Julius Petersen, des Germanisten und Literaturhistorikers der Berliner Universität. Das Erfreulichste war der Gesang der Thomaner aus Leipzig. Ich habe sie zum ersten Mal gehört in ihrer Reinheit und Nuanciertheit. Ihr Gesang war mir lieber als die ganze Rede.“ (XIII, 73)

halten, die sich jeder nationalsozialistischen Vereinnahmung entzieht.¹² Grund genug gab es jedenfalls. Es gehört zur geistigen Signatur der dreißiger Jahre, mythische Führergestalten zu etablieren, – und die Goethe-Deutung gerät in den Sog dieser Entwicklung. Wer immer Goethe für die Gegenwart Deutschlands retten will, bedient sich mythischer Vergleichsgrößen. Das gilt auch für den schon erwähnten Kölner Germanisten Ernst Bertram, der wie Thomas Mann die weltumspannende Wirkung des „Mythos Goethe“ beschreibt, dabei allerdings zu ganz anderen Ergebnissen kommt.¹³ Im Unterschied zu den meisten akademischen Festrednern des Jahres 1932 hat Thomas Mann durchaus keine mythische Vereindeutigung Goethes im Sinn. Im Gegenteil: Gerade das von Riemer angeführte Ensemble mythischer Vergleichsgrößen läßt den ganzen Abgrund erkennen, der sich zwischen dem Goethe-Bild des Exildichters Thomas Mann und dem der zitierten „deutsch-nationalen“ Goethe-Verehrer auftut. Was immer Thomas Mann im mythologischen Fundus der zeitgenössischen Goethe-Philologie findet, wertet er – schon in den Essays des Goethejahrs 1932 – radikal um. Erst recht im Roman. *Wie* Thomas Mann mit dem Mythos Goethe auf dem Feld der Literatur umgeht, sollen vier Beispiele verdeutlichen:

Da ist zunächst die geläufige Rede vom *Olympier* Goethe. Man werde Lottes Namen zu memorieren haben wie die Amouren des Zeus (II, 474), bemerkt Riemer am Ende des Gesprächs – und behält damit zumindest insofern recht, als Goethe tatsächlich (und noch zu Lebzeiten) als dichterische Jupiterfigur beschrieben wurde. Daran ändert sich bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts wenig. Thomas Mann selbst nennt ihn in seinem Essay *Goethe und Tolstoi* halb ironisch, halb ernsthaft den „Jupiter von Weimar“ (IX, 64). Im Roman erhält die Zuschreibung jovialer Bedeutung einen neuen Charakter. Als Lotte das Verhalten ihres früheren Verehrers mit spürbarer Enttäuschung als „Schmarutzertum“ klassifiziert, kommt Riemer auf eine der mythischen Amouren näher zu sprechen. Er führt eine vergleichbare Episode aus dem Liebeskatalog des Zeus an, um Lotte die typologische Notwendigkeit ihrer Enttäuschung zu verdeutlichen:

¹² Vgl. hierzu: Volkmar Hansen: „Lebensglanz“ und „Altersgröße“ Goethes in „Lotte in Weimar“, in: Interpretationen: Thomas Mann. Romane und Erzählungen, hrsg. von Volkmar Hansen, Stuttgart: Reclam 1993, S. 240 f.

¹³ Ernst Bertram: Goethe. Gesang und Gesetz. Rede gehalten zur Goethefeier der Universität und der Hochschule für Musik in Köln am 30. April 1932, Köln: Oskar Müller 1932, S. 5. Friedrich Gundolf, der wie Bertram mit dem George-Kreis nähere Berührung hatte, beschreibt Goethe 1932 als „echten Göttersohn“: „Prometheus, Mahomet, Jesus, Caesar, Faust.. die Heroen, Heilande, Titanen beschwor er aus der Unterwelt mit dem eigenen Blut, um die Geheimnisse der Wenden von ihnen zu erfahren“. F. G.: Rede zu Goethes hundertstem Todestag. Berlin: Georg Bondi 1932 (posthum veröffentlicht), S. 29 u. 24.

Es gibt ein göttliches Schmarutzertum, ein Sich-Niederlassen der Gottheit auf menschlicher Lebensgründung, unserer Vorstellung wohlvertraut, ein göttlich schweifendes Partizipieren an irdischem Glück, die höhere Erwählung einer hier schon Erwählten, die Liebesleidenschaft des Götterfürsten für das Weib eines Menschenmannes, der fromm und ehrfürchtig genug ist, sich durch solche Teilhaberschaft nicht verkürzt, sondern erhöht und geehrt zu fühlen. [...] Mit Recht kann der irdische Bräutigam sagen: ‚Laß gut sein, es ist nur ein Gott‘ [...]. (II, 466)

Hier ist – ein wenig verschleiert – sowohl von Goethe als auch von Jupiter die Rede, allerdings jenseits der herkömmlichen olympischen Assoziationen. Thomas Mann bezieht sich auf Jupiter, so wie er in Kleists *Amphitryon* auftritt, genauer: auf seine eigene Deutung dieses Auftritts.¹⁴ In dem Essay *Kleists Amphitryon* von 1927 steht schon zu lesen, wie prekär es um die Liebe Jupiters zu Alkmene bestellt ist: Der olympische Liebhaber kann sich nur vorübergehend in die Liebe zwischen Amphitryon und Alkmene eindringen – und hinterläßt bei diesem Abenteuer verletzte Gefühle und allgemeine Verwirrung. Im Grunde mache Kleists Drama deutlich – so Thomas Mann –, daß es sich bei diesem Jupiter um einen einsamen und auf komplizierte Weise eifersüchtigen Gott handelt: eben eine Künstlernatur, die das einfache Glück des Ehepaars ein wenig beneidet, ein wenig verachtet und nur als „Schmarutzer“ an ihm teilhaben kann. Schon der Kleist-Essay gibt recht unzweideutig zu verstehen, daß jeder Künstler etwas von dieser göttlich-problematischen Lebensform des Jupiter in sich hat. Riemers olympische Typologie verliert vor diesem Hintergrund jedenfalls ihre Banalität. Wenn er Goethe mit Jupiter vergleicht, ist gerade *nicht* olympische Weltüberlegenheit und Schöpferkraft gemeint, wie das seit der Genie-Ästhetik des 18. Jahrhunderts der Fall war. Shaftesbury hatte diesen schöpferischen Akzent der künstlerischen Lebensform erstmals unter Rückgriff auf die antike Mythologie beschrieben, indem er – lange vor Goethe – den Künstler als *second maker under Jove* bezeichnete. Von dieser prometheischen Position steigt der Künstler im Verlauf des 18. Jahrhunderts gewissermaßen in höhere Gefilde auf, bis er zuletzt – mythologisch gesprochen – die Stelle des Donnergotts einnimmt. Gerade Goethe gibt ein prägnantes Beispiel ab für die Verschiebung innerhalb der Genie-Metaphorik: In einer frühen Hymne stilisiert er den Künstler als Prometheus, der sich im Vertrauen auf seine schöpferischen Kräfte vom Göttervater lossagt, im Alter (und von der Nachwelt) wird er als unumstrittener Herrscher im dichterischen Olymp beschrieben.¹⁵ Thomas

¹⁴ Darauf hat erstmals Helga Collet hingewiesen: Das Konvolut zu Thomas Manns Roman „Lotte in Weimar“. Eine Untersuchung, M.A. [masch.], Kingston 1971, S. 98. Vgl. auch Eckhard Heftrich: „Lotte in Weimar“, in: TM Hb, 423-446, 435 f.

¹⁵ Heinrich Heine greift dieses Bild in der *Romantischen Schule* auf, indem er Goethe als griechischen Gott darstellt: ein deutscher Jupiter, der sich anbeten und beräuchern läßt. Volkmar Hansen hat gezeigt, daß Thomas Mann diesen Aspekt der Heineschen Goethe-Kritik mit besonderer

Mann greift die zur Formel erstarrte Rede vom Weimarer Jupiter auf – und verleiht ihr eine völlig neue Bedeutung. Der Jupiter-Goethe, von dem im Roman gesprochen wird, ist auf Menschen angewiesen, – er verzehrt sich sogar nach ihnen und leidet auf seine Weise darunter. Nicht zufällig kommt Riemer wenig später darauf zu sprechen, daß die Poesie in Wahrheit „die Menschwerdung des Göttlichen“ (II, 467) sei. Diese Formel bezeichnet ziemlich genau Thomas Manns Umgang mit jenen mythischen Mustern, die man (in den dreißiger Jahren) Goethe zuzuschreiben gewohnt ist.

Im Roman kommt ein zweiter mythologischer Vergleichstitel hinzu, der deutlicher noch die Glücklosigkeit des Dichtergottes vor Augen führt. Riemer gibt seiner Gesprächspartnerin zu verstehen, daß Kälte herrscht in der Sphäre der absoluten Kunst und der allumfassenden Ironie:

... daß dort das Glück nicht wohnt, meine Liebe, davon hege ich eine so ungeheure Ahnung, daß sie mir manchmal das Herz zu sprengen droht. Halten Sie Proteus, der sich in alle Formen verwandelt und in allen zu Hause ist, der zwar immer Proteus, aber immer ein anderer ist und recht eigentlich sein Sach' auf nichts gestellt hat – halten Sie ihn, erlauben Sie mir zu fragen, für ein glückliches Wesen? (II, 445)

Den Hinweis auf Goethes *proteische* Natur notiert sich Thomas Mann schon zu Beginn der dreißiger Jahre aus den Mitteilungen des historischen Friedrich Wilhelm Riemer, der seinerseits Kanzler von Müller zitiert. In der Tat gehört dieser Vergleich zum mythologischen Beschreibungsrepertoire der frühesten Goethe-Literatur. Angesichts der Vielgestaltigkeit des dichterischen Werks, das nicht einen, sondern mehrere Verfasser zu haben scheint, ist seit den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts vom *Proteus* Goethe die Rede.¹⁶ Die Formel kennzeichnet von Anfang an eine gewisse Doppeldeutigkeit. Einerseits läßt sie Respekt, ja eine gewisse Fassungslosigkeit der Zeitgenossen gegenüber der im dichterischen Werk dokumentierten, unmenschlichen Verwandlungskunst Goethes erkennen, andererseits wird sie – von seiten der Romantiker – zur poetologisch-programmatischen Distanzierung genutzt. Friedrich Schlegel etwa bemerkt in seiner *Geschichte der alten und neuen Literatur* über Goethe, daß der verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel der feste innere Mittelpunkt fehle: Für die Romantik gehört Proteus offenbar nicht in die Galerie der mythologischen Vorbilder.

Bezeichnenderweise taucht dieser Streit um die Bewertung der proteischen Lebensform in der Goethe-Deutung der dreißiger Jahre wieder auf: Während

Aufmerksamkeit wahrgenommen hat. Vgl. V.H.: Thomas Manns Heine-Rezeption. Hamburg: Hoffmann und Campe 1975, S. 228 ff.

¹⁶ Vgl. hierzu Robert Mandelkow: Der proteische Dichter. Ein Leitmotiv in der Geschichte der Deutung und Wirkung Goethes, in: R.M.: Orpheus und Maschine. Acht literaturgeschichtliche Arbeiten, Heidelberg: Stiehm 1976, S. 23-37.

Paul Valéry 1932 aus französischer Sicht seinen Goethe pointiert als „Genie der Verwandlung“ feiert¹⁷, bemühen sich die deutschen Festredner, Goethes proteischen Charakter zu ignorieren, zu bagatellisieren oder gar zu verleugnen.¹⁸ Mit einem allzu unzuverlässigen Kandidaten weiß die begeisterungswillige und begeisterungsbedürftige deutsche Jugend des Jahres 1932 wohl nur wenig anzufangen... Vor diesem Hintergrund steht auch Thomas Manns Rede vom Proteus Goethe, zunächst in dem Essay *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* von 1932, sodann in Riemers Ausführungen. Es sei – so Riemer – bei Goethe wie bei Proteus

kein Glaube an etwas Gutes in der Welt und keine Parteinahme für dieses, will sagen: kein Gemüt und keine Begeisterung [...], er ist ein ungläubiger Geist, ohne Gemüt, welches bloß in der Gestalt der Sympathie und einer gewissen Buhlerei bei ihm erscheint, und seine Sache ist ein alles umfassender Skepticism – der Skepticism des Proteus. (II, 445)

Die in den dreißiger Jahren virulente Frage, ob Goethe ein Kontinent sei, auf dem sich weltanschaulich bauen ließe¹⁹, wird im Roman eindeutig verneint. Thomas Mann gibt zu verstehen, daß – ungeachtet zeitgenössischer deutsch-nationaler Versuche – mit Goethe grundsätzlich kein Staat zu machen ist.

Damit nicht genug. Wie schon bei der Rede vom Olympier erweitert Riemer auch hier das mythologische Muster um eine psychologisierende Perspektive, sozusagen um die *Innensicht* der mythischen Lebensform. Mit sicherem Blick beschreibt er die Schattenseiten der proteushaften Wandlungsfähigkeit: Glück, Gemüt und Begeisterung im herkömmlichen Sinne sind Goethe fremd. Wer nur die bunten und immer wieder verblüffenden Erscheinungsformen des Proteus Goethe feiert, übersieht offenbar das tieferliegende innere Leid: Riemer macht deutlich, daß es sich um eine durch und durch problematische Begabung handelt.

Im Vergleich mit der Tradition des Deutungstopos Proteus fällt auf, daß

¹⁷ Paul Valéry: Rede zu Ehren Goethes, Jena: Karl Rauch 1947, S. 18.

¹⁸ Paul Kluckhohn versucht der irritierenden Vielgesichtigkeit Goethes beizukommen, indem er – angesichts der Bedürfnisse der deutschen Jugend – die Faustsche Gesinnung zur Tat und die Bereitschaft zum „Stirb und Werde“ hervorhebt: P.K.: Goethe und die jungen Generationen, in: Reden bei der Goethefeier der Universität am 9. Mai 1932, Tübingen: J.C.B. Mohr 1932, S. 22. Ernst Bertram weist zwar eindringlich auf die Vielstimmigkeit Goethes hin, ruft allerdings zuletzt Goethe als Befreier der Deutschen aus: Bertram (zit. Anm. 13), S. 20. Hier wird Goethes „Unzuverlässigkeit“ überspielt, um den Dichter für die deutsche Jugend des Jahres 1932 zu retten. Vgl. auch Julius Petersen: Goethe als Gestalter, in: Goethefeier der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, Berlin: Preußische Druckerei- und Verlags-Aktiengesellschaft 1932, S. 35 ff. Friedrich Gundolf nimmt das „skandalon“ der proteischen Gesinnung Goethes ernst: Er vergleicht Goethes Ironie mit der Platons und weist darauf hin, daß es kaum einen Satz von ihm gebe, zu dem nicht auch ein Widerspruch sich fände: Gundolf (zit. Anm. 13), S. 19.

¹⁹ So formuliert Paul Kluckhohn in seiner Rede zur Goethefeier der Tübinger Universität (Kluckhohn, S. 22).

Riemer (und mit ihm Thomas Mann) Goethes proteischen Charakter nicht eigentlich aus der Formenvielfalt des dichterischen *Werks* herleitet. Das hat seine Gründe. Die Goethe-Nachfolge des Erzählers Thomas Mann wäre unmittelbar gefährdet, würde er bei seinem Vorbild das unerschöpfliche, eben *proteische* Spektrum dichterischer Gattungen hervorheben. In dieser Hinsicht mit Goethe konkurrieren zu wollen, hat Thomas Mann (zum Glück) früh aufgegeben. „Proteus = Natur, sich in alle Formen zu verwandeln“, lautet die erste einschlägige Notiz im Goethe-Konvolut der frühen dreißiger Jahre.²⁰ Damit ist jene Eigenart Goethes gemeint, sich in andere Lebensformen hineinzudenken, seien sie literarischer oder mythologischer Provenienz. In dieser Hinsicht wird auch Thomas Mann eine proteushafte Natur für sich in Anspruch genommen haben. Spätestens hier steht zu vermuten, daß die Modifikation der mythologischen Vorbilder auch einen *persönlichen* Hintergrund hat. Thomas Mann legt die mythischen Spuren im Leben Goethes so an, daß sie auch auf ihn zugeschnitten sind, daß auch er zur Nachfolge disponiert erscheint.

Das gilt vor allem für die dritte, wiederum problematische Vergleichsgröße, den göttlichen Narziß. Riemer zufolge neigt die Poesie (und mit ihr Goethe) „auf eine Weise zur Selbstbespiegelung, die uns das alte, liebliche Bild des Knaben assoziieren läßt, der sich entzückt über den Widerschein seiner eigenen Reize neigt“ (II, 467). Als hätte er Freuds Abhandlung über den Narzißmus schon gelesen, rechnet Riemer auch Spielarten der *Objektliebe* zur narzißtischen Selbstbespiegelung, die Liebe zur Braut eines anderen etwa und die Liebe zum Versagten und Verbotenen. Im Falle Goethes treten also andere Menschen an die Stelle der spiegelnden Wasseroberfläche. Narzißhaft liebt nach Auskunft des Romans z. B. Egmont, der sich dem ahnungslosen Klärchen plötzlich in der Pracht des spanischen Hofkleids zeigt (vgl. II, 467 f.), narzißhaft liebte Goethe seine Lotte²¹, und ebenso liebt nach eigener Einschätzung wohl auch Thomas Mann, wenn er sich auf seine Weise mit dem Versag-

²⁰ Mp IX 173/33 (TMA). Dem Thomas-Mann-Archiv danke ich für die Einsichtnahme in die handschriftlichen Vorstufen der Goethe-Essays und gelegentliche Transkriptionshilfen.

²¹ Goethes Sohn August bringt die Analogie zwischen dem Narziß Egmont und Goethe zur Sprache, als es um Kleidungsfragen für das Mittagessen mit der angereisten Lotte geht. Ihn mutet die Begegnung zwischen Goethe und Lotte wie eine „nachzuholende Egmont-Szene“ an: „Du hattest in den Wetzlarer Tagen noch keinen spanischen Hofprunk, dich diesem Klärchen darin zu zeigen“ (II, 695). (vgl. Hinrich Siefken: Goethe „spricht“. Gedanken zum siebenten Kapitel des Romans „Lotte in Weimar“. In: Thomas Mann und seine Quellen. Festschrift für Hans Wysling, hrsg. von Eckhard Heftrich und Helmut Koopmann, Frankfurt/Main: Klostermann 1991, S. 224-248, 228 f.). In der *Phantasie über Goethe* von 1948 vollzieht Thomas Mann den Vergleich zwischen Egmont und Goethe explizit: „Da haben wir wieder das Narzißhafte, eine Erotik, die als tiefsten Reiz die Heimsuchung holder Schlichtheit durch einen Kömmling aus glänzend-fremder Geistes- und Liebeswelt empfindet [...]. Das büßende Schuldgefühl des Verführers, [...] der immer liebt und nie sich binden mag, gehört mit hinein.“ (IX, 745)

ten und Verbotenen einläßt. In jedem Fall stammt dieses Deutungsmuster nicht aus dem Fundus der Goethe-Literatur, sondern aus Thomas Manns mythologischem Privatreservoir. Es läßt gewisse Rückschlüsse auf den Verfasser zu, daß nahezu alle Protagonisten Thomas Manns – wie Hans Wysling gezeigt hat – dem narzißtischen Typus zuzurechnen sind. Die Deutung Goethes als Narziß ist demzufolge in erster Linie Selbstdeutung und Selbstkritik. Thomas Mann spricht eben auch dort über Goethe *aus Erfahrung*, wo es um problematische Aspekte der künstlerischen Lebensform geht.

Die vierte mythologische Vergleichsgröße erscheint auf den ersten Blick weniger vertraut. Riemer beschreibt seinen Goethe nicht nur unter Rückgriff auf die antike Mythologie, sondern auch recht unzweideutig als Christusfigur. Gesprächsweise rechnet er die angereiste Hofrätin und sich selbst zu den „Menschen, den Männern, Frauen, Mädchengestalten“, auf die durch Goethe „das Licht der Geschichte, der Legende, der Unsterblichkeit fällt wie auf die um Jesus“ (II, 474). Das sind starke Worte, und so etwas wie *ipsissima verba* Thomas Manns außerdem. In ähnlicher Diktion findet sich dieser Vergleich in den Goethe-Essays der frühen dreißiger Jahre.²² So heißt es in der Goethestudie *An die japanische Jugend* von 1932:

Er, der im Alter mit erschütternder Gelassenheit von sich aussagte, daß er „in Jahrtausenden lebe“, stiftete selbst eine Epoche, das Zeitalter Goethe's, das sich nicht nach Jahrhunderten bemißt und selbst so wenig abzusehen ist wie das Maß, in das seine immer noch weit vorausdeutende Gestalt hineinzuwachsen bestimmt ist. Wer weiß, ob sie als mythusbildendes Persönlichkeitswunder nicht eines Tages der des Jesus von Nazareth gleich geachtet werden wird? An Liebe und an Zukunftsfülle war sie ihr nicht unähnlich, und schon bei Lebzeiten ist Goethe ein göttlicher Mensch genannt worden. (IX, 286)

Den Faust schlage man auf, schreibt Thomas Mann, „wie man die Bibel aufschlägt, um das Menschliche trostreich und mächtig darin ausgesprochen zu finden“ (IX, 293).

Hier wie dort, im Essay wie im Roman wird Goethe eine derartig fundamentale Wirkungsperspektive zugeschrieben, daß sich der Vergleich mit Jesus von Nazareth geradezu aufdrängt. Von keiner Figur der antiken Mythologie läßt sich behaupten, daß sie eine eigene Menschheitsepoche gegründet hätte. Eine derartige Zukunftsfülle kommt nach Auskunft des Essays nur Jesus von Nazareth – und eben Goethe zu. Thomas Mann ist nicht der erste, der diese Verbindungslinie zieht. Er beruft sich explizit auf den britischen Schriftsteller

²² Hinrich Siefken hat darauf hingewiesen, daß schon in Thomas Manns ersten Goethe-Notizen der frühen dreißiger Jahre Anmerkungen zum „Jesushaften“ zu finden seien: H.S.: Thomas Mann. Goethe – „Ideal der Deutschheit“. Wiederholte Spiegelungen 1893-1949. München: Fink 1981, S. 150. Vgl. etwa Mp IX 173/10.

Thomas Carlyle, dessen Nekrolog Goethe als christusähnliche Heils- und Jahrtausendgestalt feiert. Innerhalb der Goethe-Forschung des frühen 20. Jahrhunderts ist die quasi-religiöse Verehrung des Dichters durchaus nicht unüblich: Die Weimarer Goethefeier des Jahres 1932 bildet insofern einen Höhepunkt, als sie die österliche Auferstehungshoffnung prominenter Goethe-Interpreten zum Ausdruck bringt.

Zu diesem Zeitpunkt gerät offenbar auch Thomas Mann in den Sog des Goethe-Kults. Einige Passagen aus den Notiz-Konvoluten der Jahre 1931/1932 sind jedenfalls von der quasireligiösen Goethe-Deutung der Zeitgenossen nicht weit entfernt. Bei der Ausarbeitung der Essays zum Goethejahr 1932 wird der Aspekt der mythusbildenden Persönlichkeitswirkung allerdings an den Rand gedrängt. Im Unterschied zu den handschriftlichen Vorstufen erscheint Goethe nun explizit als Repräsentant jenes „bürgerlichen Zeitalters“, das mit der Jahrhundertwende an sein Ende gelangt sei. Thomas Mann schwächt die Rede von der mythischen Jahrtausendgestalt Goethe rechtzeitig ab, um in dieser Hinsicht nicht mit einigen deutsch-nationalen Wölfen zu heulen.

Im Roman bleibt es einer in sich gebrochenen Figur überlassen, auf die christus-analoge Zukunftsfülle Goethes hinzuweisen. Riemer mag es ernst meinen, wenn er sich und Lotte zu Jüngern eines Meisters erklärt, der im Hinblick auf sein mythenbildendes Leben mit Jesus zu vergleichen sei. Der Erzähler nimmt diesen Worten ihre ernste Substanz, indem er einen komischen Kontrast in den Andachtsraum stellt: „Mager stand im Zimmer“, heißt es im Roman. „Da er gehört hatte, daß vom Herrn Jesus die Rede war, stand er mit gefalteten Händen“ (II, 474). Auch die Rede vom Dom der Menschheit, in dem Lotte ein Nischenplatz, eine Seitenkapelle gewissermaßen, zukäme (vgl. II, 472 f.), ist damit erledigt. Als Vertreterin der jungen Weimarer Romantiker wird Adele Schopenhauer wenig später hinzufügen, daß ihre Generation – ungeachtet des ersten Gebots – neben Goethe schon andere Götter kenne (vgl. II, 490). Innerhalb des Romans steht der von Riemer in Aussicht gestellte Goethe-Kult auf wackeligen Füßen.

Das Spektrum christologischer Assoziationen ist damit allerdings nicht erschöpft. Es hat den Anschein, als hätte Thomas Mann in den dreißiger Jahren neue Facetten entdeckt, die ihn Goethe in die mythologische Spur des Jesus von Nazareth rücken lassen. Für den Roman gewinnt die Analogie zwischen Goethe und Jesus in psychologischer Hinsicht insofern an Evidenz, als das mythologische Vorbild zugleich auch die – prekäre – Lebensform der Jünger als Muster bereithält. Daß Riemer seine eigenen Lebenspläne dem „hohen Liebesdienst“ (vgl. II, 405) am Frauenplan bereitwillig und auf Dauer opfert, erinnert – auch in der Wortwahl – eher an das biblische Konzept radikaler Nach-

folge als an das Verhältnis zwischen Jupiter und seinen wechselnden Amouren. Dementsprechend begreift Riemer seine Weimarer Existenz als bewußte Selbsterniedrigung, der freilich (spätestens von seiten der Nachwelt) eine Erhöhung folgen soll. Was immer der Altphilologe an Beispielen persönlicher Opferbereitschaft aufzählt, läßt sein Leben als verhängnisvollen Gottesdienst erscheinen. Ob der große Mann tatsächlich ein öffentliches Unglück ist (danach fragt der Roman explizit), läßt sich typologisch durchaus unter Rückgriff auf die Geschichte Jesu debattieren, da zu dessen mythischer Lebensform die Selbstentäußerung der Jünger immer schon gehört.

Auch Goethes befremdliche Kälte ist – wie Riemer beiläufig anmerkt – im Leben Christi vorgeprägt. Um Goethes „auffallenden Mangel an Initiative“ (II, 453) der enttäuschten Lotte zu erklären, führt Riemer eine Kindheitserinnerung an:

Uns Knaben mühte sich in der biblischen Stunde der Lehrer vergebens ein Wort des Heilands annehmbar zu machen, das seiner Mutter galt, und uns unleidlich, ja ungeheuerlich anmuten wollte: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?‘ Es sei nicht so gemeint, wie es klinge, versicherte er, weder die scheinbar unehrbitige Anrede noch auch das Folgende, worin lediglich der Gottessohn das, was uns alle binde, seiner höheren, weltlösenden Sendung unterordne. [...] Verzeihen Sie die Kindheitserinnerung! Sie ist mir geläufig in diesem Zusammenhange, und unwillkürlich mischt sie sich in meine Bemühung, Ihnen das Befremdliche plausibel zu machen, Sie über einen auffallenden Mangel an Initiative zu trösten. (II, 453)

So unwillkürlich taucht dieses „Wort des Heilands“ im Roman nicht auf. Wo man es schon – wie Riemer geltend macht – mit einem Gott oder etwas Ähnlichem zu tun hat, drängen sich biblische Erklärungsmuster wie von selbst auf – vor allem solche, die auf den Punkt bringen, was den Umgang mit Goethe bisweilen verletzend macht. In dem zitierten Christuswort erscheint vorgeprägt, was für Thomas Mann zur Lebensform des Künstlers gehört. Adrian Leverkühn tritt in dieser Hinsicht die Nachfolge des befremdlich abweisenden Goethe an (vgl. VI, 671).²³ Es steht zu vermuten, daß Thomas Mann den Aspekt existentieller Kälte im Leben Goethes so genau wahrgenommen hat, weil er ihm selbst vertraut war. Thomas Mann spiegelt sich selbstkritisch in der unnahbaren Künstlerfigur des Romans – und in dem entsprechenden mythologischen Muster.

Die Christustypologie erlaubt es, nicht nur die Kälte, sondern auch das Leid, die Vereinsamung und die Entsagungsleistung des Künstlers mytholo-

²³ Hubert Ohl hat auf weitere Gemeinsamkeiten zwischen Adrian Leverkühn und dem Goethe des Romans hingewiesen: H.O.: Riemers Goethe. Zu Thomas Manns Goethe-Bild, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 27 (1983), S. 381-395.

gisch zu nobilitieren. „Alles Leiden hat etwas Göttliches“, – dieses Goethe-Zitat notiert sich Thomas Mann schon zu Beginn der dreißiger Jahre (Mp IX 173/46). Unter dem Eindruck der als leidvoll erfahrenen Exilzeit gewinnt es an Relevanz: Goethe erscheint zunehmend als *leidender* Künstler. Thomas Manns Faust-Interpretation von 1938 deutet den Protagonisten als radikales Selbstportrait Goethes – und schreibt ihm christologische Züge zu: „Er [Faust] will im vollsten, menschlichsten Sinne leben, will Menschensohn sein, alles Glück und Leid der Menschheit als Repräsentant und Opfer ausschöpfen und auf sich nehmen [...]“ (IX, 619). Hier ist die Christus-Typologie evident – und zugleich eine Formel für die eigene künstlerische Existenz im Exil geprägt: Gegen Ende der dreißiger Jahre versteht sich Thomas Mann gleichermaßen als *Repräsentant* deutscher Kultur und als *Opfer* deutscher Barbarei. Die Lebensform Christi drängt sich da als mythische Folie geradezu auf. Auch im Goethe-Roman schlägt sich das nieder: Im siebenten Kapitel sinniert Goethe über ein Werk, dessen Fertigstellung drängt: eine Kantate zum 300. Jahrestag der Reformation. Thomas Mann macht deutlich, daß Goethe ein substantielles und persönliches Interesse an diesem Sujet hat. Da heißt es: „Aber die Hauptsache bleibt Er [Christus] und die gesteigerte Lehre, das Geistige, immerfort mißverstanden vom Volk, die Verlassenheit, das Seelenleiden, die höchste Qual – und dabei trösten und stärken. Sollten merken, daß man, alter Pagane, vom Christentum mehr los hat als sie alle“ (II, 619). Damit suggeriert Thomas Mann, daß Goethe – ungeachtet seiner paganen Lebensart – sich selbst in Christus spiegelt, gewissermaßen spielerisch u.a. den christlichen Mythos zelebriert.²⁴ Im Hinblick auf Leid, Entsaugung, künstlerisches und persönliches Martyrium tut der exilierte Thomas Mann es ihm nach. Das imaginäre Abschiedsgespräch zwischen Goethe und Lotte greift den (christologischen) Gedanken des Opfers auf und verbindet ihn mit der goethischen Formel „Stirb und werde!“. Wenn überhaupt er als Gott zu denken sei, so Goethe, dann als ein Gott, der sich selbst opfert. „Den Göttern opferte man und zuletzt war das Opfer der Gott. [...] Ich zuerst und zuletzt bin ein Opfer – und bin der, der es bringt“ (II, 763), sagt er abschließend. Von den mythologisch-göttlichen Vergleichsgrößen bleibt da-

²⁴ Die in diesem Zusammenhang Christus zugeschriebene, radikal einsame Lebensform wird im folgenden auf Schiller übertragen, der in Goethes Monolog gleichfalls großgeschrieben als „Er“ auftaucht. Schiller habe, so der Goethe des Romans, das Geringe auf „Heilandsarmen“ zu sich und zum Geiste emporzusteigern versucht: „Ja, Er hatte viel von Ihm, auf den ich mich verstehen will in der Cantate [...]“ (II, 620) Diese christologische Deutung Schillers mit Heilandsarmen und „Erlöseraugen“ (II, 621) reicht im Werk Thomas Manns bis auf die Novelle *Schwere Stunde* zurück, in der Schillers Leiden der Naivität Goethes radikal entgegengesetzt wird. Der Roman nimmt diesen Gegensatz insofern zurück, als er nicht nur Schiller, sondern auch Goethe die christologisch präfigurierten Aspekte des Leids und der Vereinsamung zuschreibt.

mit allenfalls der letzte, sich selbst opfernde Gott im Beziehungsspiel des Romans.²⁵

Schließlich unterscheidet sich der christliche Mythos vom Götterkatalog der Antike durch seine strukturelle Ambivalenz. Am Beispiel Jupiters ließ sich zeigen, wie sehr Thomas Mann daran gelegen war, die simple Göttlichkeit des Olympiers ins Problematische – und damit Interessante – hinüberzuspielen. In dem von Riemer zitierten Verhältnis zu Alkmene ist Jupiter Gott und Mensch zugleich, eine problematische Gestalt, eine Künstlerfigur. Die Lebensform Christi hält diese Doppeldeutigkeit immer schon bereit, – ganz abgesehen davon, daß man spätestens seit der Jahrhundertwende Christus auch als Künstler zu begreifen gelernt hatte.²⁶ Theologisch gesprochen ist Christus Gottessohn und Menschensohn zugleich, was Thomas Mann in jenen doppelten Segen übersetzt, den er sowohl Joseph als auch Goethe zukommen läßt. Wie sein biblischer Vorläufer, der sich in den Josephsromanen seinerseits auf Christus hin ausspielt, ist der Goethe des Romans „mit Segen oben vom Himmel herab und mit Segen von der Tiefe, die unten liegt“ (II, 440), versehen. Von ähnlicher Zweideutigkeit ist die – christologische – Formel, mit der der Roman das Wesen der Dichtung bezeichnet: Dichtung sei nichts anderes als „die Menschwerdung des Göttlichen“ sagt Riemer, wobei er das Spektrum des Gegensatzes so weit auffächert, daß Göttliches und Teuflisches gleichermaßen darin enthalten sind.²⁷

Thomas Manns Roman *Lotte in Weimar* markiert den Versuch, den „Mythos Goethe“ radikal auszuleuchten – mit allen Widersprüchen und Bedenklichkeiten, mit seiner Größe, seiner Liebenswürdigkeit – und seiner fatalen Wirkung auf die Zeitgenossen. Zugleich ist der Roman Dokument einer persönlichen und künstlerischen Selbstvergewisserung. Thomas Mann gibt zu verstehen, daß er immer auch sich selbst im Blick hat, wenn er über Goethe spricht. Das eigentliche Kunststück des Romans besteht darin, daß er sich aller denkbaren mythologischen Vergleichsgrößen bedient (teils aus dem Fundus der Goethe-Literatur, teils aus dem eigenen Privatreservoir), ohne in jenen Ton kultischer Feierlichkeit zu fallen, den Thomas Mann schon 1932, bei den Weimarer Goethe-Feiern, zu hören bekam. Vor dem Hintergrund der quasi-reli-

²⁵ Eckhard Heftrich hat darauf aufmerksam gemacht, daß Thomas Manns Goethe die Einladung zum Mittagessen nicht zufällig nach Maßgabe der Auferstehungsvorhersage Jesu formuliert: „in drei Tagen von heute“ (II, 616): Heftrich (zit. Anm. 14), S. 441 f.

²⁶ Einschlägig ist Oscar Wildes Brief *De profundis*, dessen These, Christus gehöre unter die Künstler, in Thomas Manns Exemplar angestrichen ist.

²⁷ Derartige quasitheologische Spekulationen werden im *Doktor Faustus* wieder aufgegriffen. Manfred Dierks hat darauf hingewiesen, daß Thomas Mann gerade die immanente Antithetik, das Sowohl-als-auch mythischer Lebensformen schätzte. Vgl. M.D.: Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann, Bern, München: Francke 1972 (= TMS II), S. 108 f.

giösen Goethe-Verehrung der Zeitgenossen unternimmt Thomas Mann so etwas wie eine Gratwanderung, wenn er Goethe seinerseits u.a. zu einer Christusfigur stilisiert. Der Roman führt sogar die kultischen Implikationen einer derartigen Mythisierung vor – in einer Erscheinungsform allerdings, die alle Anzeichen einer Karikatur trägt. Wenn Mager etwa beim Gespräch über Goethe permanent die Hände faltet oder – wie eingangs zitiert – Lotte eine poetische Himmelfahrt in Aussicht stellt, dürfen sich all jene angesprochen fühlen, die in den dreißiger Jahren Goethe zu einer religiösen Heilsgestalt erklärten. Thomas Mann gewinnt der mythischen Goethe-Deutung andere Aspekte ab: Indem er Goethe gleichermaßen als Jupiter-, Proteus-, Narziß- und Christusfigur erscheinen läßt, schreibt er der Lebensform des Künstlers paradigmatisch nicht nur Größe und Erwählung, sondern auch existentielle Kälte, Leid und Lebensopfer zu. Das ist in der Tat buchenswert.

Michael Neumann

Ein Bildungsweg in der Retorte

Hans Castorp auf dem Zauberberg

Thomas Mann hat den *Zauberberg* schon 1921, also noch während der Arbeit, als einen „humanistisch-goethische[n] Bildungsroman“ bezeichnet und an seinem Helden Hans Castorp „sogar Züge von W[i]lhelm Meister“ entdeckt (Tb, 15.6.1921). Ähnliche Bemerkungen finden sich öfter¹, und noch 1939 hielt er in seiner Princeton-er Einleitung daran fest, Goethes Bildungsroman „zu der hohen Aszendenz des ‚Zauberbergs‘“ zu rechnen (XI, 615 f.).

Die Forschung hat solche Hinweise zunächst dankbar aufgenommen; die Reihe der Interpreten, die den *Zauberberg* unter die Bildungsromane rechnen, reicht von Hermann Weigand² über Georg Lukács³, Hans Mayer⁴, Herman Meyer⁵, Roy Pascal⁶, Jürgen Scharfschwerdt⁷, Martin Swales⁸ und Terence Reed⁹ bis zu Jochen Hörisch¹⁰. Allerdings ist dieser Gattungszuschreibung auch vielfach widersprochen worden: endet Hans Castorp nicht im großen Stumpfsinn – vom blutigen Finale auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges gar nicht zu reden? Wenn ich richtig sehe, dominiert diese Gegenposition in der gegenwärtigen Thomas Mann-Forschung. Helmut Koopmann warnt vor jeder Rückbindung an das Muster des Bildungsromans¹¹, Borge Kristiansen spricht von einem „Entbildungsprozess“¹², Hermann Kurzke von einem

¹ Z.B. XI, 394; Tb, 26.7.1921; Br I, 199 f.: 4.9.1922 an A. Schnitzler; BrB, 116: 25.12.1922; DüD I, 470 (7.8.1922 an M. Rychner) und 542 (24.11.1933 an G.C. Pratt).

² *The Magic Mountain*. Thomas Mann's Novel „Der Zauberberg“, Chapel Hill 1964.

³ Thomas Mann, Berlin 1953, S. 33.

⁴ Thomas Mann, Frankfurt/Main 1980, S. 113-131.

⁵ *Zum Problem der epischen Integration* (1950), in: Thomas Mann, hg. v. Helmut Koopmann, Darmstadt 1975, S. 43-63, hier S. 59.

⁶ *The German Novel*, 4. Aufl., Oxford 1968, S. 96-98.

⁷ *Thomas Mann und der deutsche Bildungsroman*, Stuttgart 1967.

⁸ *The Story and the Hero. A Study of Thomas Mann's ‚Zauberberg‘*; in: DVjs 46, 1973, S. 359-376.

⁹ Thomas Mann. *The Uses of Tradition*, Oxford 1974, S. 226.

¹⁰ *Gott, Geld und Glück. Zur Logik der Liebe in den Bildungsromanen Goethes, Kellers und Thomas Manns*, Frankfurt/Main 1983. – Weitere Hinweise bei Jürgen Scharfschwerdt (Anm. 7), S. 114 f., und Hermann Kurzke: *Thomas Mann-Forschung 1969-1976. Ein kritischer Bericht*, Frankfurt/Main 1977, S. 205-209.

¹¹ *Der klassisch-moderne Roman in Deutschland*. Thomas Mann, Alfred Döblin, Hermann Broch, Stuttgart u.a. 1983, S. 26-28.

¹² *Thomas Manns Zauberberg und Schopenhauers Metaphysik*, 2. Aufl., Bonn 1986, S. 55.

„Entbildungsroman“¹³. Hans Wysling dekretiert im Thomas-Mann-Handbuch: „Der Begriff des Bildungsromans, überstrapaziert ohnehin, läßt sich also auf den ‚Zauberberg‘ nicht anwenden.“ Trotz aller Umdeutungsversuche Thomas Manns bleibe der Roman eine „Verfallsgeschichte“.¹⁴ Auch diese Deutung kann sich auf den Autor berufen. In der Princeton-er Einleitung nennt Thomas Mann den *Zauberberg* einen Zeitroman, der „das innere Bild einer Epoche“ entwerfe.¹⁵ Als Zeitroman vom Vorabend des Ersten Weltkriegs läßt sich der *Zauberberg* so in den *décadence*-Zusammenhang des Frühwerks einbinden.

Nur in einem Punkt waren sich die antagonistischen Interpreten einig: der Roman könne nicht beides sein. „Die steigende Strukturlinie“ des Bildungsromans, so Hermann Kurzke in seinem Forschungsüberblick¹⁶, und „die fallende Strukturlinie“ des Zeitromans könnten nicht gleichzeitig Gültigkeit beanspruchen. Kurzke selbst plädiert dafür, die Elemente des Bildungsromans „als unzureichende, nicht tragfähige, je wieder zusammenbrechende Aufschwünge“ „innerhalb einer insgesamt fallenden Linie“ zu verstehen.¹⁷

Diese Art der Argumentation unterstellt einen Bruch in der Konzeption, der in der Regel mit Thomas Manns Wandel vom „unpolitischen“ Polemiker zum Fürsprecher der Weimarer Demokratie in Zusammenhang gebracht wird. Als Beispiel sei noch einmal Kurzke zitiert: „Als Folge seiner Wendung zur Republik versucht Thomas Mann, die fallende Strukturlinie umzukehren.“ Aber: „Der Versuch, den Roman zum Träger republikanischer Gesinnungen und damit zum positiven Bildungsroman zu machen, hätte die Anlage des Werks gesprengt, und es zeugt vom künstlerischen Können Thomas Manns, daß er ihn nicht gewaltsam gegen die bestehende Struktur durchsetzt.“¹⁸ Ähnlich resümiert Hans Wysling in seinem Handbuch-Artikel.

Nun ist das zweifellos eine sehr höfliche Art, Thomas Mann einen Schiffbruch zu bescheinigen; mir bleiben aber dennoch Zweifel. Die Annahme, der Autor habe seinen Roman zum Träger bestimmter Gesinnungen machen wollen, ist riskant: auch wenn er selbst den Roman ausdrücklich in die Nähe seiner Republik-Rede rückt¹⁹, hat Thomas Mann doch nie in solch ausdrücklichem Sinne eine *litterature engagée* angezielt. Der *Zauberberg* ist ein ironischer Roman²⁰, nicht ein in Romanform gekleidetes Plädoyer für die Republik, und

¹³ Thomas Mann. *Epoche – Werk – Wirkung*, München 1985, S. 210.

¹⁴ TM Hb, 419-421.

¹⁵ XI, 611.

¹⁶ (S. Anm. 10), S. 183.

¹⁷ Ebd., S. 210.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Br I, 199 f.: 4.9.22 an A. Schnitzler.

²⁰ S. Eckhard Heftrich: *Zauberbergmusik. Über Thomas Mann* [I], Frankfurt/Main 1975, S. 112 f. u. pass.

übrigens auch keine epische Übersetzung der Schopenhauerschen Philosophie. Es lohnt sich, noch einmal zu überprüfen, ob, warum und wie die gegenläufigen Formen von Bildungs- und Zeitroman in diesem Buch verbunden worden sind.

Ich werde dafür zunächst eine Bestimmung der Gattung des Bildungsromans versuchen, dann prüfen, inwieweit der *Zauberberg* in diese Gattungstradition paßt, und schließlich fragen, wie sich dazu die Gattungsvorgaben des Zeitromans verhalten.

I.

Was ist ein Bildungsroman? Hans Wysling hat, wie zitiert, den Begriff als „überstrapaziert ohnehin“ beiseitegelegt. Die Formulierung, mit ihrer unnachahmlichen Mischung aus Diplomatie und letzter Instanz, gibt durchaus die Mehrheitsmeinung der derzeitigen Forschung wieder. Nachdem die Germanistik den Bildungsroman über hundert Jahre als ihr liebstes Kind gehegt hat, plagt sie heute der Zweifel, ob sie sich die ganze Mutterschaft womöglich nur eingebildet habe. Ist der Bildungsroman also nur das Phantom einer auf deutsche Sonderformen erpichten Literaturwissenschaft gewesen?

Da die Forschungslage eine einfache, kurze Antwort unmöglich macht, möchte ich im folgenden eine „Rettung“ der Gattung skizzieren, an deren Ende ich in fünf Thesen eine nähere Bestimmung vorschlagen werde. Damit ist dann eine Basis gewonnen, um die Gattungsfrage an den *Zauberberg* zu richten.

Der Kanon der Werke, die der Gattung ‚Bildungsroman‘ subsumiert werden, ist keine Erfindung der Germanisten, sondern umfaßt einen klar dokumentierten Rezeptionsszusammenhang. Im Kreis der Jenaer Romantik wurden *Franz Sternbalds Wanderungen* von Ludwig Tieck als ein Buch von der Art des *Wilhelm Meister* betrachtet. Novalis hat den *Meister* dann als „Wallfahrt nach dem Adelsdiplom“ denunziert und den eigenen *Heinrich von Ofterdingen* als Anti-Meister entworfen. Bewußte Kontrafakturen unternahmen auch Jean Paul mit seinem *Titan* und Eichendorff mit *Abnung und Gegenwart*. In der respektvollen Nachfolge des Goetheschen Romans sah dagegen Immermann seine *Epigonen*.

Hermann Hettner, der die Entstehung des *Grünen Heinrich* in Briefen und Gesprächen über die Jahre begleitete, bekannte ausdrücklich die „Verwandtschaft“ von Kellers Roman mit dem *Meister*; und Eduard Mörike schrieb den *Maler Nolten* mit geradezu ängstlichen Seitenblicken auf das klassische Muster. Wie Thomas Mann sich zur „hohen Aszendenz“ des *Zauberberg* stellte, ist bereits zitiert worden.

Es gibt wohl keinen anderen Roman in der deutschsprachigen Literatur, auf den sich spätere Autoren so häufig produktiv bezogen hätten – sei es in Nachfolge oder in Widerspruch. Dieser Rezeptionzusammenhang versorgt die Bildungsroman-Forschung mit einem umfangreichen Ensemble von Werken, die nachweisbar in Auseinandersetzung mit dem gemeinsamen Vorbild entstanden sind.

Die Gattung ‚Bildungsroman‘ wird also nicht durch eine poetologische Definition – wie etwa die aristotelisch orientierten Tragödien –, sondern durch einen Prototyp geprägt.²¹ Es empfiehlt sich daher, die Gattung nicht über einen bestimmten Begriff – wie etwa den von Herder oder Humboldt abgenommenen Begriff der ‚Bildung‘ – zu bestimmen, sondern über die konkrete Auseinandersetzung der einzelnen Autoren mit ihrem konkreten Prototyp. Die Einheit der Gattung liegt in diesem kontinuierlichen Prozeß der Auseinandersetzung, in dem Abweichung und Widerspruch dasselbe Recht haben wie Nachahmung.

Freilich bleibt ‚Prozeß‘ für sich genommen ein vager Begriff: irgendetwas muß es doch sein, was da entwickelt und im Gang der Geschichte verändert wird. Hier stoßen wir auf eine eigentümlich blinde Stelle der Bildungsroman-Forschung: es gibt kaum so etwas wie Struktur- oder Aufbauanalysen, sondern nur sehr allgemeine Schemata, die sich letztlich auf zwei Grundmuster zurückführen lassen. Entweder wurde der Bildungsroman in den Spuren Hegels²² als ein Konflikt zwischen Individuum und Welt interpretiert oder in den Spuren Diltheys²³ als ein Sonderfall des biographischen Romans aufgefaßt.

Bezeichnend ist, wie bereits Dilthey, der den Begriff endgültig in die Germanistik eingeführt hat, an einer Bestimmung des Bildungsromans vom Aufbau her resigniert und stattdessen in Psychologie und Geschichte ausweicht:

Immer hatte es im Zusammenhang mit der Biographie Romane gegeben, die ihren Helden von der Kinderstube und dem Schulweg ab begleiteten. Solcher Einblick in das Innere eines Lebensganges mußte dahin führen, die bedeutsamen Momente desselben nach ihrer typischen Form herauszuheben. Das vollkommenste Beispiel einer solchen Darstellung ist der ‚Tom Jones‘ von Fielding. Aber von allen älteren biographischen Dichtungen unterscheidet sich doch der Bildungsroman dadurch, daß er bewußt und kunstvoll das allgemein Menschliche an einem Lebensverlaufe darstellt. Er steht überall in Zusammenhang mit der neuen Psychologie der Entwicklung, wie Leibniz sie begründete, mit dem Gedanken einer naturgemäßen, dem inneren Gang der Seele nachgehenden Erziehung, wie er von Rousseaus ‚Emile‘ ausging und ganz Deutschland fort-

²¹ Vgl. Wilhelm Voßkamp: Gattungen als literarisch-soziale Institutionen; in: Textsortenlehre – Gattungsgeschichte, hg. v. Walter Hinck, Heidelberg 1977, S. 27-44.

²² Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Werke in zwanzig Bänden, Bd. 14: Vorlesungen über die Ästhetik II, Frankfurt/Main 1970, S. 219 f. (mit Bezug auf den zeitgenössischen Roman; den Begriff „Bildungsroman“ verwendet Hegel noch nicht).

riß, und mit dem Ideal der Humanität, durch das Lessing und Herder ihr Zeitalter begeistert haben.

Diese Gattungsbestimmung, die Dilthey 1905 anhand von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* entwickelte, ordnet ihren Gegenstand mit eindrucksvoller Souveränität in die geistesgeschichtliche Landschaft ein, enthält jedoch eine markante Ungenauigkeit, die bis heute unbemerkt geblieben ist: nimmt man die Form von Goethes Roman ernst, so beginnt er – im Unterschied zum biographischen Roman à la *Tom Jones* wie zum Erziehungsroman à la *Émile* – nicht mit der Kinderstube des Helden. Goethe, der in *Wilhelm Meisters theatralischer Sendung* den von Dilthey genannten Vorbildern durchaus noch gefolgt ist, kürzt die Kindheitsgeschichte für die *Lehrjahre* und rückt sie als einen nachgetragenen Einschub in den laufenden Text.

Die *Lehrjahre* begleiten Wilhelm also nicht die 18 oder 20 Jahre, die es braucht, um über Kinderstube und Schulweg siegreich zu den Toren des Erwachsenenlebens vorzudringen, sondern beschränken sich auf den Schritt durch diese Tore. Die Handlungszeit beträgt fünf Jahre; rechnet man die dreijährige Unterbrechung zwischen 1. und 2. Buch ab, sogar nur gut 21 Monate. Mit dieser Abweichung von den Gattungsvorgaben seiner Zeit hat Goethe eine gattungsprägende Entscheidung getroffen: kein einziger Bildungsroman setzt mit der Kindheit des Helden ein. Am Anfang steht ausnahmslos ein Jugendlicher, der zum Aufbruch drängt, meist zum Aufbruch von zuhause. Selbst Gottfried Keller hat sich diesem Muster in der Erstfassung des *Grünen Heinrich* noch gebeugt, obwohl ihm das beim Umfang seiner Kindheitsgeschichte beträchtliche Probleme mit der Ökonomie des Ganzen bescherte.

Damit haben wir auf der Handlungsebene ein Moment gefunden, das dem Bildungsroman eigentümlich zu sein scheint. Mit Blick auf *Wilhelm Meisters Lehrjahre* als den Prototyp der Gattung lassen sich daraus weitere Bestimmungen gewinnen, die den Vergleich mit anderen Romanen auf eine schärfer umrissene Basis stellen können. – Ich versuche dies hier in fünf Thesen.²⁴

1. Thema des Bildungsromans ist der Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen.

2. Dieser Übergang erfolgt nicht in einem Schritt, sondern führt den Helden durch eine Sphäre, in der die Ordnungen und Konventionen der Gesellschaft, in der er aufgewachsen ist, mehr oder weniger außer Kraft sind. Für Wilhelm Meister ist dies die Sphäre des Theaters, das zu Goethes Zeit aus bürgerlicher

²³ Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing Goethe Novalis Hölderlin, 15. Aufl., Göttingen 1970, S. 272 f.

²⁴ Das folgende habe ich ausführlicher entwickelt in: Roman und Ritus. Wilhelm Meisters Lehrjahre, Frankfurt/Main 1992.

Perspektive anarchisch und asozial wirkte: Charlotte von Stein und Herder etwa protestierten in einhelliger Empörung gegen die „schlechte Gesellschaft“, in die Goethe seinen Helden geführt habe; Goethes Schwager Schlosser nannte den Roman ganz unverblümt ein Bordell, „das nur zu Herberge dienen sollte für vagabondirendes Lumpengesindel.“²⁵

3. Diese gesellschaftsferne, ja gesellschaftsfeindliche Sphäre umgibt der Bildungsroman mit einem Rahmen. Ein erster Teil stellt die Ablösung von jener Welt vor, in welcher der Held aufgewachsen und erzogen worden ist. Der Hauptteil bietet den eigentlichen Bildungsweg. Ein letzter Teil führt den Helden zurück in die Gesellschaft. Indem der Held sich auf seinem Weg geändert hat, zeigt jedoch auch die Gesellschaft bei seiner Rückkehr ein anderes Gesicht: aus der festen, aber beschränkten Welt seines Vaters ist Wilhelm ausgezogen; in eine offene, durch Veränderung gezeichnete Welt kehrt er als das Mitglied der Turmgesellschaft zurück, die unter den drohenden Vorzeichen der Revolution auf ökonomische und politische Reformen dringt.

4. Wilhelms Übergang von der bürgerlichen in die Theaterwelt und der Übergang von dieser in gesellschaftliche und familiäre Verpflichtungen geschehen durch die Erfahrung von Tod und neuem Leben: durch die lebensgefährliche Erkrankung Wilhelms, der sich von Mariane verraten glaubt, am Anfang und durch seine Todesangst um Felix am Ende. Durchgänge durch den Tod gliedern auch die einzelnen Etappen oder Stufen auf dem Weg des Helden: so etwa beim Räuberüberfall auf der Wiese oder beim Freimaurer-Ritual, mit dem er in die Turmgesellschaft aufgenommen wird.

5. Den Erfahrungen von Tod und Neugeburt korrespondiert in den *Lehrjahren* ein dichtes Geflecht von Initiations-Metaphern und -Symbolen. Auf diesem Hintergrund erscheint es mir bemerkenswert, daß der eben beschriebene Aufbau des Romans präzise dem entspricht, was seit Arnold van Genneps bahnbrechender Studie über *Riten des Übergangs* aus dem Jahr 1909 in der Ethnologie als Grundstruktur der verschiedenartigsten Initiations-Zeremonien gilt. In van Genneps Terminologie hießen die unter Punkt 3 genannten drei Teile des Romans: Trennungsphase, Schwellen- oder Umwandlungsphase und Angliederungsphase.²⁶ Da die historisch und kulturell verbreitetsten Initiationsriten den Übergang aus der Sphäre der Kinder bzw. der Jugendlichen in die Welt der Erwachsenen bewerkstelligen, gibt diese Analogie zu denken – sie darf allerdings nicht dazu verführen, Initiation und Bildungsroman einfach gleichzusetzen.

Die Initiation hat vor allem in schriftlosen Gesellschaften mit der Tradition auch das Überleben der Gesellschaft zu sichern: „nur die Lebensformen“, so

²⁵ S. ebd., S. 5 u. 11.

²⁶ S. ebd., S. 88 ff.

schreibt der Altphilologe Walter Burkert²⁷, „bleiben bestehen im Wechsel der Generationen, die der jeweils heranwachsenden Jugend eingepägt, ja als unauslöschliches Siegel eingebrannt werden [...] Diese Prägearbeit leisten in erster Linie die Initiationsriten.“ Der Bildungsroman ersetzt die einseitige Prägearbeit durch eine Entwicklung, die sich aus der Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft speist. In den *Lehrjahren* wird das daran deutlich, daß Wilhelm seinen Weg ohne die Leitung irgendwelcher Meister oder Pädagogen geht.²⁸ Die Initiation weist dem Einzelnen seine feste Rolle in der unveränderlichen Gemeinschaft zu. Die Bildung läßt das Individuum seinen eigenen Ort in einer dynamischen Gesellschaft finden. Der Bildungsroman erweist so seinen Zusammenhang mit der Aufklärung.

II.

An diesen fünf Punkten läßt sich nun die Gattungszugehörigkeit von Thomas Manns Roman überprüfen.

1. Der Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenen: Gut 22 Jahre zählt Hans Castorp bei der Anreise (III 55)²⁹; sein Ort im Leben – zwischen Examen und Eintritt in den Beruf (III, 12 f) – entspricht genau dem Schema. Dagegen erscheinen 7 Jahre Handlungszeit überraschend lange für einen Bildungsroman. Tatsächlich muß hier aber differenziert werden. Der allergrößte Teil des Romans wird von einer viel kürzeren Handlungszeit verbraucht: von nur 7 Monaten berichtet – zwischen Anreise und Walpurgisnacht – der erste Band. Knapp 15 Monate verstreichen danach bis zu Peepkorns Tod und der Abreise Frau Chauchats. Für den großen Stumpfsinn der restlichen 5 Jahre braucht Thomas Mann dann nur mehr gut 100 Seiten. Begreifen wir unter Hans Castorps Bildungsweg die Zeit zwischen seiner eigenen Ankunft und Frau Chauchats endgültiger Abreise³⁰, so kommen wir auf 22 Monate: das entspricht verblüffend genau der Handlungszeit von *Wilhelm Meisters Lehrjahren*.

Der große Stumpfsinn, der danach ausbricht, stellt die Bildungsroman-Theorie freilich vor ein Problem: läßt sich wirklich von einem gelungenen Übergang ins Erwachsenenendasein sprechen, wenn Castorp zunächst dem großen

²⁷ Wilder Ursprung. Opferritual und Mythos bei den Griechen, Berlin 1990, S. 47.

²⁸ S. Anm. 24, S. 110 f.

²⁹ So der Erzähler; Hans Castorp selbst sieht bereits erwartungsvoll seinem 24. Geburtstag entgegen: III, 122 u. 234.

³⁰ Vgl. E. Heftrich (zit. Anm. 20), S. 254: „Mit Peepkorns Tod und Clawdias endgültiger Abreise endet das Bildungsabenteuer Hans Castorps.“

Stumpfsinn überlassen und danach zum anonymen Tod auf den Schlachtfeldern geschickt wird? Das Muster des Bildungsromans wird hier ersichtlich durch eine andere Grundfigur durchkreuzt. Ich komme im III. Teil darauf zurück.

2. Eine Sphäre des Anarchisch-Asozialen als Raum des Bildungswegs: In diesem Punkt geht der Vergleich aufs schönste auf. „Man ändert hier seine Begriffe“ (III, 16), so warnt Joachim den Vetter schon beim Empfang. Das Sanatorium ist eine Welt außerhalb der Welt. Die Jahreszeiten vermischen sich: im Sommer kann es schneien und der Winter kennt Tage, wie sie im Sommer auch nicht heißer vorkommen. Die Zeit löst sich auf, indem eine wohlkalkulierte Tageseinteilung das Zeitgefühl einschláfert. Am Anfang braucht man wenigstens für die täglichen mehrstündigen Liegekuren am Balkon noch Lektüre; doch die altgedienten Patienten können auf solche Zerstreuungsmittel stolz verzichten: sie haben gelernt, sich dem puren Nichts ganz ohne Langeweile hinzugeben. Gesundheit und Leben verlieren an Wert. Mit perverser Neugier verfolgt man wechselseitig die Fieberkurven und achtet darauf, daß niemand sich in eine Genesung flüchtet. Benehmen, Sitte und Anstand des Flachlands gehen in der Atmosphäre allgegenwärtiger Krankheit und der ständigen Nähe des Todes verloren.

Nach spätestens einem halben Jahr, so diagnostiziert Settembrini, hat der Neuling „keinen anderen Gedanken mehr im Kopf als Flirt und Temperatur.“ (III, 278) Die erotisierte Atmosphäre fängt auch Hans Castorp ein. Nachdem der Anblick Clawdia Chauchats in ihm genau die von der Anstaltsleitung erwünschten Krankheitssymptome hervorgebracht hat, gerät er in einen Zustand süßer Schande: „wie auf dem Gymnasium, wenn es entschieden war, daß man sitzen blieb und nicht mehr gefragt wurde und nichts mehr zu tun brauchte.“ (III, 115) Die Beschreibung stammt zwar von Herrn Albin, aber Castorp, den seine Schulzeit mit dieser Erfahrung ebenfalls freigebig versorgt hat (III, 51), akzeptiert sie auch für sich.

Während jedoch bei den anderen Patienten solch süße Schande auf Flirt und Fieberthermometer beschränkt bleibt, setzt in Hans Castorp eine tiefe Leidenschaft Kräfte frei, die bislang im Verborgenen geschlummert haben. Im Flachland hatte er, als leise aus der Art geschlagenes Mitglied der Arbeitsgesellschaft, von der Arbeit respektvoll Distanz gehalten; inmitten von moralischem Verfall und geistiger Abstumpfung treibt er nun auf dem Zauberberg mit Entschiedenheit ausgedehnte Studien. So bestätigt er das auf dem Berg herrschende Gesetz der verkehrten Welt (III, 132 f.), absolviert seinen Bildungsgang als ein Außenseiter im doppelten Sinne und erfüllt das Schema so aufs zufriedenstellendste.

3. Die Dreigliedrigkeit aus Trennungsphase, Umwandlungsphase und Angliederungsphase: Die Trennungsphase wird im *Zauberberg*, übrigens in

Analogie zum *Wilhelm Meister*, ihrerseits in Ablösung und Angliederung unterteilt. Die Anreise wird ausdrücklich als eine Ablösung aus Hans Castorps Herkunftswelt vorgeführt (III, 12 f.): mit überraschender Schnelle, so der Erzähler, erzeuge der Raum Veränderungen, ja Vergessen –

er tut es aber, indem er die Person des Menschen aus ihren Beziehungen löst und ihn in einen freien und ursprünglichen Zustand versetzt, – ja, selbst aus dem Pedanten und Pfahlbürger macht er im Handumdrehen etwas wie einen Vagabunden.

Doch trotz der so rasch greifenden Ablösung von „Heimat und Ordnung“ wirkt die Sanatoriumswelt, in die er von Joachim eingeführt wird, auf Castorp am ersten Abend noch sehr befremdlich.

Das 2. Kapitel schiebt, ebenfalls nach bekanntem Muster, den Rückblick auf die Kindheit ein. Das 3. Kapitel eröffnet die Angliederung des Protagonisten an die neue, fremde Sphäre. Hans Castorp erblickt Clawdia Chauchat. Noch am selben Abend erscheint ihm die Welt „neu“ und ein „Gefühl ausschweifender Freude und Hoffnung berührte ihn [...] in seinem Innersten.“ (III, 128) Das Fieber, das sich am Ende des nächsten Kapitels – gerade rechtzeitig vor der drohenden Rückreise – meldet, stammt in Wahrheit nicht von einer Lungenerkrankung, sondern von der erotischen Infektion durch die schöne Russin. Hans Castorp weiß das insgeheim ganz gut, und an späterer Stelle spricht es auch Dr. Behrens mit leidlicher Deutlichkeit aus (III, 579f).

Das 4. Kapitel vollendet die Angliederung. An blaublühendem Ort sinkt er leblos nieder und wird visionär eingeweiht in die geheime Identität von Clawdia Chauchat und Pribislav Hippe. Auf diesen Augenblick datiert Hans Castorp später den Ausbruch seiner Krankheit (III, 263), zweifelsohne zu Recht. Die ärztliche Untersuchung befördert den Besucher zum Patienten. „Man kann sagen,“ so Settembrini in plastischer Redeweise, „Ihr Noviziat ist beendet, Sie haben Profefß getan.“ (III, 272) Am Ende des vierten Kapitels ist der Neophyt damit aufgenommen. Hans Castorp weiß sich nun durch eine „abenteuerliche Freiheit“ vom Flachland getrennt und mit Frau Chauchat verbunden: „so, als seien sie überhaupt keine gesellschaftlichen Wesen“ (III, 289). – Vier von sieben Kapiteln scheinen freilich etwas viel Raum zu beanspruchen für den ersten, einführenden Teil von Castorps Weg. Blickt man jedoch auf die Zahl der bis hier verbrauchten Seiten, so nehmen diese vier Kapitel noch nicht einmal ein Viertel des Romans ein: es ist soweit alles in guter Ordnung.

Kürzer noch wird der dritte Teil des Weges abgetan. Bildungsroman ist der *Zauberberg* ja nur während Hans Castorps großer Steigerung, also bis zu Clawdia Chauchats endgültiger Abreise. So kann man das Unterkapitel ‚Fülle des Wohllauts‘ als die Ablösung von dem erhöhten Zustand der Steigerung le-

sen: eine bestimmte Folge wiederholt gehörter Lieblingsplatten spiegelt das Erfahrene und Erlebte, bevor es für Castorp zu einer folgenlosen Erinnerung versinkt. – Der Rest ist Rückkehr in die Gewöhnlichkeit, Angliederung an die Sanatoriums-Normalität.

4. Gliederung des Weges durch Todeserfahrungen: hier läßt sich die Fülle des einschlägigen Materials nur andeuten. Der Zauberberg insgesamt ist ja nicht nur Venusberg, sondern auch Totenreich. Die mythologisch versierten Leser können das schon an der Beschreibung der Anreise (III, 13 f.) erkennen; den andren hilft Settembrini mit seiner Begrüßung auf die Sprünge (III, 84):

Potztausend, Sie sind nicht von den Unsrigen? Sie sind gesund, Sie hospitieren hier nur, wie Odysseus im Schattenreich? Welche Kühnheit, hinab in die Tiefe zu steigen, wo Tote nichtig und sinnlos wohnen –

Wie die Begegnung mit Frau Chauchat für Castorp diese Todessymbolik durch die Verheißung neuen Lebens ergänzt, wurde oben bereits zitiert.

Nicht weniger deutlich ist die Todessymbolik im Schlußteil: in der grabähnlichen Einsamkeit der Nacht erweckt ein „Musiksarg“ in Hans Castorp die Erinnerung an vergangene Abenteuer des Fleisches und des Geistes. Vor dem Gemetzel der Schlachtfelder aber hofft der Erzähler auf neues Leben: auf eine Morgenröte der Liebe, die, vielleicht, aus diesem „Weltfest des Todes“ steigen könnte (III, 994). Aber das greift dann bereits über die Person Hans Castorps hinaus.

Durchgänge durch den Tod markieren schließlich auch die einzelnen Etappen von Hans Castorps Bildungsweg. Ich nenne als Beispiele nur den Blick ins eigene Grab bei der Röntgenuntersuchung, die Walpurgisnacht und das Schnee-Kapitel. Der Traum, den Hans Castorp im Schnee – am Rand des Todes – träumt, ist mit seinem unheimlichen Weg in den Tempel hinein selbst deutlich genug als Initiationsweg gekennzeichnet.

5. Initiations-Symbolik: Als Naphta dem staunenden Castorp eine Einführung in die „Hermetik“ erteilt, bündelt er einige Zentralmotive des Romans. Zunächst bestimmt er Alchimie als (III, 705)

Läuterung, Stoffverwandlung und Stoffveredlung, Transsubstantiation, und zwar zum Höheren, Steigerung also, – der lapis philosophorum, das mann-weibliche Produkt aus Sulfur und Merkur, die res bina, die zweigeschlechtige prima materia war nichts weiter, nichts Geringeres als das Prinzip der Steigerung, der Hinauftreibung durch äußere Einwirkungen, – magische Pädagogik, wenn Sie wollen.

Dann verknüpft er den alchemistischen Prozeß mit dem Einweihungs-Zeremoniell der Freimaurer (III, 706):

Die Gruft, das Grab war immer das hauptsächliche Sinnbild der Bundesweihe. [...] Der Weg der Mysterien und der Läuterung war von Gefahren umlagert, er führte durch Todesbängen, durch das Reich der Verwesung, und der Lehrling, der Neophyt, ist die nach den Wundern des Lebens begierige, nach Erweckung zu dämonischer Erlebnisfähigkeit verlangende Jugend, geführt von Vermummten, die nur Schatten des Geheimnisses sind.

Naphtas Worte beschreiben auch Hans Castorps Schicksal: Clawdia Chauchat treibt ihn als sein mannweiblicher lapis philosophorum zu alchemistischer Steigerung; ihr androgyner Charakter wird durch die Traumidentifikation mit Hippe ja deutlich genug herausgestellt. Der Zauberberg selbst gibt gleichermaßen die alchemistische Retorte wie das Mysteriengrab des Initiationsweges ab. Durch das Reich der Verwesung und mancherlei Todesbängen wird Castorp nicht nur zu dämonischer Erlebnisfähigkeit geführt; er dringt darüber hinaus zu jener Lebensfreundlichkeit vor, die er am Ende seines Schnee-Abenteuers formuliert und im doppelten Bund mit Chauchat und Peeperkorn bewährt.

Die Initiations-Symbolik dominiert den Roman geradezu. Thomas Mann selbst hat in seiner Princeton- Einleitung von einem Initiations-Roman gesprochen, der durch den Mythos vom Sucher nach der höchsten Wahrheit mit alten Initiationsriten verbunden sei (XI, 616). Tatsächlich scheinen die Wahrheiten, in welche der Romanheld eingeweiht wird, seine sympathische Mittelmäßigkeit bei aller Steigerung gelegentlich so weit zu überfordern, daß der Erzähler einspringen muß, um dem Leser mitzuteilen, was vom Kopf seines Protagonisten nur ungefähr und ahnungsweise erfaßt wird (III, 314 f. u.ö.). Hier liegt der Schwerpunkt anders als bei Goethes Vorbild. In *Wilhelm Meisters Lehrjahre*n gibt es keine letzten Wahrheiten, in welche der Held eingeweiht würde: nicht auf die Übernahme einer religiös oder gesellschaftlich verbürgten Tradition zielt sein Weg, sondern auf die Ausbildung seiner Autonomie: seines Mutes, die eigenen Kräfte in eigener Verantwortung zu gebrauchen.

Nun gewinnt zwar auch Hans Castorp an Selbständigkeit. Die ironische Distanz zu seinen Lehrmeistern verwandelt sich in Souveränität. Im doppelten Bund bewährt er gegen Settembrinis Spott, gegen Chauchats anfängliche Ironie und gegen Peeperkorns drohenden Königszorn seine eigenständige Humanität. Aber er ist nicht imstande, abzureisen und diese Bewährung in flachländisches Leben umzusetzen. Stattdessen sinkt er im Sanatorium in pure Mediokrität zurück: er hat seine Aufgabe erfüllt, den alchemistisch-initiatorischen Operationen als Mittel und Stoff zu dienen, und wird nun nicht länger benötigt. Mit den Worten des Erzählers: „es war eine hermetische Geschichte. Wir haben sie erzählt um ihretwillen, nicht deinethalben, denn du warst sim-

pel.“ (III, 994) Nicht das Ergebnis also ist der letzte Zweck dieser Geschichte, sondern die Initiation selbst: das, was Hans Castorp sich in febril gesteigertem Zustand anzueignen vermag. Welche Wahrheit aber ist das, in die er hier eingeweiht wurde? Für die Beantwortung dieser Frage muß ich noch einmal etwas weiter ausholen.

III.

1913 hat Thomas Mann mit dem *Zauberberg* begonnen, 1924 ist das mächtige Opus erschienen. Die Arbeit wurde durchkreuzt vom epochalen Umbruch des Ersten Weltkriegs. Dessen Verlauf und die Unruhen der folgenden Jahre drängten Thomas Mann zu der Überzeugung, dem endgültigen Untergang der bürgerlichen Welt beizuwohnen. Schon der junge Thomas Mann hatte unter dem Einfluß der literarischen *décadence* in dem Bewußtsein geschrieben, einer späten Epoche anzugehören. Als diese Ahnung jedoch durch den Gang der Ereignisse bestätigt zu werden scheint, findet er sich als Autor in einer völlig unerwarteten Situation.

Der Wechsel wird deutlich, zieht man zum Vergleich *Buddenbrooks* heran. Schon der Untertitel stellt dieses Buch ausdrücklich in die literarische Zeitströmung der *décadence*, und der Roman hält, was sein Untertitel verspricht: er schildert minutiös und unerbittlich den „Verfall einer Familie“. Aber dieser Verfall bleibt aufgehoben im immerwährenden mythischen Kreislauf bürgerlichen Lebens: wie den Ratenkamps die Buddenbrooks, so folgen den Buddenbrooks die Hagenströms, und wenn letztere das Haus in der Mengstraße erwerben, so läßt sich daran ablesen, daß auch sie bereits jene Phase selbstbewußter Expansion weitgehend abgeschlossen haben, in der sie auf die Konventionen und Statussymbole der patrizischen Ordnung noch mit liberaler Großzügigkeit verzichten konnten. Es wechseln die Generationen, es wechseln die Familien, es wechseln auch die konkreten Bedingungen und Usancen des kaufmännischen Geschäfts, doch all dieser Wechsel verändert nur die Oberfläche des sich in ewig erneuernder Wiederkehr ewig gleichbleibenden handeltreibenden Bürgertums.

Der Erste Weltkrieg zerschlägt plötzlich auch das, was scheinbar unerschütterlich unter der oberflächlichen Dekadenz geruht hatte. Thomas Mann bezeichnet diesen Krieg in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* als „ein grundstürzendes Ereignis, [...] vergleichbar nur den gewaltigsten Umwälzungen, Durch- und Zusammenbrüchen der Erdgeschichte, größte Historie also, [...] eine Weltwende, die blutig-geschichtliche Markierung der Jahrhundertwende zum mindesten“ (XII, 215). Solch dröhnend-unscharfes Pathos – geht es nun

um Erdgeschichte oder Jahrhundertwende? – kehrt in kaum einer anderen Schrift von Mann wieder. Aber gerade das Versagen der Sprache läßt ermessen, als wie „grundstürzend“ er den Zusammenbruch der Vorkriegsordnung tatsächlich empfand. Nur die radikale Zerstörung seiner geistigen und künstlerischen Grundlagen konnte ihn zu der Galeeren-Qual (XII, 12 f.) der 600 Seiten *Betrachtungen* zwingen: „Was ist denn“, so fragt der „unpolitische“ Essaiist, „dieses lange Selbstgespräch und Schreibwerk anderes, als ein Rückblick auf das, was ich war, was ich eine Weile mit Recht und Ehren war, und was ich, ohne mich *alt* zu fühlen, offenbar nicht länger werde sein können?“

Ähnliche Zeugnisse von dem Bewußtsein, am Ende der eigenen Welt zu stehen, durchziehen die Tagebücher und Briefe dieser Jahre. Das Endzeit-Bewußtsein schließt die Erwartung einer unbekanntenen neuen Epoche ein, die für sein eigenes, dem Untergegangenen verschriebenes Künstlertum keinen Ort mehr haben wird. Thomas Mann zweifelt nicht daran, „daß alt und für immer von gestern sein wird, wem es nicht gelingt, mit der neuen Zeit zu einem leidlichen Frieden zu kommen.“ Doch einem solchen Frieden sieht er für die eigene Person enge Grenzen gesteckt: „Was mich angeht, so muß ich begreifen, daß ich wohl aufnehmen, lernen, Verständigung suchen, mich korrigieren, – mein Wesen und meine Erziehung aber nicht ändern, meine Wurzeln nicht ausreißen und anderswo einsenken kann. Diese Zeitwende [... bezeichnet] das *Ende* meiner ‚Stunde‘“ (XII, 216 f.). Mitten in der schrillverworrenen Verteidigung des Alten klingt hier plötzlich Verzweiflung auf, Verzweiflung über das Wissen, daß das Verteidigte in Wahrheit schon unwiederbringlich verloren ist. Als ein Versuch, diesen Zweifel an Ort und Sinn des eigenen poetischen Schaffens nach dem Untergang der eigenen bürgerlichen Welt zu verarbeiten, sind die *Betrachtungen eines Unpolitischen* gescheitert. Doch ihr Abschluß verschaffte Thomas Mann jene Distanz zu den verstörenden Zeiterenissen, die es ihm dann ermöglichte, im *Zauberberg* diese Verarbeitung als souverän gestaltetes Kunstwerk zu leisten.

Wie sich der Protagonist zu seiner Geschichte verhält: nicht um Hans Castorps, sondern um der Geschichte willen werde erzählt, so heißt es schon im allerersten Satz (III, 9)³¹ – so scheint sich auch der Bildungsroman zum Zeitroman zu verhalten. Im *Zauberberg* als Zeitroman sucht Thomas Mann den Untergang einer großen Geschichtsformation zu erfassen: den Untergang des bürgerlichen Zeitalters im Ersten Weltkrieg – wobei der Krieg nur den Abschluß eines bereits weitgediehenen Zermürbungsprozesses markiert. In Hans Castorps Bildungsgeschichte stellt Thomas Mann dem Untergang der Epoche das Resümee dieser Epoche entgegen.

Der Zeitroman zeigt den Untergang; der in ihn eingebettete Bildungsroman

³¹ S. dazu Eckhard Heftrich: Vom Verfall zur Apokalypse. Über Thomas Mann II, Frankfurt/Main 1982, S. 157-72.

zeigt, was hier untergeht. Der Grundkonflikt des bürgerlichen Zeitalters wird als ein Kampf zwischen Aufklärung und Romantik vorgestellt. Unter dieser Polarität ordnen sich auch die repräsentativen Figuren. In Settembrini trifft Hans Castorp auf einen aufgeklärt-zivilisatorischen Humanismus, in Naphta auf einen revolutionären Totalitarismus, bei Hofrat Behrens auf einen medizinischen Materialismus und bei Dr. Krokowski auf einen mit dem Obskurantischen verbündeten Psychologismus. Zu all diesen Positionen und Gegenpositionen wahrt er eine neugierige Distanz, deren Eigenständigkeit er mithilfe ausgedehnter Lektüre stärkt.

Im ersten Band werden alle anderen Einflüsse überschattet von der *Tristan-Romantik* der Liebe und Tod verschmelzenden Leidenschaft zu Clawdia Chauchat, dem „Genius des Ortes“ (III, 486). In der Walpurgisnacht muß die aufgeklärte Vernunft den Schauplatz mit klagend erhobener Hand verlassen; und Hans Castorp überantwortet sich seiner Leidenschaft, indem er französisch Liebe auf Tod reimt. Die Einweihung des flachländisch-hanseatischen Bürgers in die Hochgebirgs-Welt einer todverschriebenen Romantik findet in der Liebesnacht mit Clawdia Chauchat ihren Abschluß.

Wenn im zweiten Band Clawdia Chauchat in der Rolle von Settembrinis Gegenspieler durch Naphta abgelöst wird, deutet sich an, daß die Gewichte neu verteilt werden. Naphta ist Settembrini als Dialektiker wohl überlegen – nach seinem menschlichen Format aber steht er hinter dem Italiener beträchtlich zurück, wie spätestens die Duell-Szene beweist. Hat sich Castorp am Ende des ersten Bandes in einem romantischen Liebestod seines Selbst entäußert, so gewinnt er während der Diskussionen zwischen Settembrini und Naphta seine Äquidistanz zu Aufklärung und Romantik zurück. Die Initiations-Erfahrung verleiht ihm sogar ein neues eigenes Gewicht gegenüber den Dialektikern. Er gerät nicht länger ins Stocken, wenn er sich vor Settembrini in Theorie und Rhetorik versucht: was er sagt, hat nunmehr Hand und Fuß und wird mit Entschiedenheit und Konsequenz vorgetragen.

Der ‚Schnee‘-Traum faßt nur mehr den Stand zusammen, auf den Hans Castorp seine Bildungserfahrungen gebracht haben. Wenn er den berühmten Kursiv-Satz vom Tode, dem der Mensch um der Güte und Liebe willen keine Herrschaft über seine Gedanken einräumen solle (III, 686), schon am Abend wieder vergessen hat, so wird damit sicher nicht der Gehalt dieses Satzes abgewertet. Von beschränktem Wert ist nur, daß er eben bloß ein Satz ist. Solch lehrhaften Sätzen aber kommt, ähnlich wie den politischen Meinungen, innerhalb eines im Zeichen der Ironie geschriebenen Romans nur eine relative Bedeutung zu.³² Wichtiger sind die Gestalten und die Ereignisse.

³² Vgl. zur Diskussion um den Kursivsatz auch Michael Maar: *Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg*, München, Wien 1995, S. 188 f.

Clawdia Chauchat kehrt nicht als die heimliche Herrin des Zauberbergs zurück, sondern als Begleiterin von Mynheer Peeperkorn. Das zwingt Hans Castorp, die gegenüber den beiden pädagogischen Mentoren gewahrte Freiheit auch ihr gegenüber zu gewinnen. Seine Studien auf nächtlich-winterlichem Balkon hatten ihn schon früher gelehrt, in Clawdia nicht nur den Genius der Totenwelt, sondern auch das „Bild des Lebens“ (III, 385) zu erkennen. Nun muß er aus der visionären Einsicht des ‚Schnee‘-Traums eine gelebte Wirklichkeit erschaffen.

Er findet den Mut, der zorndrohenden Königspersönlichkeit Peeperkorns „frank, wenn auch ehrerbietig“ die schmerzliche Wahrheit „in das großmächtige Antlitz“ zu sagen und so „Klarheit zwischen uns“ herzustellen (III, 842 ff.). Aus den Tiefen der literarischen Tradition klingt hier ein berühmtes Zitat an: „zwischen uns Sei Wahrheit!“ heißt es an zentraler Stelle in Goethes *Iphigenie*³³, einem der klassischen Dokumente aufgeklärter Humanität. Im Bund mit Peeperkorn für Clawdia verwandelt Castorp seine todessüchtige Passion in menschenfreundliche Liebe; im Bund mit Clawdia für Peeperkorn tritt er der orgiastisch-elementaren Lebensbejahung des dionysischen Holländers mit einer Sorge gegenüber, in der sich Verehrung und humanistische Distanz eigentümlich vermählen. So vollendet sich Hans Castorps Bildung, indem er aus der passiven Haltung des zu Bildenden in die Aktivität des Handelnden hinaustritt.

Der Gang des Bildungsromans ist damit in groben Zügen umrissen. Die Forschung hat überdies zeigen können, mit welch raffiniertem Alexandrinismus Thomas Mann diesen Bildungsweg gleichzeitig zu einer Art geistiger Summe der bürgerlichen Welt gestaltet hat.³⁴ Mit dem doppelten Bund ist Castorps Bildungsweg am Ziel. Aber die Welt, deren beste Erkenntnisse und Werte er sich auf diesem Wege angeeignet hat, ist bereits selbst an ihr Ende gelangt; sie bietet ihm keine Gelegenheit mehr, das Erworbene zu leben. Als der Held des Bildungsromans in die Gesellschaft zurückkehrt, von der ihn sein Bildungsgang für einige Zeit entfernt hat, kann er nur mehr an ihrer Agonie teilnehmen. Die Geschichte von Castorps hermetischer Steigerung mündet in die Geschichte des allgemeinen Verfalls, der Bildungsroman in den Zeitroman.

Die Abenteuer Hans Castorps, ich zitierte es bereits, sind nicht um Hans Castorps, sondern um der Geschichte willen erzählt worden. Ähnlich scheint der Bildungsroman vom Zeitroman relativiert, wenn nicht sogar desavouiert zu werden. Was nützt all der Bildungsaufwand, wenn am Ende doch nur großer Stumpfsinn und Schlachtentod stehen? Hätte allerdings der Zeitroman

³³ III 1, Vers 1081 f.; vgl. ebd. V 3, Vers 1919.

³⁴ S. dazu vor allem E. Heftrich (Anm. 20) und Werner Fritzen: *Zaubertrank der Metaphysik*, Frankfurt/Main u.a. 1980, bes. S. 134-320.

vom Untergang der bürgerlichen Epoche irgendeine Aufmerksamkeit des Lesers gelohnt, wenn nicht die Epoche, deren Resümee im Bildungsroman entfaltet wird, selbst des genauen und gründlichen Erzählens wert gewesen wäre?

Der Erzähler jedenfalls will seinen Helden offensichtlich nicht restlos aufgeben: „Abenteuer im Fleische und Geist, die deine Einfachheit steigerten, ließen dich im Geist überleben, was du im Fleische wohl kaum überleben sollst.“ (III, 994) Freilich, wie kann Hans Castorp – und sei es auch der hermetisch gesteigerte Hans Castorp – im Geiste überleben, wenn doch die Welt, der seine geistig-fleischlichen Abenteuer angehörten, untergeht? Die Antwort ist einfach: als Hauptfigur des Romans *Der Zauberberg*, deren Geschichte und Bildungsgang auch nach dem Ende des bürgerlichen Zeitalters der Lektüre offensteht. Als Zeitroman erzählt dieses Buch vom Untergang der europäisch-bürgerlichen Geschichtsformation und schickt seinen Helden in die tödliche Ungewißheit der Schlachtfelder. Als Bildungsroman entwirft es ein letztes Mal, was, ungeachtet aller zweideutigen Wirklichkeit, aus den Errungenschaften und Erfahrungen dieser Geschichtsformation als ihre ‚Idee‘, ihr ideales Wesen, begriffen werden kann. Seine hermetische Steigerung verwandelt Hans Castorp in ein Medium, durch welches der Erzähler das Vergangene noch einmal beschwört – ein Vorgang, der durch die okkulte Beschwörung des toten Joachim in düster-drastischer Form gespiegelt wird.

„Augenblicke kamen, wo dir aus Tod und Körperunzucht ahnungsvoll und regierungsweise ein Traum von Liebe erwuchs. Wird auch aus diesem Weltfest des Todes, auch aus der schlimmen Fiebersbrunst, die rings den regnerischen Abendhimmel entzündet, einmal die Liebe steigen?“ (III, 994) Mit dieser zwischen Zweifel und Hoffnung schwebenden Schlußfrage rückt der Erzähler das Schicksal der Epoche, die sich mit dem Weltkrieg selbst aufgibt, in Analogie zu dem Abenteuer seines hermetisch gesteigerten Helden, dem erst aus Todeserfahrung und Selbstaufgabe die Einsicht in den Wert des Lebens und des Selbsts erwachsen ist. Die Hoffnung auf ein Überleben Hans Castorps im Geiste ist nichts anderes als die Hoffnung, daß auch die untergegangene Welt doch nicht ausgelöscht sei; daß doch im Geiste überleben könnte, was in der Geschichte soeben versinkt. *Der Zauberberg* ist als ein Vermächtnis des bürgerlichen Zeitalters geschrieben, als eine Flaschenpost gewissermaßen für eine unbekanntere Zukunft.

Jens Rieckmann

„In deinem Atem bildet sich mein Wort“:
Thomas Mann, Franz Westermeyer und
Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull.

Henry Hatfield zum Angedenken

Am 2. April 1951 schloß Thomas Mann das „unter erotische[r] Spannung“ (Tb, 24.3.1951) geschriebene Madame Houpflié-Kapitel, das neunte Kapitel des zweiten Buches der *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* ab, an dem er „sinnlich vertieft“ (Tb, 26.3., 27.3., 28.3.1951) gearbeitet hatte. Der Schluß des „Liebeskapitels“ (Tb, 2.4.1951) bereitete unerwartete Schwierigkeiten, da er „sich der Prosa weigerte“ (Tb, 2.4.1951). Wie schon Jahrzehnte zuvor bei dem ursprünglich als „trunkene[s] Lied“ homoerotischer Begeisterung gedachten *Tod in Venedig*, das unter der Hand „zur sittlichen Fabel“ geriet (VIII, 1069), der Prosadiskurs stellenweise hymnisch in Hexameter umgeschlagen war, so verlangte nun die „Apotheose des Jünglings“ (Tb, 22.3.1951, 2.4.1951) „kategorisch [...] Alexandriner“ (Tb, 2.4.1951). Mit ihnen klingt Madame Houpfliés Glorifizierung und Abschied von Felix Krull, dem „Standbild der Schönheit“ (VII, 444), aus: „... Armand, tu vivras dans mes vers et dans mes beaux romans, die von den Lippen euch – verrät der Welt es nie! – geküßt sind allesamt. Adieu, adieu, chéri...“ (VII, 450). Der Verfasser dieses Bekenntnisses hatte nach dem Abschluß der „tour de force dieses Abschnitts“ das Gefühl, damit den eigentlichen Höhepunkt und das Ziel seines pikaresken Romans erreicht zu haben: „Aber was noch? Der Roman kann es kaum weiter bringen. Mir hat er eigentlich damit Genüge getan.“ (Tb, 2.4.1951)

Daß auch der Leser sich der zentralen Bedeutung dieses Kapitels bewußt wird, dafür läßt er den Ich-Erzähler Sorge tragen. Dieser eröffnet das dritte Buch seiner Memoiren damit, daß er sowohl auf die Einzigartigkeit wie auch auf den paradigmatischen Charakter der Houpflié-Episode verweist:

Man wird es begreiflich, ja löblich finden, daß ich der vorstehenden außerordentlichen Episode nicht nur ein ganzes Kapitel gewidmet, sondern mit ihr auch den zweiten Teil dieser Geständnisse nicht ohne Feierlichkeit abgeschlossen habe. Es war, so kann ich wohl sagen, ein Erlebnis fürs Leben [...]. Das soll nicht heißen, daß die Situation, in welcher der Leser uns beide belauschen durfte, als bloße Situation eben, gänzlich vereinzelt dasteht in meiner Laufbahn. (VII, 451)

Was das fiktionale Ich hier aus Gründen der Erzählstrategie ausspricht, hat für seinen Verfasser existentielle Bedeutung: die Glorifizierung und der Abschied von „jugendlicher Früh-Männlichkeit“ (VII, 446) seitens Madame Houplés sind das im fiktionalen Rahmen freimütigste und zugleich ironisierte Bekenntnis Thomas Manns, daß das „Sehnsuchtsmotiv“ (Tb, 29.11.1950), das Verlangen nach dem „*unvergleichlichen, von nichts in der Welt übertroffenen Reiz männlicher Jugend*“ (Tb, 6.8.1950), ein Grundmotiv und Movens seines Werkes und Lebens gewesen ist. Beim Nachlesen des Kapitels „Von der Schönheit“ im *Jungen Joseph* notierte er 1950 in seinem Tagebuch: „Scherzen über das Tiefste in mir. Das Illusionäre, wolkenhaft Unfaßbare, Ungreifbare, das dennoch das Leidend-Begeisterungsvollste ist, Unsinn und Schwur, Fundament der Kunstübung – ‚In deinem Atem bildet sich mein Wort.‘ –“ (Tb, 6.8.1950). Dieses Zitat aus einem Gedicht Michelangelos wird zu einer das Tagebuch vom Sommer und Herbst 1950 leitmotivartig durchziehenden Formel für den ursächlichen Zusammenhang von Leben und Werk. Zwei Jahre später wird dieser Gedanke im Tagebuch noch einmal bekräftigt: „Auf dem Tennisplatz eine erfreuliche Gestalt in Rot mit bloßen Beinen und hübschen Bewegungen. Empfund, wie notwendig sinnliche Beteiligung und Freude für die Produktion sind [...]“ (Tb, 14.7.1952).

Die Reflexionen des Erzählers in dem Kapitel „Von der Schönheit“ über die Neigung des Menschen, Schönheit mit Jugend gleichzusetzen, da Jugend als androgyne „Anmut“ empfunden wird, „die ihrer Natur nach zwischen dem Männlichen und Weiblichen eine schwebende Mitte hält“ (IV, 394), sind autobiographisch verankert in Thomas Manns Verliebtheit in den siebzehnjährigen Klaus Heuser. 1935 glaubte Mann, das Klaus Heuser-Erlebnis sei „die letzte Variation einer Liebe gewesen, die wohl nicht mehr aufflammen wird.“ (Tb, 14.9.1935) Die Abgeklärtheit, mit der der Erzähler des *Jungen Josephs* die homoerotische Neigung analysiert, „Fälle, in denen Schönheit über die Eigenschaft des offenbar Unpraktischen triumphiert und unbedingte Gefühlswirksamkeit bewährt“ (IV, 394), entspricht dieser Annahme des Sechzigjährigen. Das Nachlesen des Joseph-Kapitels aber vollzog sich im Rahmen eines erneuten „Aufflammens“, das in seiner Intensität, überblickt man die „Variationen“ der gleichgeschlechtlichen Liebe in Manns Leben, die „Galerie [...], die über Klaus H[euser] zurückreicht zu denen im Totenreich, Paul [Ehrenberg], Willri [Timpe] und Armin [Martens]“ (Tb, 11.7.1950), in nichts dem Paul Ehrenberg-Erlebnis am Anfang des Jahrhunderts nachstand. An die Stelle der „vollkommen ernst gemeinten Selbstabschaffungspläne“ von damals (BrHM, 13) tritt jetzt die „Nähe des Wunsches, zu sterben, weil ich die Sehnsucht nach dem ‚göttlichen Knaben‘ [...] nicht länger ertrage.“ (Tb, 6.8.1950) Damit greift Thomas Mann einen Gedanken auf, den er zwanzig Jahre zuvor anlässlich seiner

Überlegungen zu Platens Homoerotik geäußert hatte. Platens Eros, eine „vom Tiefsinnig-Unsinnlichen her tief erschütterte Sinnlichkeit [...] über die Schönheit [...] über die Nichts-als-Geradegewachsenheit einiger mittelmäßiger Jungen“ (IX, 276), erschien Mann damals als eine „unendliche und unstillbare Liebe [...] weil sie auf Erden nicht Genüge findet[...]“ (IX, 270).

Gegenstand dieses letzten „Aufflammens“ war der neunzehnjährige Kellner Franz Westermeier,¹ dem Thomas Mann Ende Juni 1950 im Grand Hotel Dolder in Zürich begegnete. Aufgenommen wurde er in die „Galerie“ einmal auf Grund seiner persönlichen Anziehungskraft, um seines „unvergleichlich liebe[n] Gesicht[s]“ willen (Tb, 14.7.1950), seiner „hübschen [...] Zähne“, seiner „charmierende[n] Stimme“ (Tb, 3.7.1950) und seiner „garzu hübsch[en]“ Augen (Tb, 8.7.1950), „die er schmelzen lassen konnte.“ (Tb, 6.3.1951) Entscheidender aber für Westermeiers Rolle als „Erreger“ (Tb, 10.7.1950) der Leidenschaft, des „[n]och einmal also dies, noch einmal die Liebe, das Ergriffensein von einem Menschen, das tiefe Trachten nach ihm“ (Tb, 9.7.1950), war es, daß er in Manns Vorstellung die „ganze angebetete Gattung“ repräsentierte (Tb, 6.3.1951), er also die platonische Idee des „göttlichen Jünglings“ verkörperte, eben das, was Mann in der schon zitierten Tagebucheintragung das „wolkenhaft Unfaßbare, Ungreifbare“ nannte. Daß Westermeier in seiner individuell-körperlichen Erscheinung von sekundärer Bedeutung war, daß an seine Stelle auch ein anderer von derselben „Gattung“ hätte treten können, wurde Mann schon wenige Tage nach der räumlichen Entfernung von dem „Berücker“ (Tb, 13.7.1950) bewußt. Das Gesicht, von dem die Bezauberung ausgegangen war, erscheint ihm nun als ein Dutzendgesicht, „nach dem zu suchen die Natur sich wohl nicht gar viel Mühe gegeben.“ (Tb, 19.7.1950) Die Erkenntnis, daß die Sehnsucht nicht an ein Individuum gebunden war, bestätigte sich für Mann in seinem promiskuösen „Vergafft-sein in allerlei Jugend“ während dieser Sommermonate (Tb, 22.8.1950), also in Verkörperungen der „Gattung“ in den unmittelbar auf die Begegnung mit Westermeier folgenden Wochen. Sie alle waren „Andeutungen“ des Ideals des „göttlichen Jünglings“ (Tb, 28.8.1950): der argentinische Tennisspieler von „schlanke[m], bewundernswerte[m] Wuchs“ (Tb, 6.8.1950); der sechzehnjährige Chauffeur in St. Moritz, der ihn als „Vorform dessen, was ich an bete“ freut (Tb, 6.8.1950); der junge Steward „hübsch, mit prächtigen Zähnen“ auf dem Flug von London nach New York (Tb,

¹ Einem Irrtum unterliegt Böhm, wenn er meint, Westermeier sei zum Zeitpunkt seiner Begegnung mit Mann etwa fünfundzwanzigjährig gewesen. Siehe Karl Werner Böhm: Zwischen Selbstzucht und Verlangen. Thomas Mann und das Stigma der Homosexualität, Würzburg: Königshausen & Neumann 1991, S. 73. Der Irrtum geht auf eine Tagebucheintragung Manns zurück: „Muß etwa 25 Jahre alt sein, kein Knabe, sondern ein junger Mann.“ (Tb, 9.7.1950) Tatsächlich wurde Westermeier 1931 geboren.

22.8.1950); der „Adonis in der Badehose“ an den Ufern des Lake Michigan in Chicago (Tb, 25.8.1950); und der junge „Negro-Waiter“ mit seinen „ausnehmend angenehmen Gesichtszügen“ und „sehr hübsche[m] Lächeln“ im Zug von Chicago nach Los Angeles (Tb, 29.8.1950). Diesen „Wechsel des Objekts“ fand Mann in Platens Tagebüchern und Briefen vorgezeichnet, die er im Oktober 1950 erneut las: „Er‘ [das Objekt der Sehnsucht] ist überall und hat tausend Gestalten.“ (Tb, 21.10.1950) Diese Erfahrung geht auch in den im folgenden Jahr entstandenen Kilmarnock-Abschnitt des *Felix Krull* ein, nur wird sie im fiktionalen Bereich nicht dem alternden, etwa fünfzigjährigen Lord Kilmarnock zuteil, sondern sie wird als eine der Ernüchterung dienende Einsicht von dem zwanzigjährigen Krull, dem Objekt dieses Werbens, artikuliert:

Sie haben mich getroffen und mich regelmäßig gesehen und Anteilnahme gefaßt an meiner Jugend, und ich bin aufrichtig erkenntlich dafür, aber es steht doch recht zufällig um diese Anteilnahme, sie könnte ebensogut auf einen anderen gefallen sein. Bitte – ich möchte Sie nicht verletzen [...] aber wenn ich auch ganz genau so, wie ich geschaffen bin, nur einmal da bin [...] so laufen doch von meinem Alter und natürlichen Bau Millionen herum, und abgerechnet das bißchen Einmaligkeit ist einer wie der andere beschaffen. Ich kannte eine Frau [Madame Houplfé], die nahm ausdrücklich in Bausch und Bogen Anteil an dem ganzen Genre, – es wird bei Ihnen im Grunde ebenso sein. Das Genre ist allezeit da und überall. (VII, 490)

Der Wille zur Ernüchterung und Objektivierung des erotischen Erlebnisses kennzeichnet auch schon die Westermeier betreffenden Passagen im Tagebuch. Die bekenntnishaften Aufzeichnungen sind, wie Inge Jens zutreffend bemerkt hat, „in erster Linie ein Mittel rationaler, aufs Gleichmaß des Tagesablaufs vertrauender Distanz-Wahrung gegen jene unberechenbaren [...] Einbrüche des Irrationalen in den Raum der Werksicherheit.“² Gerade die ausführlichen Aufzeichnungen über den „Letztgeliebten“ (Tb, 6.3.1951) verdeutlichen diese Funktion des Tagebuchs. Bei aller Angetanheit von dem „lieben Gesicht“ bemerkte Thomas Mann zugleich kritisch, und damit war bereits ein erster Schritt zur Distanzierung getan, daß das Profil des Jungen „nicht sangeswürdig“, der „Nackten zu plump“ sei (Tb, 9.7.1950), und er „den zu dicken Kopf der oberbayerischen Rasse“ habe (Tb, 6.3.1951). Der Distanz-Wahrung gelten auch die Eintragungen, die das eigene Verhalten selbstkritisch analysieren und beurteilen. Daß er zum Beispiel den an sich nichtssagenden, „schlichte[n] Brief“ mit seinen „kleine[n] grammatische[n] Fehler[n]“ (Tb, 26.7.1950), den Westermeier ihm geschrieben hatte, „genau so“ wertete, „wie die Bleistiftschnitzel W[illri] T[impe]’s“, ihn aufbewahrte und in sein Tagebuch legte, wird als eine „durchaus infantile Handlung“ erkannt und kritisiert (Tb, 15.9.1950 u. 16.9.1950).

² Inge Jens, Vorwort zu den Tagebüchern 1949-1950, S. vii.

Darüberhinaus erfüllen auch die analytisch-psychologisierenden Betrachtungen, welche die emotionale Ergriffenheit einem Reflexionsprozeß unterziehen, den Zweck rationaler Ernüchterung. In ihnen wird einmal in Erwägung gezogen, ob es sich bei dem „Schauen“, der „Liebe“, nur um einen „egoistischen Genuß“ handle (Tb, 15.8.1950), und ob der „Enthusiasmus für das Jung-Männliche“ nicht einem „Torschluß-Gefühl“ entspringe (Tb, 28.8.1950). Vor allem aber wird diese „letzte Liebe“ (Tb, 16.7.1950) Thomas Mann zum Anlaß, seine homoerotische Neigung grundsätzlich noch einmal daraufhin zu befragen, welchen Anteil an ihr das körperliche Begehren habe. Erika Mann gegenüber äußerte er zunächst, daß sein Faible für Westermeier nicht sehr verschieden von dem „Wohlgefallen an einem schönen Pudel“ und nicht „[v]iel sexueller“ als dieses sei, was Erika „nicht ganz glaubte“. (Tb, 7.7.1950) Erikas Skepsis begann Mann unmittelbar darauf zu teilen und zwar nach der „gewaltige[n] Ermächtigung und Auslösung“ in der Nacht vom 9. Juli, die dem Glauben, seine „Gefühle für den Kleinen“ gingen „im Begehren nicht weit“, sondern hätten „viel von der Liebe zur Creatur“ (Tb, 8.7.1950), ein Ende machten. Das körperliche Begehren, das er nicht länger verleugnen konnte, wird in längeren Tagebucheintragungen zergliedert. Aus der Vorstellung, „mit ihm [Westermeier] zu schlafen“ (Tb, 18.7.1950), entsteht einmal „sogleich [...] Verlangen“ (Tb, 16.8.1950), zum anderen wird das „Glück der realen Vereinigung und Umarmung“ als „zweifelhaft“ in Frage gestellt und die Möglichkeit erwogen, das Verlangen „in der Suspendierung des fleischlichen Ich-Du-Verhältnis[ses] [zu] halten“, es bei der „Zärtlichkeit“ zu lassen, bei dem, „was man ‚Herz‘ nennt.“ (Tb, 16.8.1950) Doch diese ‚platonische‘ Aufhebung des Begehrens wie auch der Versuch, sich selbst davon zu überzeugen, daß ihm an dem Körper des Neunzehnjährigen nichts gelegen sei, daß er zu ihm „zärtlich“ wäre „um seiner Augen – also beinahe um etwas ‚Geistigen‘ willen“ (Tb, 18.7.1950), scheitert an der zweimal bekannten Einsicht, daß seine Zuneigung zu dem „geliebte[n] Dummkopf“ (Tb, 21.7.1950) „mehr“ sei (Tb, 18.7.1950).³

Diese Ambivalenz, die auch durch wiederholte Reflexionen und Analysen unauflösbar blieb, ergab sich aus verschiedenen Momenten, die teils in der Persönlichkeitstruktur Thomas Manns, teils in seinem Verhältnis zu der literarischen Öffentlichkeit verankert waren und teils in den Schuldgefühlen, die aus den als „[k]rankhafter Enthusiasmus“ (Tb, 6.8.1950) empfundenen homoerotischen Versuchungen resultierten. Mann selbst nennt in den Tagebuchblättern über sein Westermeier-Erlebnis als Grund für seine entsagende Haltung vor al-

³ Siehe auch die Tagebuchaufzeichnung vom 16.8.1950, in der es nach der Erwägung der „Suspendierung des fleischlichen Ich-Du-Verhältnis[ses]“ heißt: „Unsicher, ob das richtig ist.“

⁴ Siehe auch die Tagebuchaufzeichnung vom 10.7.1950: „... die Erprobung, wie weit er [Westermeier] willens wäre, gehört nicht zu meinem Leben, das Geheimnis gebietet.“

lem den „Zwang, das Geheimnis zu wahren“ (Tb, 11.7.1950).⁴ Diesem Zwang unterwarf er sich einmal, weil das nicht-codierte Bekenntnis seiner homoerotischen Neigungen seinen Ruf als der bedeutendste repräsentative Schriftsteller deutscher Kultur zerstört hätte. Zum anderen unterstellte er sich diesem Zwang aber auch, um sich durch sein Werk der „Liebe aller Welt“ zu vergewissern.⁵ Bezeichnend für dieses Verlangen ist es zum Beispiel, daß Manns liebste Erinnerung an die mehr als zweimonatige Europareise im Sommer 1951, bei der „wievieles durchlebt“, „[w]elche Strecken durchmessen“ wurden (Tb, 7.10.1951), der Abend im Zürcher Schauspielhaus war, als er „bei größter Aufmerksamkeit und Heiterkeit des ziemlich voll besetzten Hauses“ bei einer Lesung aus *Felix Krull* den „[g]röße[n] Vortragserfolg seit dem Fitelberg-Kapitel“ mit „zahlreiche[n], Vorhänge[n]“ verbuchen konnte (Tb, 24.9.1951). Dem ich-bezogenen Charakter des durch Westermeier erregten „schmerzlich aufwühlende[n] Liebestraum[s]“ (Tb, 14.7.1950, Hervorhebung J.R.) entspricht der Mangel an „Energie zur Wirklichkeit“, also an dem Willen, „dem Gefühl zielstrebig nachzugehen“, resultierend aus der „Scheu“ des verletzbaren Ichs „vor der Erschütterung“ körperlicher Berührung (Tb, 11.7.1950). Eine Schlüsselfunktion kommt in diesem Zusammenhang einem Traum Thomas Manns zu, den er ganz im Sinne dieses Verhältnisses von „Liebestraum“ und „Wirklichkeit“ deutete. Der manifeste Inhalt dieses Traums wird im Tagebuch mit wenigen Worten umrissen: „Merken, Entgegenkommen, Zusammenwandel, nicht übermäßig glücklich. Es bleibt die Erinnerung des Arm in Arm mit Umfassen des Handgelenks.“ Geträumt wird also von dem Sich-gegenseitig-Erkennen zweier Homosexueller, das in „Zusammenwandel“ resultiert. Daß das Ich des Träumenden dabei „nicht übermäßig glücklich“ ist, ist der Angst vor der Wirklichkeit sexueller Vereinigung und gesellschaftlicher Ächtung zuzuschreiben, wie aus einer weiteren Erinnerung an den Traum hervorgeht: „Die Traumgestalt [...] hatte meine Neigung (Schwäche) durchschaut, und nötigte mich im Traum, oder vom Traum, zur Wirklichkeit.“ (Tb, 3.2.1952) Aufschlußreich ist hier der Gebrauch des Verbs „nötigen“ mit seinen Konnotationen zwingen, erpressen, bedrohen und vergewaltigen. Homosexuelle „Wirklichkeit“ wird also als Bedrohung und Vergewaltigung des Ichs verstanden. Befriedigung gewinnt dieses Ich in seinem Verhältnis zu Westermeier durch die Selbstbestätigung, die der Vorstellung entwächst, „daß Tausende ein kurzes Gespräch [mit Thomas Mann] als Glück und Auszeichnung genießen würden – wovon ihm [Westermeier] etwas vorschweben mag“ (Tb, 8.7.1950), und

⁵ So Hans Wysling: *Narzissmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull*, Bern/München: Francke 1982 (= TMS V), S. 233.

⁶ Die hier genannten Aspekte kann man als Ausdruck des Narzißmus-Syndroms verstehen, das Wysling in der Persönlichkeits- und Werkstruktur bei Thomas Mann untersucht hat. Siehe: Wys-

durch den Gedanken, daß das Objekt der Liebe durch diese ausgezeichnet wird. Seine letzte Begegnung mit Westermeier kommentiert Mann mit den Worten: „Die Eroberung, die er an mir gemacht, muß seinem Selbstvertrauen zuträglich sein, vielleicht zu sehr.“ (Tb, 14.7.1950)⁶

Ein weiterer Aspekt dieses Ausweichens Thomas Manns vor der Umsetzung des homosexuellen Begehrens in die Wirklichkeit körperlichen Kontaktes erschließt sich aus seiner Reaktion auf das Buch *L'envers du journal de Gide* von François Derais und Henri Rambaud, das er 1951 las. Derais, der in Gides Journal Victor genannt wird, stellt in dem Buch aus seiner Sicht die sexuellen Avancen dar, denen er als Fünfzehnjähriger durch den zweiundsiebzigjährigen Gide ausgesetzt war. Nach der Lektüre notierte sich Mann:

Verstimmt gegen ihn [Gide] durch sein allzu direkt sexuell aggressives Verhalten gegen die Jugend, ohne Achtung, Ehrerbietung vor ihr, ohne sich seines Alters zu schämen, unseelisch, eigentlich lieblos. Ich – und einem geliebten Jungen irgend etwas zumuten! Undenkbar! Seine Verehrung durch Niederträchtigkeiten stören! Befremdung. (Tb, 6.10.1951)

Die „Niederträchtigkeiten“ mußten Mann umso mehr befremden als Gides Attraktion durch männlich-jugendliche Schönheit seiner eigenen vergleichbar war. In Gides *Journal 1942-1949* findet sich zum Beispiel eine Stelle, die sich bis zu einem gewissen Grade mit Manns eigenen Reflexionen über das Verhältnis des Alters zur Jugend deckt:

Certainement nombre d'êtres, lorsque jeunes encore, n'ont nul besoin de jeunesse et de beauté chez leur complice, pour atteindre avec lui, grâce à lui, le sommet de l'extase – à laquelle leur jeunesse et leur beauté nous invitent.⁷

Ähnlich befremdet wie auf Derais' Bericht hatte Mann auch schon auf Gore Vidals Roman *The City and the Pillar* reagiert. „Unbegreiflich“ an dem homosexuellen Roman war ihm „das Sexuelle, die Affairen mit den diversen Herren“ (Tb, 24.11.1950). Besonders eine Episode, in der Jim, der Ich-Erzähler des Romans, seinen von Jugend auf geliebten Freund Bob in eine Schwulenkneipe führt, schien Mann „fehlerhaft“, „unsympathisch“ und „häßlich“ (Tb, 29.11.1950).

ling, S. 92-104 u. passim. Unberücksichtigt läßt Wysling dabei Charakterzüge Thomas Manns, die sich dem Narzißmus-Syndrom nicht integrieren lassen, wie z. B. seine Bescheidenheit und dankbare Verehrung gegenüber Künstlern wie Goethe, Wagner, Tolstoi, Fontane, Joseph Conrad u.a. und seine nicht-narzißistische Anteilnahme an den Leiden von Menschen, die ihm nahestanden, wie z. B. Erika Mann.

⁷ Zitiert nach: François Derais/Henri Rambaud: *L'envers du journal de Gide*. Tunis 1942-43, Paris: Le nouveau portique 1951, S. 131.

Daß solche Kritik aber immer wieder mit eigenem sexuellen Begehren kollidierte, zeigt die zweite homoerotische Erschütterung, der Mann sich im Sommer 1950 ausgesetzt sah. Drei Wochen nachdem er das Grand Hotel Dolder verlassen und, wie er meinte, auf immer Abschied von Westermeier genommen hatte,⁸ erblickte er auf dem Tennisplatz unter seinem Zimmer im Suvretta Haus in St. Moritz eine „Schönheit von Weitem.“ Das „tiefe erotische Interesse“ an diesem „Tennisgott“, einem achtzehn- oder neunzehnjährigen Argentinier mit „Hermesbeinen“ war nicht wie im Falle Westermeiers auf das „liebe Gesicht“ und die „garzu hübschen“ Augen gerichtet, sondern ausschließlich auf den Körper, den Mann „nicht satt zu schauen“ wurde. Die Attraktion durch die reine Körperlichkeit wird noch dadurch akzentuiert, daß Mann wiederholt feststellt, daß er das Gesicht des Jungen „garnicht unterscheid[e]n kann“ (Tb, 6.8.1950), daß er es eigentlich nicht kenne, der „Gott“ deswegen ein „Phantasma“ bleibt (Tb, 12.8.1950). „Mein Interesse“, so gesteht er sich ein, „für seine civile Person ist Null, meine Bewunderung, sobald er in gespannter und federnder Aktion ist, grenzenlos.“ (Tb, 7.8.1950) Rückblickend werden beide Episoden, das rein sexuelle, um den Körper zentrierte Tennisgott-Erlebnis und das individualisierte, um die Augen zentrierte Westermeier-Erlebnis, als Ausdruck ein und derselben Sehnsucht erkannt. Damit wird aber auch konzediert, daß sexuelles und erotisches Interesse unauflösbar miteinander verbunden sind. Im Zuge nach Los Angeles notierte sich Mann: „Ich denke, zu Hause, in meinem Eigen und Bereich, werde ich die Qualen der Reise vergessen und verschmerzen und mich selbst wiederfinden trotz den *Augen* des kleinen Franz Westermeier und jenen *Hermes-Beinen* auf dem Tennisplatz.“ (Tb, 28.8.1950, Hervorhebungen J.R.)

Die Sehnsüchte und Qualen, welche die „Liebesabenteuer“ (Tb, 28.8.1950) dieses Sommers hervorgerufen hatten, waren „nur durch Dichtung leidlich zu erlösen.“ (Tb, 22.8.1950) Diesen Gedanken an die erlösende Macht der Sublimierung hatte Mann schon beim Abschied von Westermeier gefaßt: „... die Rückkehr zur Arbeit als Ersatz für das Glück, so muß es sein. Es ist die Bestimmung (und der Ursprung?) alles Genies.“ (Tb, 14.7.1950) Der Zufall wollte es, daß ihn wenige Tage später die Michelangelo-Übersetzung von Hans Mühlestein erreichte,⁹ die ihn unmittelbar „in ihrer tragischen Aufgewühltheit und ihrem Liebesleid tief bewegte“ (Tb, 18.7.1950). Schon zwei Tage später faßte er den Entschluß, einen Aufsatz darüber zu schreiben, in den „das Franzl-Erlebnis wohl recht deutlich“ einging (Tb, 30.7.1950). Damit war der Sublimierungspro-

⁸ Zu einer letzten Begegnung kam es anlässlich eines Mittagessens mit Siegfried und Antoinette Trebitsch im Hotel Dolder am 15.8.1950.

⁹ Michelangelo: Ausgewählte Dichtungen. Italienische Originale und deutsche Umdichtungen von Hans Mühlestein, Celerina: Quos Ego 1950.

zeß begonnen, der sich dann in der Wiederaufnahme des Krull-Fragmentes fortsetzte,¹⁰ in dem auch, wie noch zu zeigen sein wird, das Tenniggott-Erlebnis seine literarisch-parodistische Apotheose erfährt. Der Michelangelo-Band mit den Liebesgedichten des alternden Michelangelo an den jungen römischen Patrizier Tommaso de' Cavalieri, bot Mann das Identifikations- und Legitimationsmuster, das er zeit seines Lebens und insbesondere in der noch einmal von Leidenschaft gekennzeichneten Situation des Sommers 1950 brauchte. Was er 1951 an Oskar Seidlin über dessen Aufsatz die pikaresken Elemente in Manns Werken betreffend schrieb, gilt *mutatis mutandis* auch für seine Rezeption der Michelangelo-Gedichte: „Ihre Gelehrsamkeit zeigt mir [...] weitere ‚Dünenkulissen‘ und das Vergnügen, mit dem ich sie erblicke, beweist mir, wie unentbehrlich mir beides ist und immer war: das Neue und das von weither Legitimierte, man könnte sagen: das überraschend Hergebrachte.“ (Br III, 223)

Schon bevor ihm Mühlesteins Michelangelo-Übersetzung bekannt wurde, hatte er, wie das Tagebuch zeigt, nach Legitimationen für seine Faszination durch das „Jung-Männliche“ Ausschau gehalten. Erklärungen von Sexologen, die homosexuelle Tendenzen wissenschaftlich-psychoanalytisch zu begründen suchten, lehnte er ausdrücklich ab, hierin etwa Stefan George und seinem Kreis vergleichbar. Nach der Lektüre einer „englische[n] Broschüre“, – dabei handelt es sich, wie Inge Jens vermutet, wahrscheinlich um Havelock Ellis' *Studies in the Psychology of Sex*¹¹ verwarf er deren These, Homosexualität sei „das Ergebnis der Inzestangst in Beziehung auf die Mutter“ als „[d]ie gelehrte Unwissenheit selbst.“ (Tb, 30.8.1950) Die Möglichkeit der Identifikation und Legitimation sah er gegeben in literarischen Vor-Bildern. Zwei Wochen nach der ersten Begegnung mit Westermeier zitiert er im Tagebuch aus Hölderlins *Socrates und Alcibiades* den Vers „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.“ Dieser Vers, „oft zitiert“, wie er hinzufügt (Tb, 8.7.1950), wird schon in dem bekannten Brief vom 4.7.1920 an Carl Maria Weber über die Homoerotik angeführt als „die ganze Rechtfertigung der in Rede stehenden Gefühlsrichtung und die ganze Erklärung dafür“ (Br I, 179). In diesem Sinne hat auch in jüngster Zeit Paul Derks dieses Gedicht Hölderlins gedeutet. Liest man es nur als den Ausdruck der „Versöhnung von Denken und Leben“, dann übersieht man laut Derks daß „das von Sokrates geliebte *Lebendigste* nicht das abstrahierte Prinzip des Philoso-

¹⁰ Bades Deutung, daß Manns „letzte Liebe“ auch noch auf *Die Betrogene* eingewirkt habe, ist insofern zuzustimmen, als diese Erzählung die „späte Liebe“ thematisiert. Siehe: James N. Bade: „Die Betrogene“ aus neuer Sicht. Der autobiographische Hintergrund zu Thomas Manns letzter Erzählung, Frankfurt/Main: R.G. Fischer 1994, S. 45. Ein Modell für Ken Keaton ist Westermeier aber sicher nicht, denn sonst hätte Mann, während der an der Erzählung schrieb, kaum bemerkt: „Das Schlimme ist, daß ich weder an Rosalie noch an Ken viel Anteil nehme.“ (Tb, 13.8.1952)

¹¹ Tagebücher 1949-1950, S. 585.

phen meint, sondern die personale Aura miteinschließt; um die Huldigung des Weisen zu *Schönem* lagert die erotische Neigung zum Schönen.“¹²

Vor allem aber waren es Platen und dessen *Sonette an Freunde*, die Mann zur nochmaligen Bestätigung dienten, daß sein Leben durch seine gleichgeschlechtliche Leidenschaft „stärker ins Kanonische“ eingeordnet sei „als durch Ehe und Kinder.“ (Tb, 6.5.1934) Platens auf jede Forderung nach Erfüllung verzichtender Enthusiasmus für männliche Jugend, seine „geistige Würde“, die „seiner leidenden Unterwürfigkeit vor dem Nichts-als-Schönen und der Demütigung durch dieses jeden Augenblick die Waage“ hielt, wie Mann 1930 in seinem Platen-Essay geschrieben hatte (IX, 276), war seiner eigenen Haltung zu verwandt, als daß sich nicht bei dem Westermeier-Erlebnis der Gedanke an den „schwermütig-enthusiastischen Dichter“ (VIII, 461) einstellen mußte. Als es ihm so schien, als wäre Westermeiers „Interesse an meiner Teilnahme [...] erloschen“, werden vergleichbare Erfahrungen Platens herangezogen, um das demütigende Gefühl zu lindern: „Platen und andere, von denen ich nicht der Unterste, haben das in Scham, Schmerz und mutlosem Gefühl, das dennoch seinen Stolz hat, erlebt.“ (Tb, 11.7.1950) Das Beispiel Platens, dessen „grundsätzlich-stolzen Willen zur psychologischen Nacktheit“ Mann in dem Essay von 1930 hervorhob (IX, 275), mag ihn auch mit dazu bestimmt haben, seine Tagebücher nicht vor seinem Tode zu vernichten. Endgültig gefaßt jedenfalls wird dieser Entschluß im Kontext der Lektüre von Platens Gedichten, Briefen und Tagebüchern. In dem Festhalten dieses Entschlusses in der Tagebuchaufzeichnung vom 13.10.1950 wird auf Platens Verse „Noch bin ich nicht so bleich, daß ich der Schminke brauchte,/Es kenne mich die Welt, auf daß sie mir verzeihe!“ angespielt.¹³ Im Zusammenhang mit dem Plan eines Ankaufs seiner Manuskripte durch die Bibliothek der Yale University schrieb Mann: „Eingeschlossen wären diese Tagebücher [...]. Heitere Entdeckungen dann, in Gottes Namen. Es kenne mich die Welt, aber erst, wenn alles tot ist.“ (Tb, 13.10.1950) Allerdings wird auch schon zu Lebzeiten, besonders in den letzten Lebensjahren, der „Zwang, das Geheimnis zu wahren“ immer wieder konterkariert durch den Drang zum wenn auch verhüllten und verhüllenden Bekenntnis. „Kenner“, also homosensible Leser, so notierte Mann sich 1950, wüßten „ohnedies mehr von mir [...] als sie mir zu[geben]“ (Tb, 28.8.1950), und fast enttäuscht registrierte er 1954 die „komische Unbemerktheit“ des „Gefühlsfreiheits“ im *Krull* (Tb, 26.11.1954).¹⁴

¹² Paul Derks: Die Schande der heiligen Päderastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750-1850, Berlin: Rosa Winkel 1990, S. 74.

¹³ Zitiert nach: IX, 275.

¹⁴ Vgl. auch Manns Brief an Kuno Fiedler vom 22.11.1954: „Überhaupt war meine Besorgnis wegen Blossstellung [seiner homoerotischen Neigungen] nur gespielt. Es wurde garnichts gemerkt. Jedenfalls lässt man sich nichts merken.“ Zitiert nach: Tagebücher 1953-1955, S. 697.

Bei aller Identifikation mit Platen und dessen Leiden an seiner Homoerotik setzt Thomas Mann jedoch die Akzente, was die Beurteilung dieser sexuellen Orientierung angeht, im Tagebuch von 1950 anders als in dem Platen-Essay von 1930. Hatte er dort, wie schon 1925 in dem Aufsatz „Über die Ehe“, die homoerotische Neigung als „das Antimoralische“ gekennzeichnet, da „das Sittliche [...] nichts als das Lebensnützliche“ sei (IX, 278 f.), so wird nun zwanzig Jahre später die Liebe zu Westermeier ausdrücklich als lebensbejahend (Tb, 14.7.1950) und als Zeichen der Vitalität (Tb, 10.7.1950) gedeutet. Den Michelangelo-Essay hat Thomas Mann einen „Liebesaufsatz“ genannt (Tb, 31.7.1950). Das war er in zweifacher Hinsicht. Einmal verdankte er sein Entstehen der Liebe zu Westermeier; es war ein Aufsatz, den Mann liebte (Tb, 26.7.1950), mit „Eifer“ und „Herz“ geschrieben. Und es war ein „erotische[r] Aufsatz“ (Tb, 31.7.1950), der, vordergründig eine Rezension der Mühlesteinischen Übersetzung, die Mann zu diesem Zeitpunkt zutiefst beschäftigenden Fragen, die „Polarität von Schönheit und häßlichem Alter“ (IX, 788), das Verhältnis von Sinnlichkeit und Geistigkeit und die „Zusammengehörigkeit von Verfallenheit an das Schöne, Verliebtheit und Produktivität“ umkreist (IX, 793). Die persönliche Betroffenheit wird damit im essayistischen Diskurs auf eine allgemeine Ebene transferiert, auf der grundsätzliche Fragen der Bedingungen künstlerischen Schaffens und Probleme des Eros zu klären versucht werden. Dieser Prozeß der Transferierung sei hier nur an dem Beispiel des alternden Menschen und Künstlers zu der jugendlichen, d. h. jugendlich-männlichen Schönheit erläutert. Damit wurde erneut eine Problematik thematisiert, die schon im *Tod in Venedig* von zentraler Bedeutung war und die jetzt durch die Ergriffenheit des Fünfundsechzigjährigen durch den neunzehnjährigen Westermeier intensiviert und konkretisiert worden war. Die Scham des Alternenden vor dem jugendlich Schönen ist in den Tagebuchaufzeichnungen über das Westermeier-Erlebnis ein stets präsent Moment. Bezeichnend dafür ist Manns Beobachtung zweier Augenblicke bei einem Diner, bei dem Westermeier bediente:

Er war plötzlich herbeigeeilt und hielt mir das Zündholz zur Cigarette. Mein Aufblick war müde. Ich sah, wie er sich auf eigene Hand über eine gespenstisch aufgeputzte dürre Alte amüsierte, die zu einer national unbestimmten Nachbar-Party gehört. Er schaute und lachte, halb respektvoll für sich.“ (Tb, 13.7.1950)

Indirekt setzt Mann hier das Make-up, das der „Alten“ nicht zukommt, mit seinem sinnlichen Interesse an dem Neunzehnjährigen gleich, das seiner Würde abträglich ist. In dem Festhalten des Amüsiertseins und Lachens Westermeiers über die „Alte“ manifestiert sich zugleich die beschämende

Furcht, daß diese Reaktion auch seiner Verliebtheit gelten könnte. Wie eindringlich sich Mann dieser Augenblick einprägte, zeigt die Stelle im Houppflé-Kapitel, wo Krull in „mildtätige[r] Galanterie“ „einer gespenstisch aufgeputzten Greisin bei Austritt [aus dem Lift] die Hand unter den Ellbogen legte.“ (VII, 440)

Eine solche Mildtätigkeit, „ein wenig ‚Mitleid‘, Güte, Gnade“, so heißt es in dem Michelangelo-Aufsatz, ist alles, was das Alter, „bei dem die Liebe“ ist, von dem Schönen erwarten kann (IX, 788). Das ist die Antwort auf die „rettungslose Verfallenheit“ des Alternden „an das bezaubernde Menschenantlitz“, aus der die „Lebenstraurigkeit“ resultiert, die in einer „beständig nach dem Reinen, Geistigen, Göttlichen ringende[n], sich selbst immer als transzendente Sehnsucht deutende[n] Sinnlichkeit“ gründet (IX, 785). Dieser idealisierenden, neoplatonischen Deutung stellt Mann den „eher naturalistische[n]“ Gedanken gegenüber, der Michelangelo „nicht kommt“, den „uns näher stehende[n] Gedanke[n], es möchte gerade das rührendst Menschliche sein, seine Liebe bewußt an den unhaltbar schönen Augenblick des Seins zu verschenken, an das, was zum Schwinden bestimmt ist gleich unserer Liebe, die dennoch ein Erinnerungsschatz für den Rest des Lebens bleibt [...]“ (IX, 787). Diese Säkularisierung neoplatonischen Denkens, die das „sinnlich-übersinnliche“ Moment der Liebe bewahrt, es aber aus der Transzendenz in das Diesseits verlegt und in „Allsympathie“ umdeutet, bildet, wie Mann 1951 in seinem Tagebuch notiert, die „Grundidee“ des Krull-Romans: sie ist „nichts Geringeres als die Liebe in ihrer sinnlichen Übersinnlichkeit.“ (Tb, 12.12.1951) Erläutert wird diese Grundidee in einem Brief an Paul Amann, in dem es über den Roman heißt:

So bringe ich den Helden, der ein Erotiker ist, in Kontakt mit der Idee des *Seins* selbst, das vielleicht nur eine Episode ist zwischen Nichts und Nichts [...]. Die Liebe, verstanden als sinnliche Rührung durch das Episodische des *Seins*, nicht nur des Lebens, nicht nur des Menschen. Und das Sein also doch vielleicht ein Hervorruf der Liebe aus dem Nichts?“ (Br III, 237 f.)

Es ist der Gedanke an die Nähe des Todes, die diese Bestimmung der Liebe prägt, wie sich ja auch das Westermeier-Erlebnis wesentlich unter dem Gesichtspunkt des Vergänglichen und des Todes vollzieht, ja erst durch diesen Aspekt seinen leidenschaftlich-verzweifelten Ausdruck erhält: „Leb wohl in Ewigkeit, du Reizender“, so kommentiert Mann seinen Abschied von Westermeier, „[i]ch werde noch etwas leben, noch etwas tun und sterben. Und Du reifst auch auf deinem tieferen Wege und gehst einmal dahin. O, unfaßliches Leben, das sich in der Liebe bejaht.“ (Tb, 14.7.1950)

Die Arbeit an dem 1913 abgebrochenen *Krull*-Projekt nahm Mann kurz

nach seiner Rückkehr aus der Schweiz im November 1951 wieder auf. Die Wiederaufnahme des Projekts allein auf die Begegnung mit Westermeier zurückzuführen, wie es Curt Riess getan hat,¹⁵ ist ebenso irreführend, wie die Ansicht, diese hätte nur in die Kilmarnock-Episode Eingang gefunden.¹⁶ Über die vielfach zusammengesetzten Beweggründe für das Wiederaufgreifen der Hochstapler-Memoiren, das Mann 1943 flüchtig erwogen und sogleich wieder verworfen hatte, da er „die Idee [...] für überaltert u. überholt durch den Joseph“ hielt (Tb, 21.3.1943), gibt am ehesten noch die Tagebucheintragung vom 25.11.1950 Aufschluß. Nach Abschluß des *Erwählten* stand Mann vor einer „[f]ragwürdigen Situation die Tätigkeit angehend.“ Er suchte nach einer „vorhaltende[n] Aufgabe“; der Friedrich-Stoff schien „undenkbar“, der Novellenplan *Die Geliebten*, aus dem sich das Gesellschaftsromanprojekt *Maja* entwickelt hatte, und der „Geschwister-Roman“ waren in den *Faustus* „inkorporiert“ und er zweifelte, ob er der „Luther-Erasmus-Novelle“ „Neuheit“ abgewinnen könne, beschäftigte sich aber in den folgenden Wochen mit diesem Stoff. Den Ausschlag für den *Krull* dürfte schließlich der „Reiz des Ausfüllens eines weit offen Gelassen[en] im Werk“ gegeben haben, wie auch der Gedanke, das „Sehnsuchtsmotiv“ noch einmal zu gestalten, trotz der Zweifel, ob solche „Musik noch meinen Jahren entspricht.“ Mit dem „Sehnsuchtsmotiv“ der „[j]ugendliche[n] Conception“ (Tb, 29.11.1950) war jetzt aber die Erinnerung an Westermeier verbunden, die noch vier Jahre später in Thomas Mann lebendig blieb. Am 26.3.1954 schrieb er in sein Tagebuch: „Machte dann schönen Waldspaziergang (über das Grand Hotel [Dolder], wo ich mich erinnerte).“ Daß das Thema der „sinnlich-übersinnlichen“ Liebe in das Zentrum der Konzeption des Hochstapler-Romans rückte, ist also auf die Begegnung mit Westermeier zurückzuführen.

Für die Entstehungsgeschichte des zweiten und dritten Buches des *Krull* ist darüberhinaus die Lektüre von Gore Vidals *The City and the Pillar* von Bedeutung. Vidal hatte den Roman Thomas Mann 1948 zugeschickt, einmal in der Hoffnung, ein „endorsement“ von Mann zu erhalten,¹⁷ zum anderen, weil er aus Manns Joseph-Tetralogie und dem *Zauberberg* gelernt hatte, daß es

¹⁵ Curt Riess: *Auch Du, Cäsar... Homosexualität als Schicksal*, München: Universitas 1981, S. 436.

¹⁶ Sowohl Wysling als auch Bade beziehen das Westermeier-Erlebnis nur auf die Kilmarnock-Episode. Bei Wysling heißt es: „Eine Kilmarnock-Episode [...] erlebte Thomas Mann 1950 selbst im Zürcher Grand Hotel Dolder“ (Wysling, S. 90). Bade schreibt in seiner Studie zu der *Betrogenen*: „... so viel wissen wir aber, daß er [Thomas Mann] Anfang Mai 1951 die Kilmarnock-Episode schreibt, in der seine Begegnung mit Franz Westermeier unverkennbar geschildert wird.“ (Bade, S. 44).

¹⁷ Gore Vidal: *The City and the Pillar*. Revised, with a New Preface by the Author, and Seven Early Stories, New York: Random House 1995, S. xiv.

möglich sei, Ideenromane zu schreiben, solange ein historischer Kontext gegeben war. Als Modell für den Protagonisten seines Romans, Jim Willard, hatte ihm zudem „the dim but sexually attractive Hans Castorp“ gedient.¹⁸ Mann dankte ihm für sein interessantes Buch (Reg III, 419), las den Roman aber erst im November 1950, also genau zu dem Zeitpunkt, als er sich mit dem Gedanken trug, das *Krull*-Fragment fortzuführen. Als man Vidal Jahrzehnte später auf die entsprechenden Tagebuchaufzeichnungen Manns aufmerksam machte, glaubte er, schließen zu können, Mann „was inspired – motivated – whatever verb – to return to his most youthful and enchanting work, *Felix Krull*“ und sah nun seinerseits in Felix Krull „a [...] lighter, more allegro version of Jim [Willard].“¹⁹ Mögen diese Ansprüche auch überzogen sein, das Tagebuch läßt keinen Zweifel darüber zu, daß Mann, trotz der schon erwähnten Einwände gegen das Buch, von der Lektüre profitierte. Am 25.11.1950 notierte er sich: „Der homosexuelle Roman [*The City and the Pillar*] interessiert mich nicht zuletzt wegen der Welt- und Reise-Erfahrungen, die er bietet.“²⁰ Er war von dem Roman „ergriffen“ (Tb, 29.11.1950) und hielt ihn für ein „[i]nteressantes, ja wichtiges menschliches Dokument, von ausgezeichneter und belehrender Wahrhaftigkeit.“ (Tb, 24.11.1950) Denkbar ist, daß eine Episode in Vidals Roman als Vorlage für das Houplé-Kapitel gedient hat. Auch Vidals Protagonist ist, als er sich als Schiffsjunge verdingt, wie Krull Objekt des Begehrens einer Frau in den mittleren Jahren. Die Szene, in der sie ihn zu verführen sucht, als er ihre Kabine saubermacht, weist sowohl der Situation als auch dem Dialog nach Parallelen zu dem Houplé-Kapitel auf.

In *Felix Krull* wird die Thomas Mann bei seinen Kontakten mit Westermeier quälende Ungewißheit, ob es sich bei seinen Gefühlen für den Jungen um „eine Zuneigung aus Herzensgrund“, um eine bloße Erregung der „entzückten Sinne“ (Tb, 15.8.1950), oder um eine „sinnlich-übersinnliche Liebeskrankheit“ handelte (Tb, 20.7.1950) insofern aufgehoben, als die beiden Komponenten der Ergriffenheit durch den Neunzehnjährigen, die sinnliche und die geistige, jeweils auf zwei Figuren übertragen werden, auf Madame Houplé und auf Lord Kilmarnock.²¹ Daß es sich dabei nur scheinbar um eine hetero- und eine homosexuelle Variation des Enthusiasmus für das „Genre“ handelt, hat Erika Mann nach einer Lesung des Houplé-Kapitels bei Feuchtwangers in einem

¹⁸ Vidal, S. xv.

¹⁹ Vidal, S. xix-xx.

²⁰ Sowohl Inge Jens als auch Bade irren, wenn Sie meinen, mit dem „homosexuellen Roman“ sei der *Krull* gemeint. Siehe: Tagebücher 1949-1950, Anmerkung 624 und Bade, S. 43.

²¹ Diese zweifache Spiegelung des Westermeier-Erlebnisses ist bisher weitgehend unbemerkt geblieben. Nur Böhm hat Madame Houplé als „Selbstrepräsentanz“ Manns erkannt: „... im Klischee der ‚Verführerin‘ ließ sich selbstironisch ausleben, was [...] Kilmarnock der ‚Geschmack‘ zu leben untersagt.“ Böhm, S. 317.

Gespräch mit Thomas Mann bemerkt. In Manns Tagebuch heißt es dazu: „Erika auf der Heimfahrt über das Erz-Päderastische („Schwule“) der Szene. Soit.“ (Tb, 31.12.1951) Beide Episoden also sind Ausdruck gleichgeschlechtlicher Liebe. Diese bedeutende Konvergenz zwischen den beiden Episoden ist auch in einem Brief Erika Manns von Anfang 1954 zumindest impliziert. Nach Durchsicht des 1948 veröffentlichten Krull-Fragments und der seit Ende Dezember 1950 entstandenen Manuskriptseiten riet sie ihrem Vater dazu, den Twentyman-Abschnitt zu streichen und Krulls erotische „Triumphe“ bei allen drei Twentymans durch einen „nur gleichgeschlechtliche[n]“ zu ersetzen, durch den „gestrichene[n] Lord“, was den Vorteil hätte, daß „dies [...] etwas anderes [wäre], keinerlei Houplfé-Anklänge enthalten“ könnte.²² Houplfé-Anklänge weist das ausgeschiedene Twentyman-Kapitel nun tatsächlich auf. Mr. Twentyman, der wie Madame Houplfé eine „weakness for good-looking youngsters“ hat, die er zuhause im provinziellen Birmingham unterdrücken muß, nähert sich Krull eindeutig sexuell: „das aufgeschlagene Buch in der Linken [Hand], versuchte er, sehr zudringlich zu werden mit der Rechten.“ Sein Interesse an dem jungen Kellner ist rein körperlich; wie Houplfé möchte er mit Krull „fun“ haben, „a lot of it.“ Während Houplfé ihr sexuelles Interesse an dem „glatten Knabe[n]“ (VII, 442) noch als Gier des „Geist[es] [...] nach dem Nicht-Geistigen, dem Lebendig-Schönen dans sa stupidité“ (VII, 443) beschönigen kann, versucht Mr. Twentyman die Einwilligung des „very attractive youth“ durch „ein großes goldenes 20-Franc-Stück“ zu erkaufen.²³

In Madame Houplfés enthusiastischem Preis auf Krulls Körper – „Die Brust so süß in ihrer weichen und klaren Strenge, der schlanke Arm, die holden Rippen, eingezogenen Hüften, und ach, die Hermes-Beine ...“ (VII, 444), persifliert Thomas Mann spezifisch die Faszination, die auf ihn die Körperlichkeit des „Tennisgottes“ ausgeübt hatte, allgemein seine Empfänglichkeit „für alle dergleichen Schönheit“ (Tb, 28.8.1950) und die „Sehnsuchts hymnen“ des Geistes nach den „Wonnen der Gewöhnlichkeit.“²⁴ Anders verhält es sich mit der Kilmarnock-Episode. Ist Madame Houplfé ein stark karikiertes Selbstporträt Thomas Manns, so ist der schottische Lord eine von jener „entbehrende[n] Trauer“ (Tb, 11.7.1950) umgebene Gestalt, die der Tenor von Manns ‚letzter Liebe‘ ist: „Sein [Kilmarnocks] Wesen war von der melancholisch umflorten Freundlichkeit eines Mannes, der viel gelitten hat“ (VII, 480). Der Antrag, den er Krull macht, ihn als sein Kammerdiener nach Schottland zu begleiten, und die Adoption und Erbschaft, die er in Aussicht stellt, entspringen dem

²² Brief vom 10.2.1954, zitiert nach: Wysling, S. 522-536.

²³ Thomas Mann: Ein nachgelassenes Kapitel aus „Felix Krull“, in: Deutsche Rundschau Jg. 68, H. 2, S. 185-186.

²⁴ Siehe: Wysling, S. 88.

Wunsch, seine Einsamkeit zu durchbrechen. Wie seine Reaktion auf Krulls Abweisung zeigt, rührt seine Anteilnahme an Krull eher aus dem „Herzen“ als aus den „Sinnen“ her: „Da erleichte er, und plötzlich sah ich sein Kinn erzittern.“ (VII, 490) Seine Neigung zu Krull ist durch jene „platonisierende Erotik“ gekennzeichnet, die in Manns Deutung der Kern von Michelangelos Sonetten ist (IX, 786). Das Bild, mit dem Krull den Lord zu trösten versucht, das Bild von der männlichen Jugend in Schottland, wo „es [das Genre] karierte Röckchen [trägt] [...] zu bloßen Beinen, es muß ja ein Vergnügen sein!“ (VII, 490), zeugt von dem Unverständnis, dem solch ein platonisierender Eros begegnet. So richtig es auch ist, daß Krull mit diesem Bild „den idealischen Lebensplan [Kilmarnocks] in die raue Wirklichkeit des körperlichen Begehrens“ zurückholt, wie Härle meint, so falsch ist es, Kilmarnock ausschließlich ein solches körperliches Begehren zuzuschreiben, das durch „alltägliche Prostitution“ befriedigt werden könnte.²⁵ Bei der Erwähnung „dessen im bunten Röckchen“ schüttelt Kilmarnock das Haupt und lächelt „feinen und traurigen Mundes“ (VII, 491). Die resignierende Reaktion gibt zu erkennen, daß Mann hier ganz bewußt zwischen zwei Arten homoerotischen Begehrens unterscheiden wollte: dem rein sexuellen Madame Houpflés und Mr. Twentymans und der das nur Körperliche transzendierende Anteilnahme Kilmarnocks.

Thomas Manns fiktionale und nicht-fiktionale Reflexionen über seine homoerotischen Neigungen, seine Erfahrung dieser Neigungen als „wunschvoll-wunschunmöglich“ (Tb, 6.8.1950) berühren sich aufs engste mit dem homoerotischen Diskurs seiner Generation, für die, wie Gert Mattenklott gezeigt hat, die Differenzierung zwischen „wahrer“ und „pervertierter“ Homoerotik charakteristisch war.²⁶ Als „wahr“ wurde die auf Platos Diskurs basierende und durch ihn legitimierte Homoerotik empfunden, als „pervertiert“ die homosexuellen Praktiken, wie sie insbesondere durch den Wilde-Prozeß evident geworden waren. Dieselbe Unterscheidung findet sich u.a. bei Hofmannsthal, im George-Kreis und bei manchen der Autoren, die zu der homosexuellen Zeitschrift *Der Eigene* beitrugen.²⁷ Zugrunde liegt dieser Differenzierung die neoplatonische Deutung von Platos sokratischen Dialogen, die ihnen in der Renaissance durch Marsilio Ficino (*Commentarium in Convivio Platonis*, 1474) und andere Humanisten gegeben worden war. Ficino hatte die *amor spi-*

²⁵ Gerhard Härle: Simulation der Wahrheit. Körpersprache und sexuelle Identität im „Zauberberg“ und „Felix Krull“ in: „Heimsuchung und süßes Gift“. Erotik und Poetik bei Thomas Mann, hrsg. von Gerhard Härle, Frankfurt/Main: S. Fischer 1992, S. 68.

²⁶ Gert Mattenklott: Bilderdienst. Ästhetische Opposition bei Beardsley und George, München: Rogner & Bernhard 1970, S. 140.

²⁷ Siehe dazu das Kapitel „Übergeschlechtliche Liebe“ in Jens Rieckmann: Hugo von Hofmannsthal und Stefan George. Signifikanz einer ‚Episode‘ aus der Jahrhundertwende, Tübingen: Francke 1997.

ritualis von der *amor carnalis* abgegrenzt und mit dieser Christianisierung und Allegorisierung die Unterscheidung zwischen ‚wahrer‘ und ‚pervertierter‘ Homoerotik eingeleitet. Wenn Mann das „allzu sexuell aggressive Verhalten“ Gides und die „Seelenlosigkeit“ seiner Beziehungen zu jungen Männern beanstandet, dann rekurriert er damit auf diesen Diskurs, in dem sich, wie Härle argumentiert hat, „[g]erade [in der] Betonung, ja Überbetonung des Erotischen vor dem Sexuellen, der Sehnsucht vor der Verwirklichung, der Vergeistigung vor dem trivialen Vollzug [...] typische Bewältigungsformen des homosexuellen Zwiespalts“ erkennen lassen.²⁸ An diesen Bewältigungsformen hat auch Thomas Mann teil, wie gerade die Westermeier betreffenden Tagebuchaufzeichnungen und der aus dem Westermeier-Erlebnis heraus gewonnene Begriff der „sinnlich-übersinnlichen Liebe“ zeigen. Daß dieser Zwiespalt letztlich Ergebnis der gesellschaftlichen Zwänge zur heterosexuellen Konformität war, war Mann durchaus bewußt. Dies geht deutlich hervor aus dem Vergleich, den er zwischen seiner „letzten Liebe“ und der gleichzeitigen „Passion“ des achtzigjährigen Wiener Schriftstellers Siegfried Trebitsch für Erika Mann zieht. Eine solche Leidenschaft wurde von der Gesellschaft als „legitim“ und „kavaliermäßig“ akzeptiert, zumal sie einem Menschen galt, der an „Charakter, Geist, Persönlichkeit, Witz, Begabung nebst den schönen Augen“ Trebitsch gleichgestellt war (Tb, 6.8.1950). Manns gleichgeschlechtliche Passion für Westermeier dagegen durchbrach sowohl gesellschaftliche als auch sexuelle Schranken. An Kuno Fiedler, der in einer Rezension des *Krull* Thomas Mann „ein besonderes Talent zur griechischen Liebe“ attestiert hatte, schrieb er 1954, ihn dreimal beschwörend, das „Geheimnis“ zu wahren: „Übrigens, ganz im Geheimen, erzählen Sie es niemandem, ich schreibe es nur Ihnen, citiere ich mir manchmal Platens Verse: ‚Wie muss ein solcher Geist, von solchen Gaben,/ Wenn er um Leichtsinn buhlt, gelitten haben!‘“²⁹

²⁸ Härle, S. 75.

²⁹ Brief vom 11.11.1954. Zitiert nach: Tagebücher 1953-1955, S. 696.

Hinrich Siefken

Thomas Manns „Dienst an der Zeit“ in den Jahren 1918-1933

„auf die andere Seite des
einseitig überlasteten Kahnes“

Im März 1931 erschien in Berlin in der von einer Gruppe Intellektueller, darunter Thomas Mann und Carl Muth, herausgegebenen Wochenschrift *Der Staat* seid Ihr in vier Nummern Thomas Manns Aufsatz *Die Wiedergeburt der Anständigkeit*. Am 8. April brachte die Zeitschrift einen Beitrag Theodor Haeckers, eines anderen Wahl-Münchners, unter dem Titel *Die politischen Morde*.¹ Daß zwei alte Kontrahenten, Mann und Haecker, die beide in München seit Jahren die Entstehung des deutschen Faschismus beobachtet und kritisiert hatten, sich in kritischer Zeit in derselben Zeitschrift wiederfinden, ist ein Hinweis auf die inzwischen desperate Lage im ganzen deutschen Reich.

Manns Beitrag ist ein Versuch, seine am 17. Oktober 1930 in der Berliner Beethovenhalle gehaltene, umstrittenene große politische Rede *Deutsche Ansprache* (XI, 870-890), die von Nationalsozialisten gestört worden war, in ihrer Funktion noch einmal deutlich zu erläutern. Sie war, nach der Verdopplung der nationalsozialistischen Stimmen in den Reichstagswahlen vom 14. September 1930, ein „Appell an die Vernunft“ gewesen, wie das Berliner Tageblatt in seiner Schlagzeile berichtet hatte.² Gegangen sei es ihm, erläuterte Mann, um die Verantwortung der Intellektuellen. Er zitierte dazu einen Berliner Vortrag des holländischen Sozialisten Hendrik de Man (XII, 656), der gesagt hatte: „Es will mir scheinen, daß alle Intellektuellen, die in den letzten Jahren der Modekrankheit der Vergötterung des Irrationalen verfallen sind, eine Mitschuld tra-

¹ Dieser Aufsatz wurde im März 1996 auf der von Roger Woods und Wolfgang Bialas geleiteten Nottinghamer Tagung *German Intellectuals and the Rise of National Socialism* vorgetragen. – Manns Werke werden mit Band und Seitenzahl zitiert nach der Ausgabe der Gesammelten Werke in dreizehn Bänden, S. Fischer: München 1974. – Der Haecker-Text ist abgedruckt in B. Hanssler/H. Siefken (Hg.): Theodor Haecker: Leben und Werk. Texte, Briefe, Erinnerungen, Würdigungen, Stadtarchiv Esslingen 1995, (Esslinger Studien Bd. 15), S. 43-44. Vgl. Verfasser: Thomas Mann und Theodor Haecker, in: Internationales Thomas-Mann-Kolloquium 1986 in Lübeck, Francke: Bern 1987, (Thomas-Mann-Studien VII), S. 246-270.

² XI, 1172-3. Zur Dokumentation der Reaktion der deutschen Presse auf Thomas Manns Werk siehe: Kurt Sontheimer: Thomas Mann und die Deutschen, München 1965, S. 42-86; Klaus Schröter (Hg.): Thomas Mann im Urteil seiner Zeit. Dokumente 1891-1955, Hamburg 1969; Paul Egon Hübinger: Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte, Oldenbourg: München 1974.

gen an dem Triumph der Ungeistigkeit in den politischen Massenbewegungen, denn sie haben dazu beigetragen, den Führern dieser Bewegung die offene Berufung auf irrationale Motive zu erleichtern“. Thomas Mann, der bekannte, man lese im Jahre 1931 wieder „mit ähnlich unmittelbarer Beteiligung und Leidenschaft wie während des Krieges“ (XII, 657), also zur Zeit der *Betrachtungen eines Unpolitischen*, sah das als Bestätigung der Position, die er schon am 18. November 1929, sechs Tage nach der Nachricht der Zuerkennung des Nobelpreises, in München in seinem Vortrag *Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte* deutlich bezogen hatte. Mann wehrte sich „im Namen kritischer Humanität“ (XII, 653) gegen die Verhöhnung der „Ideen wie ‚Wahrheit‘, ‚Freiheit‘, ‚Gerechtigkeit‘“ als angeblichem „Begriffsergümpel liberal-ideologischer Großväterjahrzehnte“ (XII, 652). Hier gebrauchte Thomas Mann die Worte, die als Titel und Motto dieses Aufsatzes dienen. Der „wilde Rückschlag“ in der „moralischen Verfassung unserer Zeit“ habe ihn auch 1930 in Berlin zu reden gezwungen:

Dienst an der Zeit, so scheint mir, braucht sich nicht unbedingt in liebedienerischer Mitläuferei und Mitschreierei zu bewähren; ein eingeborenes Bedürfnis nach Gleichgewicht, das heißt: nach Gerechtigkeit, hält gewisse Naturen an, auf die andere Seite des einseitig überlasteten Kahnes zu treten. (XII, 653)

Seine Position als Intellektueller in der Öffentlichkeit ist provoziert durch die Zeitgeschichte, ist „Dienst“ für ein bedrohtes Ideal europäischer Humanität; ein Dienst, der Thomas Mann auf die Seite der „deutschen Republik“, des Sozialismus und der Sozialdemokratie gebracht hat. Die Verantwortung des Schriftstellers wächst, so sieht er es, in dem Maße, wie die Mächte der Reaktion, des Irrationalen, der Verherrlichung des Naturgesetzlichen zunehmen.³ Ich hoffe zu zeigen, daß Mann auf dieser Verantwortung in seinen öffentlichen Äußerungen in den Jahren 1930-1933 nachdrücklich insistiert, er aber bereits seit 1921 öffentlich auf Zeitereignisse ähnlich reagiert. Ich halte es für unsinnig,

³ Vgl. Verfasser: Thomas Mann. Goethe – „Ideal der Deutschheit“. Wiederholte Spiegelungen 1893-1949, Fink: München 1981, S. 9; Der Essayist Thomas Mann, in: H.L. Arnold (Hg.): Thomas Mann. Text und Kritik Sonderband. 2. Aufl., München 1982, S. 132-147; Thomas Mann's Essay „Bruder Hitler“, in: German Life and Letters 25, 1982, S. 165-181 (alle mit weiteren Literaturangaben). Ich verweise außerdem auf: Hans Wysling: Thomas Mann – Der Unpolitische in der Politik, in: Neue Rundschau 91, H. 2/3, 1980, S. 36-57; Hermann Kurzke: Dichtung und Politik im Werk Thomas Manns von 1914-1955, in: Literatur in Wissenschaft und Unterricht 16, 1983, S. 153-169, 225-243; Eckhard Heftrich: Künstlerfreiheit und Gewissensnot: Das Beispiel Thomas Mann, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch 27, 1986, S. 141-155; Hermann Kurzke: „Bruder“ Hitler. Thomas Mann und das Dritte Reich, in: Schopenhauer-Jahrbuch 71, 1990, S. 125-135; Georg Bollenbeck: Resistenz und Rhetorik. Politik bei Thomas Mann, in: Merkur 44, 1990, S. 433-440; Gerald Gillespie: Artists, ephebes, and brownshirts: Thomas Mann's critical insight into the 1934 purge, in: German Life and Letters 45, 1992, S. 203-206.

behaupten zu wollen, wie Walter Boehlich es noch 1982 getan hat, Thomas Manns „politische Reden und Schriften [...] analysieren keine Wirklichkeit“.⁴

Überdies gilt, daß die Begriffswelt, deren Mann sich in all diesen Jahren bedient, andauernde und brisant provozierende Auseinandersetzung mit der sprachlichen Usurpation zentraler Vorstellungen gewesen ist. Mann hat gewußt, daß seine Reden und Schriften über Deutsche wie Goethe, Lessing, Ricarda Huch und Sigmund Freud, als seien es deutsche Intellektuelle, bereits ein Eingriff in das sehr stark politisierte Kräftefeld der Verunglimpfung des kritischen Intellektuellen und geistiger Bewußtheit waren, denen man die ätzend-korrosive Zerstörung und analytische Zersetzung des Gegebenen anlastete. Wenn Mann bewußt mit Begriffen wie Schriftsteller (statt Dichter), Demokratie und Republik (statt Monarchie) und Sozialismus und Sozialdemokratie (statt Nationalismus) argumentierte, bezog er emphatisch Stellung. Den giftigen Schmähworten der Zeit galt es zu wehren: von der wurzellosen Asphaltliteratur, über Dolchstoß und Novemberverbrechen bis hin zum angeblichen Materialismus. Gerade der Nationalsozialismus wußte ja aus der schein-idealistischen Stilisierung seiner Tendenzen den Gefolgschaftszwang der Anhänger herzuleiten. Schon an der Sprache war man zu erkennen.

Auffällig ist Manns Versuch, den Begriff der Revolution sprachlich zu wahren als Maß der Überwindung des Gestrig-Beschränkten. Es galt ihn zu schützen gegen die Bedrohlichkeiten einer nur bolschewistischen Deutung, der gegenüber Mann „konservative“ Verpflichtungen an gute deutsche und damit europäische Traditionen banden, wie auch gegen die falschen Ansprüche einer angeblichen „Revolution“ von rechts, die als Reaktion zu entlarven sein Hauptanliegen wurde. Wie sehr dabei sein eigener changierender Begriff einer „konservativen Revolution“, auf dem er noch 1936 im Exil im Vorwort zu seiner Zeitschrift Maß und Wert bestand (XII, 801), in Mitleidenschaft gezogen wurde, läßt sich leicht erschließen. Daß Thomas Mann es gleichzeitig wagte, in den Jahren 1922 bis 1933 immer wieder seinen Begriff des „Dritten Reiches“, womit er den versöhnlichen Ausgleich der Kräfte von Geist und Leben, Intellekt und Trieb, Verstand und Gefühl, Bewußtem und Unbewußtem meinte, in dies politische Spannungsfeld hinein zu proklamieren und der nationalsozialistischen eschatologischen Verhuzung entgegenzusetzen, ist für uns heute eine ganz besondere begriffliche und sprachliche Schwierigkeit.

Zwei Interviews, die Thomas Mann 1923 und 1926 im Ausland gab, scheinen mir sein wachsendes Bewußtsein von der Rolle der Intellektuellen in der Auseinandersetzung mit den politischen Zeitströmungen zu spiegeln. Am 2.

⁴ Walter Boehlich, Zu spät und zu wenig. Thomas Mann und die Politik, in: H.L. Arnold (Hg.): Thomas Mann. Text und Kritik Sonderband, 2. Aufl. München 1982, S. 45-60, hier S. 48.

Mai 1923 behauptete er in Madrid noch recht kategorisch, trotz der Besetzung des Ruhrgebietes gebe es „keine ernstliche Gefahr“ für die Republik: „Die nationalistische Reaktion verfügt über einige militärische Organisationen (wie die Anhänger von Hitler); aber sie erhält keine geistige Nahrung, da sie von den Intellektuellen Deutschlands getrennt ist“. Allerdings konzedierte er, daß die junge Generation Faschismus oder Bolschewismus der „altmodischen“ Demokratie vorzöge und eine „größere Anzahl der Studenten in den Reihen der Reaktionäre steht“.⁵ Im November 1923 versuchte Hitler, in München zu putschen. – Am 20. Januar 1926 sprach Thomas Mann in Paris optimistisch über *Die geistigen Tendenzen des heutigen Deutschlands* und erinnerte, schon vorsichtig warnend und selbstkritisch, an Erfahrungen mit den „Führern des Geistes“ im ersten Weltkrieg.⁶ Der „Einfluß des Geistes“ habe „zugenommen“ und „gegen den Willen der geistigen Schicht, ihren stillen, indirekt wirkenden Willen“ könne „in Europa nichts mehr geschehen“: „eine inoffizielle Sachlage, deren Auswirkung allerdings zur Voraussetzung hat, daß der ‚Geistige‘ [...] sich unter keinen Umständen noch einmal von den Leidenschaften hinreißen läßt, zu deren Beaufsichtigung und kritischer Mäßigung er berufen ist, sondern ihnen die bestimmteste Verneinung entgegengesetzt, deren Druck heute, so meine ich, von entscheidender Bedeutung ist.“ (XIII, 583) Vor solcher Verführung durch Leidenschaften zu warnen wurde seine Aufgabe in der Weimarer Republik.

Unser Überblick über Manns Zeitdienst in diesen Jahren muß davon ausgehen, daß man ihn in Deutschland noch 1919 als Vertreter eines patriotischen Nationalismus gefeiert hatte, daß aber fast sofort mit der sogenannten Machtergreifung von Ende Januar 1933 seines Bleibens in Deutschland nicht war.

Sein endloser Essay der Kriegsjahre, die *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918), war „Gedankendienst mit der Waffe“ (XII, 9) gewesen. Schon 1914 hatte er in seinen *Gedanken im Kriege* behauptet, was Krieg und Kunst verbinde, sei „das deutsche Wort, das Wort ‚Dienst‘“ (XIII, 530). Das ist sprachlich die Formel, die er auch 1931 wieder verwendet, doch fehlt dann, und das ist das Entscheidende, die chauvinistische Bindung an das Nationalistische. Es spricht dann ein aus der Erfahrung der Zeit als verändert Hervorgegangener. Als die Universität Bonn 1919, anlässlich ihrer Hundertjahrfeier im besetzten Rheinland, Thomas Mann den Ehrendokortitel verliehen hatte, hatte man die

⁵ Siehe Volkmar Hansen/Gert Heine, (Hg.): *Frage und Antwort. Interviews mit Thomas Mann 1905-1955*, Hamburg: Knaus 1983, S. 62-64. Auf den Wortlaut solcher Quellen wird man Thomas Mann allerdings kaum festlegen können.

⁶ Vgl. Theodor Haeckers Angriff, später aufgenommen in: *Satire und Polemik. 1914-1920* (1922) auf Thomas Mann und andere in: *Der Krieg und die Führer des Geistes*, in: *Brenner-Jahrbuch* (1915), S. 130-188.

Betrachtungen gemeint, obwohl man den fast zwanzig Jahre früher geschriebenen Roman *Buddenbrooks. Verfall einer Familie* (1901) zitierte. Das ganze ungewöhnliche Projekt dieser Ehrung war Teil des geistigen Kampfes Deutschlands um den Rhein gewesen, hundert Jahre nach dem Sieg über napoleonische Fremdherrschaft. So sah es damals Manns gerade nach Bonn berufener Freund Ernst Bertram, der die Promotion anregte. So verstand es der Germanist Professor Ernst Litzmann, der sie erfolgreich betrieben hatte; er hatte seinem Fach schon 1906 eine „allgemeine geistige Wehrpflicht“ zugeschrieben und Bertram sollte Litzmann 1926 in seinem Nachruf treffend „Soldat des Geistes“ nennen. Thomas Mann scheint 1919 der politische Signalcharakter seiner Ehrung, den es vor den anwesenden britischen Besatzungsoffizieren zu tarnen gegolten hatte, nicht entgangen zu sein. In seinem Dankschreiben hatte er von der Rolle Bonns „im Leben der Nation“ gesprochen.⁷

Als Mann sich mit seiner berühmten, umstrittenen Rede *Von deutscher Republik* am 15. Oktober 1922 in der Berliner Beethovenhalle für die Weimarer Republik, oder doch für eine ‚deutsche‘ Form der Republik aussprach, tat er es, vermutlich nach Absprache mit der Regierung und knapp vier Monate nach dem Mord an dem jüdischen Reichsaußenminister Walther Rathenau, der als sog. Erfüllungspolitiker Opfer der Rechtsradikalen geworden war. (Zwei Wochen später marschierte Mussolini auf Rom.) Er löste heftige Reaktionen aus. Die liberale Frankfurter Zeitung brachte die Rede auf der ersten Seite; sein Münchener Kollege Hanns Johst, den Mann seit 1918 persönlich kannte, beschuldigte ihn am 1. Dezember in den Hamburger Nachrichten, sein „Deutschtum an die Zeit verraten“ zu haben. Karikaturen stellten nun Thomas Mann, der sein Fähnlein nach dem Wind zu hängen schien, als mit sich selbst in Streit geratene Doppelgestalt dar. Noch fünf Jahre später nahm die Faschingszeitung der Münchener literarischen Gesellschaft ‚Argonauten‘ diese Invektive auf mit dem Inserat: „Eine gut erhaltene konservative Weltanschauung sehr preiswert abzugeben bei Thomas Mann, Poschingerstraße. Dasselbst eine wenig benutzte väterliche Zuchtrute zu verkaufen. Event. wird eine prima Jakobinermütze mit verstellbarer Kokarde in Tausch genommen“.⁸ Als Thomas Mann am 12. November 1929 der Nobelpreis zugesprochen wurde, behauptete in München der Völkische Beobachter am 21. November, das Nobelpreiskomitee sei das Opfer jüdischer Propaganda geworden. Das Berliner Tageblatt hatte die Stadt Mün-

⁷ Ich übernehme die Ergebnisse der sorgfältigen Recherchen P.E. Hübingers aus: Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte, hier besonders S. 42, 66-72.

⁸ Dazu Hübinger, S. 83-84, 67, 91. Laut Tagebuch lernte Mann Hanns Johst am 16. November 1918 persönlich kennen. – Die Karikatur ist abgedruckt bei T.J. Reed: Thomas Mann. The Uses of Tradition, Oxford 1974, Abb. 6, nach S. 240.

chen und ihre Presse inzwischen getadelt, daß man die Ehrung nicht angemessen zur Kenntnis genommen habe.⁹

1933 löste Manns Münchener Vortrag *Leiden und Größe Richard Wagners*, der anlässlich von Wagners 50. Todestag am 10. Februar 1933 im Auditorium maximum der Universität gehalten worden war, den Protest der Richard-Wagner-Stadt München aus. Er erschien am 16. April in der „Oster-Ausgabe“ der Münchener Neuesten Nachrichten, die am Vortage von Himmler gleichgeschaltet worden war. Wieder wurde Mann vorgeworfen, „seine früher nationale Gesinnung bei der Errichtung der Republik“ eingebüßt und „mit einer kosmopolitisch-demokratischen Auffassung vertauscht zu haben“. Auf diese politische Denunziation folgte später der sog. Schutzhaft-Befehl, der Thomas Mann, wie er nach Ausweis seines Tagebuchs schon im März erkannt haben muß, nach Dachau gebracht hätte, wäre er noch in München gewesen, statt auf einer Vortragsreise im Ausland, mit einem Paß, der am 1. April abließ. Schon in der dritten Januarwoche hatte der antisemitische Stürmer auf der Titelseite ein Hetzbild ‚Wenn die Sau tot ist, müssen die Ferkel sterben‘ gezeigt. Das Mutterschwein „Juden-Literaturverlage“ wird mit der Mistgabel abgestochen; um es ertrinken in seinem Blut einzelne genannte Autoren, darunter auch Thomas Mann.¹⁰

Im Mai 1933 wurden in München die Einzelausgaben der beiden im Beethovensaal in Berlin gehaltenen politischen Reden Thomas Mann von 1922 und 1930, *Von deutscher Republik* und *Deutsche Ansprache. Ein Appell an die Vernunft* verbrannt. Mit dem 7. Ausbürgerungserlaß vom 2. Dezember 1936 wurde Mann schließlich, der bereits am 19. November 1936 die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit erhalten hatte, die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt. Im Dezember 1936 wurde ihm, der im März den Ehrendokortitel der Universität Harvard erhalten hatte, die Bonner Ehrendoktorwürde wieder abgesprochen. Seine Bücher wurden mit dem 16. Dezember in Deutschland verboten. Manns öffentlicher *Briefwechsel mit Bonn*, der bald in viele Sprachen übersetzt wurde, wurde das deutliche Zeichen des eine Zeitlang verzögerten und verborgen gebliebenen Bruchs mit dem nationalsozialistischen Deutschland. Der Bruch war die Folge der Bemühungen Manns, in den Jahren 1922 bis 1933 Zeitdienst für die Sozialdemokratie zu leisten.¹¹

⁹ Hübinger, S. 145-146.

¹⁰ Siehe Tb, 29.3.1933; Hübinger, S. 128-131, 138; Jürgen Kolbe: Heller Zauber. Thomas Mann in München 1894-1933, Berlin: Siedler 1987. Zum Münchener Protest gegen die Wagnerrede vgl. Verfasser: Thomas Mann's Wagner essay of 1933: un-German art?, in: Trivium 15, 1980, S. 83-90; jetzt vor allem Hans Rudolf Vaget: Musik in München. Kontext und Vorgeschichte des „Protests der Richard-Wagner-Stadt München gegen Thomas Mann“, in: TM Jb 7, 1994, 41-70.

¹¹ Die Einzelheiten wieder nach Hübinger, S. 168, 148-157, 173-177, 162. Dort S. 562-569 Abdruck des handschriftlichen Entwurfs des „Briefwechsels mit Bonn“. Heinrich Mann hatte seine

Wir kehren zurück zu Manns Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in den Jahren der Weimarer Republik. Ich benutze dabei nur öffentliche Stellungnahmen Thomas Manns, um zu zeigen, daß er sich dem „Zwang zur Politik“, wie er es 1939 einmal nennen wird, zunehmend beugt.¹² Das umfangreiche und komplizierte Material ist nicht im einzelnen zu besprechen; ich suche nachzuweisen, daß alle diese Äußerungen sich direkt auf Zeitereignisse beziehen. Die Stellungnahmen lassen sich in zwei große parallele Gruppen ordnen, denn sowohl die Bemühungen um deutsche Kultur als auch die im engeren Sinne politischen, zur Sicherung der Weimarer Republik, erweisen sich als Dienst an der Zeit.

In die erste Gruppe gehören: der Glückwunsch in der Frankfurter Zeitung vom 18. Juli 1924 *Zum 60. Geburtstag Ricarda Huchs* (X, 429-435); die am 21. Januar 1929 auf der Lessing-Feier der Preußischen Akademie der Künste in Berlin gehaltene *Rede über Lessing* (IX, 229-245); der am 16. Mai 1929 auf Einladung des Clubs demokratischer Studenten im Auditorium maximum der Universität München gehaltene Vortrag *Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte* (X, 256-280) und die beiden offiziellen Ansprachen des Goethe-Jahres 1932, die am 18. März in Berlin auf der Feier der Preußischen Akademie der Künste und am 21. März zur Goethe-Gedächtniswoche in Weimar vorgetragen wurden, mit den provozierenden Titelformulierungen *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* (IX, 297-332) und *Goethe's Laufbahn als Schriftsteller* (IX, 333-362).¹³

Der zweiten Gruppe ordne ich zu: die im Herbst 1921 für den Neuen Merkur geschriebene, aber in letzter Minute zurückgezogene Stellungnahme *Zur*

Staatsangehörigkeit schon im August 1933 verloren; Klaus und Erika Mann wurde sie am 3. November 1934 und am 8. Juni 1935 genommen. Himmler und Heydrich, beide zum 20. April 1934 von München nach Berlin versetzt, betrieben dort Manns Ausbürgerung, während Goebbels noch hoffte, Mann zur Rückkehr nach Deutschland bewegen zu können. Als Mann sich am 3. Februar 1936 in einem Offenen Brief an Eduard Korrodi mit der Emigration solidarisierte, beantragte Heydrich erneut seine Ausbürgerung, die durch Amtsweg, erneute Intervention von Goebbels mit Billigung Hitlers, Rücksicht auf das Ausland im Jahr der Olympiade und erneute Vorlage um acht Monate verzögert wurde.

¹² ‚Zwang zur Politik‘ war der ursprüngliche deutsche Titel seines Beitrages für die Pariser Emigrantenzeitschrift *Das Neue Tagebuch* (Jg. 7, H. 30, 22. Juli 1939), der bereits im Januar 1939 in englischer Fassung als „Culture and Politics“ in New York erschienen war, und den mit dessen deutscher, heute üblichen Form *Kultur und Politik* die Basler National-Zeitung am 23. Juli 1939 brachte (XII, 853-861); dazu H. Lehnert, *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 27, 1986, S. 143.

¹³ Hierher würde auch gehören die erweiterte Buchfassung von ‚Goethe und Tolstoi. Fragmente zum Probleme der Humanität‘ des Jahres 1925 (IX, 58-173), auf die ich hier verzichten muß. Vgl. dazu jetzt Herbert Lehnert/Eva Wessell: *Nihilismus der Menschenfreundlichkeit. Thomas Manns ‚Wandlung‘ und sein Essay ‚Goethe und Tolstoi‘*, Klostermann: Frankfurt/Main 1991. Zu Manns Rolle im Goethe-Jahr siehe auch Verfasser: *The Goethe centenary of 1932 and Thomas Mann's ‚Lotte in Weimar‘*, in: *PEGS* 49, 1978-79, S. 84-101.

jüdischen Frage (XIII, 466-475);¹⁴ die Berliner Rede des Jahres 1922 *Von deutscher Republik* (XI, 809-852); die Ansprache bei der Rathenau-Gedächtnisfeier der Arbeitsgemeinschaft republikanischer Studenten in München im Juni 1923 (XI, 853-860), am 27. und 28. Juni abgedruckt in der Vossischen Zeitung und der Frankfurter Zeitung; den am 14. März 1925 erst in französischer Übersetzung publizierten Aufsatz *Deutschland und die Demokratie. Die Notwendigkeit der Verständigung mit dem Westen*, dessen deutsche Originalfassung, die sich stark an *Goethe und Tolstoi* orientiert, am folgenden Tage in Wien in der Neuen Freien Presse erschien (XIII, 571-580); die Eröffnungsrede *München als Kulturzentrum* vom 30. November 1926 auf der Kundgebung gegen die Münchener Reaktion (X, 220-226); die bereits genannte politische Berliner Rede vom 17. Oktober 1930 *Deutsche Ansprache. Ein Appell an die Vernunft* (XI, 870-890); den Aufsatz *Die Wiedergeburt der Anständigkeit* (XII, 649-677) vom März 1931; die Stellungnahme im Berliner Tageblatt vom 8. August 1932 *Was wir verlangen müssen* (XIII, 623-625); schließlich die wegen Erkrankung schriftlich zugestellte Rede vom 12. Januar 1933 *Bekennntnis zum Sozialismus* (XII, 678-684) für die geplante Kundgebung ‚Das freie Wort‘ des Sozialistischen Kulturbundes im Berliner Festsaal Kroll am 19. Februar 1933, die – nach der Machtergreifung Hitlers – sofort verboten wurde.

Dieser Text konnte in der nicht völlig gleichgeschalteten Presse noch veröffentlicht werden, so in der Frankfurter Zeitung vom 20. Februar 1933, auch in Heft 2 der Sozialistischen Bildung (Berlin 1933). Bert Brecht, selber ins Ausland geflüchtet, dankte Mann Ende März in einem Brief aus Lugano für diese „Erklärung, durch die die deutsche Literatur ihr Gesicht wahrte“ und berichtete „von dem großen und ehrlichen Respekt“, mit dem diese „Stellungnahme [...] in einem so kritischen Augenblick von Freunden, die ich in Berlin, Prag, Wien und Zürich sprach, aufgenommen wurde“. Brecht wußte, daß Manns Botschaft ihm „wie man allgemein weiß, Anfeindungen in großer Menge und wohl auch persönliche Gefährdung eingetragen hat“.¹⁵

So gut wie alle diese Äußerungen Manns wurden von der Presse aufgenommen und gelangten zur Kenntnis einer weiteren Öffentlichkeit.

Schon alle die öffentlichen Stellungnahmen der ersten Gruppe, aus den Jahren 1924 bis 1932 zu Vertretern deutschen Geistes, beziehen eindeutig Position gegen Tendenzen, die für den Nationalsozialismus charakteristisch waren. Allerdings variiert der Grad der Deutlichkeit, mit dem Mann diese Beziehung

¹⁴ Die Einzelheiten lassen sich hier ausnahmsweise im Tagebuch (18. September bis 28. Oktober 1921) verfolgen. Die für unser Thema wichtigen Tagebücher der Jahre 1922 bis 1932 hat Thomas Mann im Exil vernichtet.

¹⁵ Günter Glaeser (Hg.): Bertolt Brecht. Briefe. 2 Bände, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1981, Bd 1, S. 160- 161. Manns Reaktion ist belegt in seinem Tagebuch.

herstellt. Wir müssen annehmen, daß seinen Zeitgenossen schon Anspielungen genühten, denn die zunehmende Aufspaltung des Diskurses in den Usus weltanschaulich-politischer Lager war charakteristisch für die Zeit. Man wurde hellhörig.

Der öffentliche Geburtstagsglückwunsch für Ricarda Huch richtet sich im Namen der „ausgemacht intellektualistischen Kunst- und Geistes- schule“ der deutschen Romantik gegen „das tote Gewäsch vom deutschen Dichter und vom unvölkischen Schriftsteller“ (X, 432).¹⁶ Mann ehrt sie als Intellektuelle, „wahrscheinlich“ die erste Frau Europas, die „in unserem Lande, wo, zum Teil, von Kunst und Schöpfertum äußerst kritisierbare Vorstellungen verbreitet sind, zutraulicher verehrt werden würde, wenn sie dümmere wäre“ (X, 429). Wenn sie mit Friedrich Schlegel sagt, „die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, [seien] die gefährlichsten *Hindernisse der Menschlichkeit*“, gilt ihm das als vorbildlich „in einem Volk, wo immer viel Neigung vorhanden bleibt, das Ideal des Weibes in der Kuh und das des Mannes im Schlagetot zu erblicken“ (X, 431). Mann artikuliert seine Vorbehalte gegen allen zeitgenössischen Primitivismus des Unbewußten und Triebhaften, gegen von angeblichen Naturgesetzen hergeleitete Rollenklischees des Mutterkultes einerseits und des bis zur Brutalität des Terrorismus reichenden Kämpfertum des sog. Mannes andererseits, das sich 1923 durch Schlageter im Ruhrgebiet artikuliert hatte, denn in „der Zweiheit von Geist und Natur, deren Verschmelzung im Dritten Reich das Ziel der Humanität ist, gehört die Kunst durchaus auf die Seite des Geistes; sie *ist* Geist, denn sie ist ihrem Wesen nach Sinn, Bewußtheit, Einheit, Absicht“ (X, 431).

Die Ehrung Lessings im Jahre 1929 gerät zur Verteidigung des deutschen Schriftstellers, der lieber „Weltbürger“ als „Patriot“ ist (IX, 230-231), „ein „Klassiker des dichterischen Verstandes, der Erzvater alles klugen und wachen Dichtertums“ (IX, 232). Es wird ausdrücklich gesagt, daß eine solche „geistige Lebensform“ in Deutschland „in schlechtem Geruche steht“ und „gegen die heilige Sphäre dichterischen Ingeniums so scharf und herabsetzend wie möglich abgegrenzt zu werden pflegt. Wir alle wissen, wie popular diese Ästhetik gerade in Deutschland und gerade heute ist.“ (IX, 232) Mann lobt des angeblich bloß „profanen“ (IX, 232) Schriftstellertums „Reizbarkeit gegen die Zeit, die Welt, das Schlechte, Dumme, Niederträchtige und Geisteswidrige in ihr“ (IX, 239), verteidigt es gegen den Vorwurf des Unvaterländischen. Nur leider sehe man in Deutschland den Schriftsteller anders: „Sieht er, merkt er etwas, läßt er sich in Harnisch jagen durch Heuchelei, Rechtsbruch und Volksverdummung, durch die betrügerische Vermengung etwa von Industrie und Hel-

¹⁶ Vgl. Inge Jens: Dichter zwischen rechts und links. Die Geschichte der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste, dargestellt nach Dokumenten, München: Piper 1971.

denlied, so ist er kein Dichter“ (IX, 239). Mann verständigt sich mit seinem Publikum weit über seinen Gegenstand Lessing hinaus ins grundsätzlich und zeitgenössisch Kulturpolitische. Ein „Rückschlag“ ist notwendig, gegen die „Priester des dynamistischen Orgasmus im Irrationalen“, gegen „das chthonische Gelichter“, gegen die „Geistfeindlichkeit“, die sich auf Nietzsche beruft und „höchst mißbrauchsfähig ist, in Moral und Politik. In Lessings Geist und Namen gilt es hinauszugelangen über jede Art von Faschismus zu einem Bunde von Vernunft und Blut, der erst den Namen voller Humanität verdient“ (IX, 244-245). So deutlich wird Mann erst am Schluß des Vortrags. Die Aktualisierung ist der Höhepunkt seiner Rede: er spricht von sich und seiner Rolle in der Weimarer Republik.

Das gilt auch für die Münchener Freud-Rede des gleichen Jahres, die der „Jugend“ (X, 265), die durch das „modische Unwesen“ (X, 270) des Jonglierens mit dem Begriff der Revolution seitens der Kräfte der Reaktion verwirrt ist, klarzumachen sucht, was „Revolution“ wirklich ist: „Nur dem durch Bewußtmachung und analytische Auflösung führenden Willen zur Zukunft gebührt der Name Revolution. [...] Es gibt keine Predigt und keinen Imperativ des großen Zurück, keine Inbrunst zur Vergangenheit um der Vergangenheit willen“ (X, 265). Auch diese Rede wird aktuell und politisch, wo Mann von der „Reaktion als Revolution“ spricht: „Das niederschlagende Schauspiel ist uns nicht mehr ungewohnt, daß junge Körper greisenhafte Ideen tragen, sie in keckem Geschwindschritt, Jugendlieder auf den Lippen, den Arm zum römischen Gruß erhoben, dahertragen und den schönen Schwung ihrer Seele daran verschwenden“ (X, 273-274). Die Restauration des „Altersbösen“ (X, 274) und Vergangenen maskiere sich als Revolution. Darum empfiehlt Mann „der Jugend die Beschäftigung“ mit der Psychoanalyse, weil sie „wirksamer als jede andere“ Form der „Lebensforschung“ „jeden Versuch vereitelt, sie zur Verdunkelung des Revolutionsbegriffes zu mißbrauchen“ (X, 274). Freuds Interesse für den Trieb sei „nicht geistverleugnende und naturkonservative Liebedienerei vor diesem“, sondern diene „dem in der Zukunft revolutionär ersauten Sieg der Vernunft und des Geistes“, „der Aufklärung“ (X, 276-277).

Die beiden offiziellen Goethe-Reden des Jahres 1932 deuten trotz des Feiercharakters des Anlasses noch an, daß ihr Goethebild provozierend auf die Forderung des Tages hin artikuliert wird. Die Berliner Rede von *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* schließt: „Die großen Söhne des Bürgertums, die aus ihm hinaus ins Geistige und Überbürgerliche wuchsen, sind Zeugen dafür, daß im Bürgerlichen grenzenlose Möglichkeiten liegen, Möglichkeiten unbeschränkter Selbstbefreiung und Selbstüberwindung“ (IX, 332). Heute gehe es um die „große Ernüchterung einer Welt“, fernab „von den

mörderischen Gemütlichkeiten und lebenswidrigen Ideologien“. Was heraufkommt, ist eine „neue, die soziale Welt“. Sie „wird das Werk jener großen Nüchternheit sein, zu der heute schon alle in Betracht kommenden, alle einem verrotteten und kleinbürgerlich-dumpfen Seelentum abholden Geister sich bekennen“ (IX, 331). Deutlich artikuliert Mann die politische Notwendigkeit, diese noch vorhandenen Chancen des Bürgertums in letzter Stunde zu nutzen. „Kein Zweifel, der Kredit, den die Geschichte der bürgerlichen Republik heute noch gewährt, dieser nachgerade kurzfristige Kredit, beruht auf dem noch aufrechterhaltenen Glauben, daß die Demokratie, was ihre zur Macht drängenden Feinde zu können vorgeben, *auch kann*, nämlich eben diese Führung ins Neue und Zukünftige zu übernehmen.“ (IX, 332)

Die andere Rede definiert Goethe nachdrücklich als „Schriftsteller“ (IX, 333), um die „kritische Manie“ der Trennung zwischen Dichtertum und Schriftstellertum zu diskreditieren. Als Erzieher der Nation bestehe Goethe auf deren „Selbstkorrektur und Selbstbeziehung“; seine „kritische Kälte und Strenge“ sei ein höheres Zeichen der „Verbundenheit“ als die „grölende Selbst- und Volksbestätigung der Hurrapatrioten“ (IX, 341). Symptomatisch für seine Empfindlichkeit „gegen das Nichts-als-Volkshafte“ sei „sein ablehnendes Verhältnis zur Eddawelt“ (IX, 352). Selbst im Stilistischen habe sich in ihm „die Derbheit des Sturmes und Dranges“ durch den Einfluß der Luther-Bibel „veredelt und gehoben, wenn ich so sagen darf: entburscht“ (IX, 354). Hinter dieser knappsten Anspielung versteckt sich die prononcierte Abwertung des naiv-pathetischen Patriotismus der deutschen Burschenschaften und der Freiheitskriege, die Mann in seinem Roman *Lotte in Weimar* später romanhaft gestalten wird. Auch das war 1932 eine Provokation der weitgehend konservativ gesinnten deutschen Studentenschaft. Gerade um die Jugend aber ist es ihm zu tun.

Die Beispiele der zweiten Gruppe beziehen sich deutlich auf Zeitereignisse. Hier greift der Intellektuelle auch ohne die Vermittlung verschlüsselter Anspielung ein in laufende Debatten, kommentiert Kontroverses, warnt vor gefährlichen Folgen.

Der 1921 entstandene Text *Zur jüdischen Frage* hatte ironisch davon gesprochen, daß „die kulturelle Reaktion“ in München, „von der der Hakenkreuz-Unfug ein plump-populärer Ausdruck ist“, Manns „Bedürfnissen wenig entgegenkommt“. Den Vorfall, daß „Münchener Studenten Gastvorlesungen eines großen Gelehrten, des ‚neuen Newton‘ [...] hintertrieben haben“, weil er – es muß sich um Albert Einstein handeln – Jude und Pazifist ist, nennt er ausdrücklich „eine entsetzliche Schande“ (XIII, 473-474).

Die Berliner Rede *Von deutscher Republik* bezog sich auf den Mord an Reichsaußenminister Walther Rathenau, den am 24. Juni 1922 zwei ehemalige

Marineoffiziere und Ehrhardt-Leute mit einer Handgranate umgebracht hatten.¹⁷ Mann nennt sie „die unseligen Burschen, die eben jetzt das zarte, kluge Haupt ihres [der Republik] urbansten Dieners zertrümmerten“ (XI, 824). Seine Verteidigung deutscher Republik, die er von 1914 datieren will, mit dem Eideshelfer Novalis und dem Erotiker Walt Whitman, ist ausgelöst durch diesen „Notfall“. „Wenn sentimentaler Obskurantismus sich zum Terror organisiert und das Land durch ekelhafte und hirnverbrannte Mordtaten schändet, dann ist der Eintritt solchen Notfalles nicht länger zu leugnen“ (XI, 818). Mann durchschaut in den Aktionen der Freikorps die falsche Parallele zwischen dem Revanchedenken gegen das Frankreich Napoleons und dem der Gegenwart: „ein Spiel von Knaben ist es möglicherweise, heute die geheime militärische Wiederherstellung Preußens nach Jena und Tilsit zu kopieren, – und wie, wenn in unseren Tagen die Republik, indem sie notgedrungen euere monarchistischen Geheimorganisationen aushebt, die Wahrheit und das Leben für sich hätte, wie ihr sie einst für euch hattet gegen die Spitzel und Häscher der Reaktion?“ (XI, 820). Er diagnostiziert: „Jugend ist heute die hitzige Parteigängerin der Vergangenheit, und auf mechanische Restauration des Alten ist all ihr Sinnen gerichtet“ (XI, 820). Darum gilt es, die Republik zu verteidigen gegen die gefährlichen Einflüsse auf die Jugend durch „völkische Professoren“ (XI, 839), durch Oswald Spengler und seine „kalte ‚naturgesetzliche‘ Teufelsfaust“ (XI, 840-841). Mann plädiert für ein „Drittes Reich der religiösen Humanität“ (XI, 847).

Vor republikanischen Münchener Studenten spricht Mann 1923 auf deren Rathenau-Gedächtnisfeier von der Gefahr der französischen Besetzung des Ruhrgebiets und der „Stumpfheit“ der Welt, die „diesem ausgemacht schlechten Tun regungslos zusieht“. Es ist eine Gefahr für die Republik, weil es „geeignet ist, jeden Zynismus und politischen Pessimismus, jede Philosophie der Brutalität in Deutschland zu kräftigen“. Zwar sei das alles „Teilausprägung eines Weltzustandes“, einer „Rückschlägigkeit“, einer „depressiven Antihumanität“, die sich mit dem Bolschewismus in Rußland, dem Faschismus in Italien als „diktatorisch-terroristische Tendenz“ zeige, in der „nicht Individualismus, sondern Gemeinschaft, nicht Freiheit, sondern eiserne Bindung, der unbedingte Befehl, der Terror“ (XI, 858-859) gelte. Mann nennt die Schlagworte der Propaganda, die die Hörer als Anspielung erkennen. Die Gefahr, die damit für die „Befestigung der Republik in Deutschland“ entstehe, sei, daß die „Jugend durch Ideen ursprünglich echt revolutionärer Art dem politischen Obskurantismus, das heißt: der Reaktion in die Arme getrieben“ werde. Trotz seinem doppelten Appell, an Frankreich um eine andere Haltung zum Versailler Ver-

¹⁷ Helmut Heiber: Die Republik von Weimar, München: dtv 1966, S. 109.

trag, an die Deutschen, sich nicht in die Arme der Reaktion treiben zu lassen, hält Mann die beschworene „Gefahr nicht für ernsthaft bedrohlich“. Denn er glaubt sich berufen zu können auf das „Dritte Reich einer religiösen Humanität“, von dem Goethe, Hölderlin und Nietzsche sangen, die ja selber weder „Liberale“ noch „Dunkelmänner“ gewesen seien (XI, 860). Diese Humanität sei die „Idee der Zukunft“, der man nicht „irgendeinen radikalistischen oder reaktionären Faschismus als zeitgemäß“ gegenüberstellen könne. Apodiktisch glaubt er sagen zu können: „die reaktionäre Ausbeutung antiliberaler Ideen kann nicht siegreich sein; das Geist- und Gottverlassene, ohne Sukkurs aus der Sphäre des echten Gedankens, wird welken und fallen“ (XI, 860).

Sein Mitte März 1925 fast gleichzeitig in Frankreich und Wien erscheinender Aufsatz *Deutschland und die Demokratie. Die Notwendigkeit der Verständigung mit dem Westen* beruht weithin auf Stücken seines neuen Buches *Goethe und Tolstoi* (vgl. IX, 165-170), die sich wieder beschäftigten mit dem krassen antiliberalen Rückschlag (XIII, 572) und der „Wendung zur Diktatur und zum Terror“ in Italien und Rußland, in deren Folge der Nationalismus bei den europäischen Völkern allgemein zugenommen habe. Der Kommunisten- und Deutschlandhaß Raymond Poincarés, der inzwischen aber durch den Sozialisten Herriot abgelöst worden ist (XIII, 573), sei von daher zu erklären gewesen. Aufs Neue sucht Mann jene psychologische Lage Deutschlands verständlich zu machen, die das gezeitigt hat, „was man den deutschen Faschismus nennen kann“ (XIII, 577). Er vergleicht den „Choc“, den Frankreich 1870/71 erlitt und nach dem es sich „für seelisch krank erklärte“ (XIII, 575), „mit den schauerlichen Erlebnissen Deutschlands in den Jahren vor und nach 1918“ (XIII, 575), die „den Anfang der seelischen Kontraktion, des nationalen Rückschlages“ bedeuteten und „die völkische Leidenschaft mit glühendem Stachel“ reizten (XIII, 576). Doch sei dieser deutsche Faschismus „völkisches Heidentum, Wotanskult, feindlich ausgedrückt (und wir wollen uns feindlich ausdrücken), romantische Barbarei“ und „Sonnenwendfeiern und Odinsgottesdienste zu begehen, sich als völkischer Barbar aufzuführen“ (XIII, 577), könne nur den Deutschenhaß Poincarés schüren, der „am Rhein die Brustwehr der Gesittung zu errichten wünscht“ (XIII, 577). Es geht aber um Aussöhnung: die eigentliche Aufgabe ist es heute, „den Begriff der Humanität, der zur leeren Worthülse, zu akademischem Gerümpel geworden ist, mit neuem Inhalt zu erfüllen“ (XIII, 578). Auch hier ist Mann optimistisch, denn gerade so wie in Frankreich Poincaré von Herriot abgelöst worden sei, habe auch in Deutschland „die automatische Selbstkorrektur einer in ihrer Einseitigkeit dem nationalen Wesen gefährlichen Tendenz [...] unverkennbar eingesetzt“: „*Deutschland beginnt seinen Blick wieder nach Westen zu richten*“ (XIII, 579), zitiert er Ernst Troeltsch. Die deutsche Aufgabe sei „*heute Dienst an der De-*

mokratie“, denn das ist „nur der moderne politische Name für den älteren, klassizistischen Begriff der Humanität“. Sie wird gefeiert als „Hochbegriff“, der die antike und christliche Welt „überwölbt“, als „Synthese“, und unter Berufung auf Nietzsche als „Drittes Reich“, ein Reich der Verleiblichung des Geistes und der Vergeistigung des Fleisches“ (XIII, 580). Das uns vertraute Bild der Balance, „der Gewichtsverteilung nach wechselnden Umständen“ (XIII, 578), wird hier noch als ein Gesetz geistigen und politischen Lebens behauptet, das für „automatische Selbstkorrektur“ (!) sorgt.

Die Münchener Eröffnungsrede vom November 1926 auf der Kundgebung ‚München als Kulturzentrum‘ reagiert auf lokale und nationale Ereignisse. Noch einmal wird der Mord an Walther Rathenau, „der tun wollte, was heute mit der Zustimmung aller nicht ganz Verböhrter doch geschehen muß“, gebrandmarkt als „eine Tat des Gemütes [...] hirnverbrannt“. Polemisch heißt es, „daß, wer in Deutschland Spuren von Gescheitheit an den Tag legt, sogleich für einen Juden gehalten wird und damit dann also erledigt ist“. So ist auch München, „vergiftet [...] durch antisemitischen Nationalismus und Gott weiß welche finsternen Torheiten“, in Gefahr, „als Hort der Reaktion, als Sitz aller Verstocktheit und Widerspenstigkeit gegen den Willen der Zeit“ (X, 225) zu gelten. Die Welt- und Kunststadt droht dann „eine patriotische Provinzstadt zu sein, mit sehr vielen Kriegervereinsumzügen und Fahnnagelungen und hie und da einem Dolchstoßprozeß“ (X, 222). Doch das bessere München ist „unzufrieden [...] mit einer Presse, die sein Ausdruck sein sollte, die aber, im Reden wie im Verschweigen, ungefähr das Gegenteil davon ist“ (X, 226). Mann bringt seinem Münchener Publikum gemeinsame Erfahrungen der letzten Jahre in Erinnerung; sie erscheinen als zeittypisch für den Nationalsozialismus, der – trotz dem mißlungenen Putschversuch von 1923 und nach der lässigen Bestrafung Hitlers durch Festungshaft – sich wieder nachdrücklich bemerkbar macht.

Mit seiner *Deutschen Ansprache* hat Mann vier Jahre später, nach dem Anstieg des Stimmenanteils der Nationalsozialisten bei den Reichstagswahlen von 2,6% auf 18,3%¹⁸ versucht, was er 1926 für München diagnostiziert hatte, auf die Lage in ganz Deutschland anzuwenden und zu zeigen, daß der „politische Platz des deutschen Bürgertums heute an der Seite der Sozialdemokratie“ (XI, 889) sei, die 1918 „das Reich gerettet“ hatte (XI, 885). Die von Stresemann angestrebte „friedliche Revision des Versailler Vertrages mit bewußter Zustimmung Frankreichs“ und „ein deutsch-französisches Bündnis als Fundament des friedlichen Aufbaus Europas“ (XI, 888) seien die entscheidenden Deside-

¹⁸ Die Veränderungen der Stimmenanteile der Parteien sind tabellarisch aufgestellt bei Martin Broszat: *Der Staat Hitlers*, München: dtv 1979, S. 13.

rata. Mann geht es ebenso um Verständnis für die gefährliche innenpolitische Lage des wirtschaftlich und seelisch kranken Landes (XI, 872; 874) wie um Änderung der außenpolitischen Anlässe. Nachdrücklich lehnt er das nationalsozialistische Schlagwort gegen die Sozialdemokratie, „das Wort voll ruchloser Ungerechtigkeit, das umgeht, dies vollkommen gewissenlose Wort von den ‚Novembervbrechern‘“ ab, das in jenem Wahlkampf 1930 tatsächlich ein zentrales Agitationsprogramm der NSDAP zur Diskreditierung der gemäßigten Parteien war.¹⁹ Es sei 1918 kein Verbrechen gewesen, die „Macht zu ergreifen in einem Augenblick, da die Geschichte sie einem aufdrängt und niemand sonst da ist, sie aufzunehmen“ (XI, 885). Andere „Versuche, den demokratischen Parlamentarismus zu überwinden“, wie die bolschewistische „Diktatur einer Klasse“ und der italienische Faschismus „des demokratisch erzeugten cäsarischen Abenteurers“ seien „der Natur des deutschen Volkes noch blutsfremder“ (XI, 876). Wieder sieht Mann die Wendung gegen die Republik als Ausdruck einer Zeitwende, als einen „Rückschlag“, der „den Geist, unter dem man schlechthin das Intellektuelle verstand, als lebensmörderisch verpönte“ (XI, 877). Der so freigesetzte „militante Nationalismus“ und seine angeblich „fanatische Liebe zu Deutschland“ (XI, 881) äußere sich nun als „Haß [...] auf alle Deutschen, die nicht an seine Mittel glauben und die er auszutilgen verspricht, was selbst heute noch ein umständliches Geschäft wäre“. Mann hat die beginnende gefährliche ideologische Bestimmung des Deutschen klar erkannt: „Ist das Wunschbild einer primitiven, blut reinen, herzens- und verstandeschlichten, hackenzusammenschlagenden, blauäugig gehorsamen und strammen Biederkeit, diese vollkommene nationale Simplizität, auch nach zehntausend Ausweisungen und Reinigungsexekutionen zu verwirklichen in einem alten, reifen, vielerfahrenen und hochbedürftigen Kulturvolk“, das Goethe, Schopenhauer, Nietzsche und Wagner kennt? (XI, 881). Politisch geborgen und damit gefeit gegen den Nationalsozialismus erscheint Mann der katholische Teil des deutschen Bürgertums (XI, 882). Dem Rest empfiehlt er die deutsche Sozialdemokratie, deren sogenannter Marxismus, „ein begriffliches Schreckgespenst“, mit dem „schlauer und schädlicher Mißbrauch getrieben werde“, darin bestehe, drei Aufgaben zu lösen: die Lebenshaltung der arbeitenden Klasse zu schützen, die bedrohte demokratische Staatsform zu sichern und außenpolitisch für Verständigung und Frieden einzutreten (XI, 882). Ist, gemessen an „der sozialdemokratischen Massenorganisation“, der Nationalsozialismus „parteimäßig gesehen nicht vielleicht ein Koloß auf tönernen Füßen, der an Dauerhaftigkeit nicht zu vergleichen ist“ (XI, 880)? Allerdings zeigen

¹⁹ Vgl. Karl Dietrich Bracher: *The German Dictatorship. The Origins, Structure and Consequences of National Socialism*, Harmondworth: Penguin 1978, S. 232.

sich überall in Europa, in Polen, Finnland, Rußland, Italien, Südtirol, Symptome von „Verwilderung, Verhöhnung“, „Losbändigkeit der Instinkte, Emanzipation der Roheit, Diktatur der Gewalt“ (XI, 879). Ja, selbst sein Lieblingsbegriff eines Dritten Reiches der Humanität ist ideologisch verhunzt worden: „Fanatismus wird Heilsprinzip, Begeisterung epileptische Ekstase, Politik wird zum Massenopiat des Dritten Reiches oder einer proletarischen Eschatologie, und die Vernunft verhüllt ihr Antlitz.“ (XI, 880) So deutlich hatte Mann bislang nicht gesprochen. Eingeschobene Schimpfreden rhetorisch aufgehörter Polemik (XI, 878-879; 880) sind dagegen die am wenigsten effektiven Teile seiner Ansprache.

Manns Versuch, sich im März 1931 als Intellektueller mit einem längeren Aufsatz über *Die Wiedergeburt der Anständigkeit* in die Zeitgeschichte und Kulturpolitik einzuschalten, ist angeregt durch die Reaktionen auf jene Berliner Rede vom Vorjahr. Er will zeigen, daß durch die Literaten der Reaktion die Ideen der in der „Sphäre reiner Erkenntnis“ doch immerhin echten Revolution „auf dem Wege über konservative Monatsschriften ins Feuilleton der rüstungsindustriellen Presse“ gelangen; er nennt Nietzsche, Hamsun, George und Klages. Was dabei herauskomme, sei „konservative Revolution“ im schlechten Sinne – auch hier scheint Thomas Mann bereit, einen seiner mißverständlich gewordenen Lieblingsbegriffe aufzugeben –, ist „letzte politisch-kulturelle Reaktion“, nämlich „Volksverdummung, Volksverhetzung und Volksunterdrückung“, sieht aus „nach Lüge, Mord und Krieg“ (XII, 659). So wie er in Deutschland, wurden, so schreibt er, in Frankreich im Figaro 186 französische Schriftsteller verspottet, die sich in Notre Temps für Frieden und Verständigung mit Deutschland eingesetzt hatten (XII, 663). Er verspottet den Versuch des ‚Literaten‘ Rudolf Ibel, den Ideen von Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit „ihren ‚hirnlichen‘ Charakter“ zu nehmen und sie „im ‚erdbedingten Raum‘“ zu verwurzeln (XII, 667): „Wahrheit, das sind dann die Lügen, mit denen man ein Volk über seine eigene Auserwähltheit und die tiefere Minderwertigkeit der andern bewirtet; Freiheit ist die völkische Reaktion gegen das Eindringen Europas; Recht und Gerechtigkeit der Tendenzspruch, den ein politisierter Richter gegen die Republik fällt“ (XII, 667). Einen ähnlichen „Literaten der Anti-Idee“, „die widrigste Erscheinungsform alles Intellektualismus“, hat man in Deutschland „Miene gemacht, sich zum Führer zu küren“ (XII, 676). Hitler tritt auf als der verkommene Literat!

Mann spielt auch an „auf die Weimarer Bilderbeschimpfung“ (XII, 661). Wir erinnern uns: nach den thüringischen Landtagswahlen vom 8. Dezember 1929 war die NSDAP zum ersten Mal Regierungspartner geworden und Wilhelm Frick, der frühere Leiter der Politischen Abteilung der Münchener Polizeidirektion, der 1933 Hitlers Reichsminister des Innern wurde, war am 23. Ja-

nuar 1930 zum Innen- und Volksbildungsminister gewählt worden; am 1. April 1931 sollte der thüringische Landtag ihm dann allerdings das Vertrauen entziehen und damit diese ersten nationalsozialistischen Regierungshandlungen beenden. Am 29. März 1930 erließ Frick ein Ermächtigungsgesetz zum ‚Kampf gegen marxistische Verelendung‘. Mit einem weiteren Erlaß ‚Wider die Negerkultur für deutsches Volkstum‘ vom 5. April 1930 begann der Kulturkampf; im Oktober ließ Schultze-Naumburg in Weimar die Wandfresken Oskar Schlemmers übertünchen und wenige Tage später wurden auf Befehl des Frickschen Ministeriums siebzig Bilder der Moderne aus dem Weimarer Schloßmuseum entfernt. Damit war es dem in München entstandenen ‚Kampfbund für deutsche Kultur‘ gelungen, regierungsamtlich gegen die als entartet verschrieene künstlerische Moderne einzugreifen. Für Mann, der die Münchener Vorspiele dieser Bewegung aus der Presse und den seit 1929 an der Universität gehaltenen Vorträgen von Othmar Spann, Alfred Heuß, Alexander von Senger, Eugen Diederichs, Alfred Rosenberg, Paul Schultze-Naumburg wahrgenommen haben muß, waren die Weimarer Ereignisse „ein Beispiel derselben elenden Barbarei, deren Heraufkunft die *Deutsche Ansprache* verhindern helfen sollte“ (XII, 661). Überdies hatte Frick übrigens Ende 1930 auf Hitlers Wunsch dem Rassenforscher Hans F. K. Günther in Jena einen ‚Lehrstuhl für menschliche Züchtungskunde‘ eingerichtet.²⁰ Der wirkliche Künstler weiß sich „den *geistigen* Prinzipien der Ordnung, der Form, der Sinngebung“ verbunden, weiß, daß „Kunst das Zünden des Geistes in der Materie ist“ (XII, 674).

Im August 1932, nach den Reichstagswahlen vom 31. Juli, die den Stimmenanteil des NSDAP auf über 37% verdoppelt hatten (Hermann Göring wurde Reichspräsident), schrieb Mann im Berliner Tageblatt unter dem Titel *Was wir verlangen müssen*. Das geschah nach dem zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl im April, in der Hitler erneut vergeblich gegen Hindenburg kandidiert hatte. Noch einmal bekannte Mann sich zur „sozialen Republik“ (XIII, 625) und forderte von der Reichsregierung, sie solle die „barbarischen Entartungen des inneren deutschen Lebens“ ausrotten (XIII, 624). Er bezog sich direkt auf „die blutigen Schandtaten von Königsberg“ (XIII, 623), auf die Amtsenthebung der „langjährigen und verdienten Hüter der Ordnung in Preußen“ (XIII, 623), d. h. den sog. ‚Preußenputsch‘ vom 20. Juli 1932, mit dem durch Notverordnung und mit Hilfe des militärischen Ausnahmezustandes die nicht mehr mehrheitsfähige sozialdemokratische Regierung Otto Brauns des Amtes enthoben und Franz von Papen Reichskommissar für Preußen geworden war. Er nannte die „erzwungene Aufhebung des Uniform-

²⁰ Zu dem ganzen Hintergrund dieser Ereignisse siehe Hildegard Brenner: Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, Reinbek: Rowohlt 1963, S. 7-35.

verbotes“ (XIII, 624), das gegen SA und SS im April verhängt, aber am 14. Juni aufgehoben worden war, woran sich am 17. Juni der Altonaer Blutsonntag angeschlossen hatte, wo die wieder zugelassene SA bürgerkriegsähnliche Straßenkämpfe – 19 Tote, 285 Verletzte – mit den Kommunisten provoziert hatte, was Papen den Anlaß zur Absetzung der preußischen Regierung gegeben hatte.²¹ Mann ist bereit zuzugeben, daß „zu den dreizehneinhalb Millionen, die der falsche Messias [Hitler, bei den Reichstagswahlen vom 31. Juli 1932: 230 Mandate] an sich gezogen hat, viele Gutgläubige zählen, die nichts zu tun haben mit diesem Treiben und sich seiner schämen“ (XIII, 624). Was not tut, ist eine klare Linie der Reichsregierung und die Bereitschaft, „alle Macht, die sie sich nimmt und die man ihr nur dazu gewährt“, einzusetzen zum Schutze des Staates. „Das Deutschland, das diesen Namen verdient, hat es satt, endgültig satt, sich tagaus, tagein durch Prahlereien und Drohungen der nationalsozialistischen Presse und durch das halbnärrische Geifern sogenannter Führer, die nach Köpfen, Hängen, Krähenfraß und Nächten der langen Messer schreien und all das, mit Recht, wenn es nach ihnen ginge, als unmittelbar bevorstehend verkünden, die Lebensluft im Vaterland vergiften zu lassen“ (XIII, 624). Es zeigt sich an diesem Beispiel besonders deutlich, wieviel Zeitgeschichte gerade diese Texte aus den letzten Monaten der Weimarer Republik als Bezugspunkte und als dem Publikum leicht verständliche Zitate in sich aufgenommen haben.

Manns *Bekanntnis zum Sozialismus* vom Januar 1933 bezieht sich noch einmal zurück auf sein „Bekanntnis zur sozialen Republik“ (XII, 679) in seiner *Deutschen Ansprache* vor mehr als zwei Jahren. Sich überzeugt gebend, daß das „Rasen der nationalen Leidenschaften“ nichts weiter sein kann als „ein spätes und letztes Aufflackern eines schon niedergebrannten Feuers, ein sterbendes Wiederaufflammen, das sich selbst als neue Lebensglut mißversteht“, verteidigt er ein letztes Mal seinen Begriff der Kunst als das „vollendete ‚Dritte Reich‘, von dem humane Geister geträumt haben und dessen Name heute so mißbräuchlich geführt wird“, als „die Einheit [...] von Leiblichkeit und Geistigkeit, des Natürlichen und des Menschlichen“. Kunst ist per definitionem das „Zünden des Geistes in der Materie; der natürliche Trieb zur Gestaltung und Vergeistigung des Lebens“ (XII, 679-680). Ein Nietzsche-Zitat variierend definiert er noch einmal programmatisch seinen Sozialismus: es sei nichts „als der pflichtmäßige Entschluß, den Kopf nicht mehr [...] von in den Sand der himmlischen Dinge zu stecken, sondern sich auf die Seite derer zu schlagen,

²¹ Vgl. Der große Ploetz. Auszug aus der Geschichte, Würzburg: Ploetz, 29. Auflage 1980, S. 931-932. Karl Dietrich Bracher: The German Dictatorship. The Origins, Structure and Consequences of National Socialism, Harmondsworth: Penguin 1978, S. 215-243. Alan Bullock: Hitler. Eine Studie über Tyrannei, Düsseldorf: Droste 1961, S. 210.

die der Erde einen Sinn geben wollen, einen Menschensinn“ (XII, 681). Es war zu spät.

Wir haben gesehen, daß dieser „pflichtmäßige Entschluß“ zum Dienst an der Zeit Thomas Mann über gut zehn Jahre hin in den Vorträgen, Reden und Essays, die sein Werk als Romancier begleiten, zunehmend, nachdrücklich und unter oft sehr konkreten Anlässen dazu gebracht hat, als Intellektueller an Verstand und Vernunft zu appellieren, um dem immer stärker werdenden Nationalsozialismus zu wehren. Auffällig ist dabei, wie sehr er bemüht ist, als Pädagoge der Jugend sich optimistisch zu geben und den Einfluß der Intellektuellen und ihrer Bemühungen hoch anzusetzen. Kein Einzelner kann den zu einseitig belasteten Kahn der Zeit im Gleichgewicht erhalten. Es ist Mann – und vielen anderen – nicht gelungen, eine genügend große Anzahl von Menschen zu überzeugen, sich auf die andere Seite des Kahnens zu begeben. Doch wir sollten das zu einfache Bild nicht weiter strapazieren; die realen Machtverhältnisse waren sehr viel komplizierter, als Manns Lieblingsmetapher einzugestehen wagte.

Ruprecht Wimmer

„... mit dem Herausgeber und Vollstrecker nach Gutdünken umgehen mochten“.

Gedanken zu einer Edition des *Doktor Faustus*¹

I

Thomas Mann war ein leidenschaftlicher Vollender. Das Fertigwerdenwollen und -müssen ließen ihn durchhalten, halfen ihm, Phasen des Zweifels am entstehenden Werk und des Überdrusses vor den bereits geschriebenen Teilen zu überwinden. Diese Passion des Abschließens ging bekanntlich so weit, daß er eigene Pläne, deren Verwirklichung unmöglich schien, an einen fiktionalen Autor weitergab und von diesem ausführen ließ. Die beiden Werkkataloge Gustav Aschenbachs enthalten zweierlei: in der andeutenden, halb-charakterisierenden Paraphrase der Aschenbachschen Heldentypen die geschriebenen Werke Thomas Manns, und in der exakteren, bis zur Titelnennung gehenden Kennzeichnung die ungeschriebenen. Daß er den *Felix Krull* wegen des *Tod in Venedig* hatte liegenlassen müssen, verfolgte Thomas Mann lebenslang: Vor jedem neuen Werkplan steht der Gedanke, die Hochstaplergeschichte wieder aufzunehmen – bis sie schließlich im hohen Alter zu dem Ende geführt wurde, das der Stoff noch ermöglichte. Und an einem ihrer Geburtstage bedichtete er Katia:

Bleibe Du mir auf dieser Erden,
So soll alles fertig werden! (XI, 522)

Hatte er dann abgeschlossen, dann war das oft gleichbedeutend mit der abrupten Abwendung vom Vollendeten. Er nannte sich einen „Mann des Scripsi“, das letzte, was er, nicht immer sehr sorgfältig, las, waren die Druckfahnen. Wenn das Buch erschienen war, nahm er es meist nur widerstrebend und für öffentliche Anlässe zur Hand.

Das Ablegen, das Sich-aus-den-Augen-Tun brachte es mit sich, daß er sich auch geistig und gedächtnismäßig vom Vergangenen befreite. So gingen alle diejenigen Leser leer aus, die nach der *Josephs*-Zeit noch ägyptologische De-

¹ Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich um einen Vortrag, der am 7. Juni 1997 im Rahmen des *Doktor Faustus*-Kolloquiums in Zürich gehalten wurde.

tails von ihm erfragen wollten, und er erinnerte sich später nicht mehr daran, daß er das Motiv des „Schluckaufs“ in *Buddenbrooks* humoristisch verwendet hatte. Doch hielt er es bei all diesem Endgültigkeitsdenken nicht mit Stefan George. Er vernichtete keine Manuskripte und Entwürfe, sondern „packte“ alles „weg“: die Handschrift, maschinenschriftliche Übertragungen (samt ausgedruckten Blättern), die vorbereitenden Notizenkonvolute und Materialien wie Bilder, Briefe und Zeitungsausschnitte, die er in der Vorbereitungszeit zusammengetragen hatte.

Dieses Verfahren, wenn es denn wirklich in jedem Fall genauso praktiziert wurde, hat für einen Herausgeber bestimmte Folgen. Anders als die Kollegen, die sich mit Büchner, Kafka und Musil beschäftigen, sieht er einen „Schlußtext“ vor sich, der mit einem stillschweigenden Imprimatur des Autors versehen ist, und dieser Schlußtext gibt dem editorischen Geschäft die Perspektive. Notizen, Entwürfe, Manuskript- und Typoskriptfassungen haben den Charakter des Hinführenden, Vorläufigen, letztlich Überholten und sind in dieser Funktion sichtbar zu machen. All das scheint auf den ersten Blick auch für den *Doktor Faustus* zu gelten. Thomas Mann hat dem Altersroman bekanntlich einen eigenen Werkstattbericht gewidmet. Diese *Entstehung des Doktor Faustus* trägt den Untertitel *Roman eines Romans*. An ihrem Ende heißt es vom *Faustus* programmatisch: „Der Roman seiner Entstehung war beendet. Derjenige seines Erdenlebens begann.“ Da steht Kinder- und Geburtsmetaphorik dahinter: Das Kind ist geboren, es ist, wie es ist, und geht seiner Wege. Die dem Schlußzitat vorangehenden Passagen des Entstehungsberichts machen allerdings deutlich, daß es mit dem Abschied vom Text diesmal nicht ganz so einfach war; Thomas Mann kam von seinem „wildesten Buch“ nicht sofort los:

„Sinnende und bessernde Beschäftigung mit dem Manuskript heißt es noch manchen Tag.“ [Im Tagebuch, R. W.] Ich tilgte Einzelheiten der Nachschrift, die man beim Vorlesen allzu bedrückend gefunden, kam bastelnd auf die Violinsonate, die Kammermusik zurück, setzte das Dante-Motto und hielt eine Weile für ratsam, der schweren Kapitelmasse durch die Einteilung in sechs ‚Bücher‘ eine klarere Form zu geben. Das war schon ausgeführt, als ich doch den Plan wieder fallen ließ. Eine Woche verging noch, die erste des Februar, bis ich das Buch für ‚endgültig abgelegt‘ erklärte und nicht mehr Hand daranzulegen beschloß. (XI, 300)

Doch auch diese Schilderung der Abnabelungsprobleme ist nicht vollständig, und sie ist ein wenig geschönt. Die *Entstehung* trägt ihren Untertitel zu Recht; sie wendet manche harten Realitäten ins Literarisch-Ausgewogene oder übergeht sie – und muß sich durch die Tagebücher korrigieren lassen. „... bis ich das Buch für endgültig abgelegt erklärte“ heißt es in der *Entstehung*; in den Tagebüchern liest man’s etwas anders: „Das Violinkonzert fertig umgeschrieben

und endgültig abgelegt.“ Das geschah laut Tagebuch am 6.2.1947, eine Woche, nachdem das letzte Wort der Nachschrift zu Papier gebracht war, und Thomas Mann hatte nur einen Kapitelteil gewissermaßen mit dem Imprimatur versehen. Erst am 25. Februar wurden zwei Maschinenabschriften des Romantextes an Mrs. Lowe-Porter, die Übersetzerin, und an Bermann, den Verleger, geschickt, und bis dahin gab es noch mancherlei zu tun. Aber selbst mit der Ablieferung der beiden vollständigen Typoskripte war die Auseinandersetzung mit dem Textdetail noch nicht beendet. Thomas Mann scheint zwar die Fahnen nur auf Druckfehler und stilistische Versehen hin gelesen und keine größeren Eingriffe vorgenommen zu haben – er schrieb das Buch nicht wie Gerhart Hauptmann „in den Fahnen“ zu Ende, doch selbst nach dem Erscheinen der Erstaussgaben beschäftigte ihn plötzlich wieder die Länge und „Schwere“ des Romans. Der *Doktor Faustus* war im Oktober 1947 gleich zweimal erschienen: einmal in Amerika als 50fach vervielfältigtes Typoskript, um das amerikanische Copyright zu sichern, dann im Rahmen der Stockholmer Ausgabe, für den Vertrieb außerhalb Deutschlands bestimmt. Schon am 9. November heißt es im Tagebuch:

Abends neue Gewissensaufregung des *Faustus* wegen, dessen technisch-musikalische Beschwerden zum mindesten für die nicht-deutschen Leser und bei den Übersetzern dem Buch abträglich sein mögen.

Am Tag darauf macht sich Thomas Mann mit Erika ans Werk, er streicht in den folgenden Tagen zahlreiche entsprechende Textstellen, und zwar mit Blick auf fremdsprachige Editionen, aber auch auf die demnächst erscheinenden, für den deutschen Vertrieb bestimmten, Ausgaben. 1948 erschien dann der *Doktor Faustus* gekürzt bei Bermann-Fischer in Wien, Suhrkamp druckte den Roman im gleichen Jahr als deutsche Lizenzausgabe. Hier begegnet dann erstmals die Schlußbemerkung, die auf Schönberg als den Vater der 12-Tonmusik verweist.

Die eben erwähnte rigorose Kürzungsaktion war nicht die erste dieser Art; in der *Entstehung* war schon, diesmal in recht getreuer Anlehnung an die Tagebücher, von einer ähnlichen die Rede gewesen; sie gehört noch ins Jahr 1946, in die Phase der Niederschrift, und war erstmals im Juni, nach Thomas Manns Heimkehr von einer schweren Lungenoperation, die die Arbeit monatelang unterbrochen hatte, ins Auge gefaßt worden. Der Vorwurf „böser Längen und Lizenzen“, den Thomas Mann sich in den Wochen der Rekonvaleszenz selbst gemacht hatte, war zunächst beiseite geschoben worden, doch war schon der Gedanke an einen Helfer oder eine Helferin aufgetaucht:

Diese Neigung, die Verantwortung für weitere Eingriffe, die vermutlich energischer Art sein mußten, anderen zuzuschieben, gehörte wohl meinem an Schonung gewöhn-

ten Rekonvaleszenten-Zustand an, hing aber auch zusammen mit meiner geheimen Auffassung des Werkes als eines Vermächtnisses, auf dessen Öffentlichwerden ich kaum persönliche Rücksicht nahm und mit dem Herausgeber und Vollstrecker nach Gutdünken umgehen mochten. Zeitweilig wenigstens war dies meine Anschauungsweise. Übrigens aber hatte ich bei jener Bemerkung wohl schon diejenige Person meiner Umgebung im Auge, für die das väterliche Wort galt: „Mit mir nur rat' ich, red' ich zu dir“ und deren Rat nur meine eigene Rede sein würde. (XI, 271 f.)

Natürlich verweist das Wotan-Zitat aus der *Walküre* auf das „kühne, herrliche Kind“, auf Erika – und etwa zwei Monate später, „nach Mitte August“ hatten dann „Ratssitzungen“ begonnen, in denen, eigener Aussage nach, das Zögern auf seiten derjenigen war, die die Streichungen vorschlug, während der Autor nahezu jedes vorgeschlagene Textopfer mit Leichtigkeit brachte. Vieles war in diesem ersten Durchgang getilgt worden: einige Passagen der Kretzschmar-Vorträge, die schon manche Kürzungen hinter sich hatten, der Schlafstrohgespräche, ferner war das „Schwelgen in den Brentano-Liedern eingedämmt, aus der Halle-Theologie ein ganzer Professor mit seinem Kolleg hinausgeworfen“ worden. (XI, 282)

Und nun, 1947 also, kamen weitere, bedeutende Striche hinzu, 26 an der Zahl, die schließlich den Text ergaben, den wir heute, in welcher Ausgabe auch immer, in den Buchhandlungen kaufen, den wir, wenn wir nicht textkritisch arbeiten, für unsere Bücher, Aufsätze und Hauptseminararbeiten benutzen.

Es ist diesmal nichts Rechtes mit dem „Schlußtext“, dem Imprimatur Thomas Manns, der Erika als sein zweites Ich bei mehrfachen Redaktionen akzeptiert, der mit halber Einschränkung bekennt, daß er den Roman als „Vermächtnis“ betrachte und dem Gutdünken der „Herausgeber und Vollstrecker“ überlasse. Wahrscheinlich geht er hier wieder einmal in Spuren: Goethes nachlässiger Umgang mit *Wilhelm Meisters Wanderjahren* und sein Zutrauen in Eckermanns redaktionelle Fähigkeiten waren ihm bekannt, der Goethesche Altersroman gehört zu den Lektüren der *Faustus-Zeit*.

II

Ein nach der üblichen Vorbereitungs- und Sammelzeit langsam, aber stetig wachsendes Manuskript mit den üblichen, teils spontanen, teils weiter sich zurückerstreckenden Korrekturen, eingeschobene Rückwendungen zu früheren Passagen und deren Überarbeitung, eine erste, große Kürzungsaktion nach einer krankheitsbedingten Unterbrechungs- und Reflexionsphase, das zögernde, immer wieder zurückkehrende Abschiednehmen vor dem ersten Druck, die zweite Kürzung zwischen Erst- und Zweitdruck: das ist das

anzudeutende Profil der Textgenese, und der Herausgeber hat sich zwei Fragen zu stellen:

1. Wie ist dieser durch die Tagebücher der Entstehungszeit und die *Entstehung* selbst beschriebene Weg zusätzlich dokumentiert? Was liegt an Archivmaterialien vor?
2. Was davon muß und kann in einer Edition, die innerhalb eines Projektes wie der geplanten Großen Kommentierten Frankfurter Ausgabe (GKFA) steht, sichtbar gemacht werden?

Zunächst also zu den *Archivmaterialien*: Es ist bekannt, daß der *Doktor Faustus* in Thomas Mann jahrzehntelang heranreifte. Daß die ersten Motive und Ideen in die Jahre nach dem Erscheinen der *Buddenbrooks* gehören, geht aus den Notizbüchern hervor, konkret aus dem 1901 begonnenen Notizbuch 7. Der darin enthaltene sog. „Dreizeilenplan“, das Motiv vom syphilitischen Künstler, den nach einer Zeit der Inspiration der Teufel holt, wird von Thomas Mann in der *Entstehung* fälschlich auf 1901 datiert, er ist ein paar Jahre jünger und sollte ursprünglich entweder zum Projekt des Münchener Gesellschaftsromanes gehören, der den Arbeitstitel *Maja* trug, oder zum Motivfundus einer in Aussicht genommenen Novelle *Die Geliebten*. Aus der Existenz dieser Notiz wird exemplarisch deutlich, daß der Materialbereich Notizbücher – Briefe – Tagebücher in seiner Gesamtheit in den Blick zu nehmen ist. Es ist für die Rekonstruktion der Genese des Romans unverzichtbar, anhand der erhaltenen Dokumente zu verfolgen, wie die Motivkomplexe des vom Teufel inspirierten syphilitischen Künstlers, der Faustfigur und des Faustschicksals, des Münchener Gesellschaftsromanstoffes *Maja*, des „Nietzsche redivivus“ und der Musik als Kunstparadigma auftauchen, verschwinden, sich verbinden und schließlich durch die politischen Ereignisse – Emigration und Weltkrieg – im Vorhaben des großen Bekenntnisromans Gestalt annehmen. Die erhaltenen Notizbücher sind von Hans Wysling, die Tagebücher von Peter de Mendelssohn und Inge Jens herausgegeben, die Briefe kennen wir aus verschiedenen Auswahlgaben – eine große überschauende Edition, für die Thomas Sprecher verantwortlich zeichnen wird, ist im Rahmen der Großen Kommentierten Frankfurter Ausgabe in Vorbereitung. Das *Maja*-Projekt wurde von Hans Wysling im 1. Band der Thomas-Mann-Studien bereits vor der Herausgabe der meisten oben genannten Belege beschrieben; der *Faustus*-Herausgeber kann also auf viele gedruckte Dokumente zurückgreifen.

Von den nicht edierten Dokumenten sind hier zu nennen die sog. Materialien 6 des Züricher Thomas-Mann-Archivs und das ebenfalls dort aufbewahrte Notizenkonvolut. Sie stammen teils aus der unmittelbaren Phase der Vorberei-

tung, also aus den Frühjahrsmonaten des Jahres 1943, teils aus der Zeit der Niederschrift, die sich exakt vom 23.5.1943 zum 29.1.1947 erstreckt.

Die *Materialien 6* umfassen 116 Blätter; sie bestehen im wesentlichen aus Zeitungsausschnitten, Broschüren, Notizen und Exzerpten – oft von fremder Hand und nicht zu verwechseln mit den strenger werkbezogenen Notizen des Konvoluts –, aus Typoskripten anderer Verfasser, Konzertprogrammen, Fotokopien. Der Bezug der einzelnen Texte zum Werk, ihre Funktion für die Genese sind höchst unterschiedlich und sind von Fall zu Fall zu bestimmen. Die Bandbreite des Vorhandenen ist durch einige Beispiele zu konkretisieren: Es finden sich mehrseitige handschriftliche Informationen eines Arztes zum Krankheitsverlauf der Syphilis, die losen Blätter des Zeitschriftenartikels: „Hymns and Music of the Pennsylvania Seventh-day Baptists“, das Arietta-Thema von op. 111 in der Handschrift Adornos, der Zeitungsausschnitt eines Artikels, der die These behandelt, Beethoven habe keine Fuge schreiben können, und jener Brief Bruno Walters vom 31.5.1943, in dem er die Aufnahme der Echo-Figur in den Roman befürwortet und für die Durchführung ein „Allegro moderato“ vorschlägt. Thomas Mann, der damals schon wußte, daß er Echo keineswegs als aufhellendes, die allgemeine Dämonie milderndes Moment einsetzen würde, hat neben das „Allegro moderato“ ein starkes, vielsagendes Ausrufezeichen gesetzt.

Das *Notizenkonvolut* beschreibt Thomas Mann selbst in der *Entstehung*:

Ein starkes Konvolut von Notizen, die Komplexität des Vorhabens bezeugend, hatte sich angesammelt: an zweihundert Halbquartblätter, auf denen, ungeordnet und von durchlaufenden Strichen eingefast, ein buntes Zubehör aus vielen Gebieten, dem sprachlichen, geographischen, politisch-gesellschaftlichen, theologischen, medizinischen, biologischen, historischen, musikalischen, sich drängte. (XI, 162)

Diese Charakteristik ist recht präzise, sie sagt freilich nichts davon, daß das teilweise von Thomas Mann und dann endgültig vom Thomas-Mann-Archiv paginierte Konvolut – es umfaßt insgesamt 216 Blätter – keineswegs die Notizen in der chronologischen Folge ihrer Entstehung enthält. Schon die von Thomas Manns Angabe doch deutlich differierende Blattzahl weist darauf hin, daß während der Niederschrift wie auch in den Schreibpausen weitergesammelt, notiert und umgeschichtet wurde. Offenbar wurden gelegentlich verstreute Notizen unter einem sachlichen Oberbegriff neu zusammengestellt, so daß sich Wiederholungen und Überschneidungen ergeben. Eine weitere Schwierigkeit für den Bearbeiter besteht darin, daß Thomas Mann seine „Quellen“, also meist die Bücher, die er gerade exzerpierte, auf den Notizblättern kaum je angibt. Hier helfen natürlich die Tagebücher, hier hilft die *Entstehung*, und hier helfen auch die im Thomas-Mann-Archiv vorhandenen Bücher

aus Thomas Manns Bibliothek, speziell deren Anstreichungen. Das Konvolut hat bereits 1975 eingehende Beachtung in Lieselotte Voss' Buch über „Die Entstehung von Thomas Manns Roman ‚Doktor Faustus‘“ gefunden; sie versucht eine Beschreibung, eine Durchstrukturierung und streckenweise auch die Auswertung, die Rekonstruktion eines „organischen“ Entstehungsprozesses (S. 5), der sich vom Notizenkonvolut hin zum Text des Romanes vollzieht. Damit konnte sie eine strenger philologische Durcharbeitung der Notizen in die Wege leiten; sie hat einige, aber noch nicht genügend viele Nachfolger gefunden, denn man kann nicht sagen, daß das Konvolut insgesamt erschlossen und in seiner Bedeutung für den Roman ausgeschöpft ist. Außerdem war erschwerend, daß Voss weder Zugang zu den Notizbüchern, noch zu den Tagebüchern hatte. Sie gelangt jedoch deutlich über den Kenntnisstand von Gunilla Bergsten hinaus, die auf einer noch schmaleren Basis arbeiten mußte. Bergstens Dissertation „Thomas Manns ‚Doktor Faustus‘“ kam 1974 in zweiter ergänzter Auflage heraus, elf Jahre nach dem ersten Erscheinen. Sie mußte sich noch ausschließlich auf die Materialmappe und die Bücher von Thomas Manns Bibliothek stützen und war so gezwungen, sich auf die systematische Beschreibung von Quellengebieten zu beschränken.

Das *Manuskript* selbst besteht aus drei Blättern Titelei und über 800, von Thomas Mann selbst durchpaginierten Textblättern im Quartformat, von Thomas Manns kleiner, feingliedriger, schwer zu lesender Handschrift meist einseitig bedeckt, das Papier ist „glatt und fest“, wie Thomas Mann es liebte, gelegentlich werden die Rückseiten von Briefbögen der Library of Congress benutzt. Leider sind zwei Seiten verlorengegangen, darunter die erste, die jedoch durch eine Fotokopie ersetzt ist. Interessant sind das zweite und dritte Blatt der Titelei, die den Plan der oben erwähnten Großenteilung in Bücher dokumentieren; Blatt zwei enthält neben dem Dante-Motto eine „Technische Bemerkung“, die für die Rückseite des gedruckten Titelblattes vorgesehen war:

Der immer auf Schonung des Lesers bedachte, um dessen Geduld besorgte Verfasser hat sein Werk nachträglich in 6 Kapitelgruppen, sogenannte ‚Bücher‘ gegliedert, in dem Wunsch, größere Übersichtlichkeit damit zu erzielen. Ursprünglich lief die Biographie in XLVII durchgehend nummerierten Kapiteln nebst der ‚Nachschrift‘ fort, wie noch an einer oder der anderen Stelle des Textes ersichtlich ist.

Da stand der auf Lesbarkeit bedachte Thomas Mann, der über Hermann Brochs *Tod des Vergil* gespottet hatte: „Man lechzt nach römisch II“, im Widerstreit mit dem Zahlensymboliker Thomas Mann, dem es um die numerische Gesamtstruktur hätte gehen müssen, um die geheime 7×7 Zahl 49, erreicht durch die Dreiteilung eines Kapitels, um die exakte Mittelstellung des Kapitels XXV, des Teufelsgesprächs, und anderes mehr. Die vorgesehene Zusammenfassung

in Bücher, wie sie dann auf Blatt drei der Titelei niedergelegt ist, hätte den geheimen Aufriß des Baus nahezu unzugänglich gemacht, zumal Thomas Mann ausdrücklich anordnete: „Die Kapitel werden nicht durchnummeriert, sondern jedes Buch beginnt wieder mit I.“ Dem Manuskript beigegeben sind noch zwei maschinenschriftliche Blätter „Zitatenverzeichnisse“.

Die Handschrift des *Doktor Faustus* praktiziert jene Klarheit und Genauigkeit, die Thomas Mann laut eigener Aussage von sich immer wieder forderte, um exakte Abschriften, bzw. zu Zeiten, wo noch das Manuskript selbst in die Setzerei ging, den genauen Druck zu gewährleisten. Pedantisch markierte Korrekturen, Kürzungen, Einfügungen sind in allen Größenordnungen vorhanden; Erweiterungen respektive Umarbeitungen, die auf die Rückseite eines Blattes zu stehen kommen, oder für die ein eigenes eingeschobenes Blatt angelegt wird, werden im durchlaufenden Text durch Sternchen in roter Tinte angezeigt, an ihrem Ende heißt es dann regelmäßig: „Zurück zu Seite ...“. Besonders auffällig sind zahlreiche Streichungen mit großzügigen, meist Z-förmigen Bleistift- oder Farbstiftstrichen; es sind – nach ersten Stichproben jedenfalls – die Striche des Jahres 1946.

Damit kommen wir zum *Typoskript*, an dem Erika diese ihre Kürzungsvorschläge erarbeitete, die Bleistiftstreichungen im Manuskript selbst scheinen deren „Rückübertragungen“ zu sein. (Dieses Typoskript ist natürlich nicht zu verwechseln mit der maschinenschriftlichen Endredaktion des Textes, die dann als amerikanische Erstausgabe vervielfältigt wurde.)

Ein Ausblick auf das Zustandekommen der Maschinenabschrift ist hier notwendig. Während der ersten Monate der Niederschrift schreckte Thomas Mann noch vor dem Gedanken zurück, das Geschriebene nach und nach tippen oder gar übersetzen zu lassen. Das Tagebuch vom 6.7.1943 meldet: „Der Gedanke nämlich, daß schon jetzt kapitelweise mit der Übersetzung begonnen werden sollte, ist mir höchst beunruhigend. Ich denke noch nicht einmal ans Abschreiben lassen, weil schon das mir wie eine leichtsinnige Indiskretion vorkäme.“ Einen guten Monat später ist es vorbei mit diesen Skrupeln; das Tagebuch am 15.8.1943: „Dr. Joseph [...] beginnt, den Roman abzuschreiben.“ Nun werden in unregelmäßigem Rhythmus Korrekturen am wachsenden Typoskript vorgenommen, die offenbar nicht nur Schreibfehler betreffen. Erschwert wurde das Abschreiben durch die ständigen Rückgriffe des Autors auf frühere Kapitel und deren wiederholte Überarbeitung. Schon beim Schreiben denkt er daran: „Ich schreibe langsam daran weiter, ohne von diesem und jenem zu wissen, ob es stehen bleiben wird.“ (Tagebuch vom 16.2.1944) Im April 1944 setzt offenbar ein zweiter Abschreibevorgang ein; von jetzt ab ist es Hilde Kahn, die das Manuskript – wieder von Anfang an – abtippt. Es stimmt nicht ganz, wenn Thomas Mann am 1. Mai 1944 an Helen T. Lowe-Porter

(wohl um sie vom Übersetzen vorerst noch abzuhalten) schreibt: „Obwohl ich auf der 220. Manuskriptseite bin, habe ich bisher noch nicht einmal an die Maschinen-Abschrift denken mögen, denn von manchem weiß ich noch nicht, ob es stehen bleiben wird.“ Und immer noch bleibt die gar nicht so merkwürdige Scheu, dem eigenen Text im Typoskript gegenüberzutreten (vgl. Tagebuch vom 14.7.1944) – und für die Abschreiberin das Problem des immer wieder zu Früherem zurückkehrenden Autors. Schließlich gehen – Anfang 1945 – doch die ersten Teile der Abschrift an die Übersetzerin, im Dezember des Jahres erhält Adorno ein Typoskript „alles Vorliegenden“. Das liegt alles vor der Zeit der ersten großen Streichaktion: Bereits in dieser Phase wurden Typoskriptblätter umgearbeitet, ausgeschieden, neu geschrieben. Nach der Krankheitspause wird dann das bisher vorhandene Typoskript von der Übersetzerin zurückgefordert und in der oben bereits beschriebenen Aktion rigoros durchgearbeitet.

Was ist von alledem erhalten? Offenbar (mindestens) ein Exemplar des Gesamttyposkripts im Original, diesmal nicht im Thomas-Mann-Archiv, sondern in der Thomas-Mann-Sammlung in Yale liegend, insgesamt 955 Blätter stark, mit Korrekturen und Tilgungen Thomas Manns, mit gestrichenen und eingeschobenen Seiten. Ich kenne das Exemplar bislang nur aus der im Thomas-Mann-Archiv liegenden Beschreibung, doch deuten die Paginierungen der eingeschobenen und gestrichenen Seiten auf die authentische Maschinenabschrift. Jedenfalls paßt eine Sammlung ausgeschiedener Manuskript- und Typoskriptblätter, die wiederum im Züricher Thomas-Mann-Archiv liegen, sehr oft nach Seitenzahl und Inhalt zu „Yale“. Unter der Signatur „Mp XI/6a grün“ finden sich 177 Blätter, ihnen vorangestellt ist eine Bemerkung und ein handschriftliches Verzeichnis, wohl von Katia stammend: „Dr. Faustus. Ausgeschiedenes. Nach Seitenzahlen geordnet. Zugehörige Manuskriptseiten den betreffenden Maschinenscriptseiten zugeordnet“. Da es sich unter anderem um Seiten aus dem Kretschmar-Kapitel (VIII) und dem Brentano-Kapitel (XXI) handelt, ist es naheliegend, daß wir hier Resultate der ersten Streichaktion von 1946 vor uns haben. Aus dem Erhaltenen geht auch hervor, daß die Abschrift mit zwei Durchschlägen gemacht wurde, in die jeweils die Korrekturen übertragen wurden. Außerdem finden sich noch unter der Signatur „Ms 87 a gelb“ elf maschinenschriftliche Blätter aus der Fitelberg-Szene.

Wir können nun annehmen, daß das durchredigierte Typoskript nochmals ganz abgeschrieben und zur Grundlage jenes Textes wurde, der einerseits mimetisch für die amerikanische Erstaussage vervielfältigt wurde, andererseits als Druckvorlage für den „Stockholmer“ Erstdruck diente.

Die Streichungen, die dann zwischen Erstdruck und Zweitdruck – also Ende des Jahres 1947 – vorgenommen wurden, scheinen nicht in das Manuskript

oder das Typoskript rückübertragen worden zu sein; Thomas Mann nahm sie wohl an einem ausgedruckten Exemplar des *Faustus* vor. Ein im Thomas-Mann-Archiv ausgewiesenes Exemplar des Stockholmer Erstdrucks, das handschriftliche Korrekturen Thomas Manns enthalten haben soll, ist seit längerer Zeit verloren und könnte diese Striche dokumentiert haben; es könnte sich freilich auch um simple Druckfehlerkorrekturen gehandelt haben. Solche Druckfehler – der Stockholmer wie der anderen Ausgabe – sind auf mehreren im Thomas-Mann-Archiv liegenden Blättern aufgelistet. (Ms 91a gelb; Ms IX, 147a-1/1 braun; Ms 57 violett; Mp IX/147a – 1/2 braun).

III

Ich mußte Sie mit diesen Einzelheiten bekanntmachen, meine Damen und Herren, weil für einen Herausgeber „nur das Gründliche wahrhaft unterhaltend“ sein kann – und weil sich alle Editionstheorie ohne Konkreta des jeweiligen Editionsprojekts schlichtweg erübrigt. Ein solches weiteres Konkretum ist nun das „Programm“, ist die Intention des großen Unternehmens, innerhalb dessen die Edition des *Doktor Faustus* ihren Platz haben soll. Sie konnten vor einiger Zeit in der Presse nachlesen, welche Ziele sich die Große Kommentierte Frankfurter Ausgabe (GKFA) des S. Fischer-Verlages setzt. Ich werde deshalb nur kurz und gewissermaßen erinnernd darauf eingehen. Vorweg: Die auf 58 Bände angelegte Edition ist ein ebenso mutiges wie notwendiges Projekt. Mutig, weil sie doch den mit Ausgaben schon bestens ausgestatteten Thomas-Mann-Liebhaber und -spezialisten erneut zum Kauf motivieren und drängen muß. Notwendig, weil sie nach vielen Jahrzehnten des bloßen Wiederabdruckens einen „gesicherten“ Text anstrebt und in gewissem Umfang auch dessen Lesarten präsentiert. Daß es einen solchen „gesicherten Text“ bislang nicht gab, wird Ihnen ein Experiment klarmachen, das leicht durchzuführen ist: Lesen Sie mit mehreren Freunden gemeinsam einen beliebigen Thomas-Mann-Text und bitten Sie jeden, er möge „seine“ Ausgabe mitbringen. Sie werden immer wieder auf Differenzen stoßen: Da wird in *Buddenbrooks* der Bankier Kesselmeyer, der gerade Zigarre raucht, von Grünlich gefragt, ob er „Lust habe“ – der Zigarrenraucher Thomas Mann hat natürlich „Luft“ geschrieben, da schweift Felix Krull in Frankfurt „freudlos“ durch die „bunte Fremde“, obwohl er es nach Thomas Manns Willen „freundlos“ tun sollte, da werden die fränkischen Dialektanklänge Goethes in der *Lotte in Weimar* gnadenlos normalisiert. Es muß der Ausgabe also im Interesse des Lesers und Wissenschaftlers vor allem anderen darum gehen, die Textvarianten kritisch zurückzuverfolgen und – aufgrund welcher Vorlage auch immer – einen berei-

nigten Text herzustellen. Daß sich hier von Werk zu Werk unterschiedliche Probleme ergeben, unterschiedliche Aufgaben stellen, liegt auf der Hand.

Weiter will die Ausgabe die Chance nutzen, die jeweiligen Werke zu kommentieren. Dies ist heute ebenso wie die Herstellung eines gesicherten Textes möglich gemacht durch die deutsche Wiedervereinigung und die Erschließung aller hierzu nötigen Materialien. Kommentieren heißt nun nicht, daß mit einem Kommentar Endgültiges, nicht mehr Ergänzungsbedürftiges festgeschrieben werden kann oder soll; angestrebt ist vielmehr die lesbare Dokumentation des derzeitigen Wissensstandes. Jeder Textband erhält seinen eigenen Kommentarband, der jeweils gleich gegliedert ist: Auf ein einleitendes Kapitel zur Entstehungsgeschichte folgt eine Darstellung der zeitgenössischen und späteren Rezeption (etwa bis zum Tode Thomas Manns), dann ein Abschnitt zur Überlieferungs- und Textlage und zu den Quellen. Danach steht der Stellen- und Zeilenkommentar, der Wort- und Sacherklärungen, Zitatnachweise und ähnliches enthält. Sind zu einem Werk umfangreichere, ausgeschiedene Partien vorhanden, werden sie in einem eigenen Abschnitt präsentiert. Auch wichtige Selbstzeugnisse werden dem Leser angeboten. Den Schluß bilden ein jeweils werkbezogenes Literaturverzeichnis und mehrere Register.

Sie werden Verständnis dafür haben, daß ich Ihnen jetzt nicht die inhaltlichen Probleme skizziere, vor die der Kommentarband speziell den *Faustus*-Herausgeber stellt. Nachdem Sie schon so nebenbei einen Eindruck davon bekommen haben, was im Kapitel über die Entstehungsgeschichte und über die Textgrundlage stehen wird, soll es hier vorwiegend um den Text selbst gehen. Ich erinnere Sie kurz: Wir haben das Manuskript mit Korrekturen und den – wohl „rückübertragenen“ – Strichen von 1946, wir haben das Typoskript als „Werkstatt-Text“ samt seinen ausgeschiedenen und eingeschobenen Seiten, dann die beiden 1947er Erstausgaben, die maschinenschriftliche und die Stockholmer, und schließlich die gekürzten Ausgaben des Jahres 1948.

Was nun kann in diesem Fall „gesicherter Text“ sein – bei der halb konzertierte Freiheit, die Thomas Mann „dem Herausgeber und Vollstrecker“ läßt, bei seiner Feststellung, es handle sich beim Roman um ein Vermächtnis, das ihm selbst gewissermaßen aus der Hand genommen sei, bei seinem fast schon wegwerfenden Äußerungen, die ersten gestrichenen Textpassagen betreffend: „Sie fehlen niemandem, sie fehlen auch mir nicht, sie zu beseitigen, war eine Herzensentlastung...“ (XI, 282)?

Bevor ich Ihnen die Grundsätze vortrage, die sich – nach meiner derzeitigen Kenntnis der Textbewegungen vom Manuskript bis hin zur heute nachgedruckten Version der gekürzten Zweitdrucke des Jahres 1948 – für die Herstellung eines gesicherten *Faustus*-Textes empfehlen, gebe ich Ihnen eine kleine Typologie solcher Textbewegungen. Sie ist nicht vollständig, hat vielleicht

auch noch nicht die nötige Trennschärfe, aber sie ist deutlich genug, um die folgenden Abstraktionen zu begründen. Ein erster der vier vorzustellenden Typen könnte **Variation** heißen. Sie alle erinnern sich an die Stallmagd Hanne auf Hof Buchel. Sie hatte „nackte, ewig mistige Füße“ und einen „Schlotterbusen“ und lehrte die Kinder das Kanonsingen. Sie tritt in einer Art Wiederverkörperung auch bei den Schweigestills auf, und schon im Kapitel IV wird auf diese Reinkarnation verwiesen. Thomas Mann setzt das gute alte sprachliche Leitmotiv ein und schreibt ursprünglich im Manuskript (auf Blatt 39), daß es an „Adrians späterem Aufenthaltsort, gewiß nicht überraschenderweise, auch eine Stallmagd mit Schlotterbusen und ewig mistigen Barfüßen gab“. Die leichte Variation von „Füße“ zu „Barfüße“ unterstreicht humoristisch-spielerisch, daß da ein Gleiches als nicht ganz und vollständig Gleiches wiederkehrt, und es macht nun – verzeihen Sie – einfach Spaß, anhand des Manuskripts festzustellen, daß der Autor diese halbe Wiederkehr in einem zweiten Durchgang ins Relief treibt: er streicht das zweite, ihm wohl zu stereotype „Schlotterbusen“ durch und ersetzt es durch „Waberbusen“. Hier sehen Sie an einem kleinen, lustigen Beispiel, das für viele größere, weitergehende, ernstere steht, wie an einer Grundidee des Werkes modelliert wird.

Zum zweiten Typus: Ich will ihn als **Konkretisierung** kennzeichnen. Vom Halleschen Theologieprofessor Ehrenfried Kumpf heißt es ursprünglich im Manuskript: er „liebte sehr Sprüche wie: ‚Wer kegeln will, muß aufsetzen‘, oder ‚Was zur Nessel werden soll, brennt bei Zeiten‘. Dies sind nur einige Beispiele; man konnte immer auf neue Vergnüglichkeiten dieser Art bei ihm gefaßt sein, und öfters wurden sie mit Beifallsgetrappel aufgenommen“ (Blatt 164) und wenig später: „Außerdem verfügte er über eine Menge kerniger & ausgefallener Bezeichnungen für ihn [= den Teufel, R.W.], wie ‚St. Velten‘, ‚Herr Klepperlin‘ und ‚Der schwarze Kesperlin‘...“ (Blatt 167). Das ist nicht der heute verfügbare Text; Thomas Mann hat die zweite Stelle (mit anderer Tinte, also wohl später) erweitert und korrigiert; er fügt nach „Herr Klepperlin“ noch ein „Der Herr Dicis-et-non facis“, und macht, um das wiederholte „Herr“ zu vermeiden, aus dem „Herrn Klepperlin“ den „Meister Klepperlin“, wie wir ihn heute kennen. Und mit eben der gleichen Tinte ändert er auch die erstzitierte Stelle, indem er weitere Beispiele für Kumpfs altdeutsche Rede einfügt: „[‚Was zur Nessel werden soll, brennt bei Zeiten‘.] Ausrufe wie ‚Potz Blut!‘ ‚Potz Strahl!‘, ‚Potz Fickerment!‘ waren keine Seltenheit in seinem Munde, und dies letzte rief regelmäßig Beifallsgetrappel hervor.“ Weiß man nun aufgrund genauerer Studien des Notizenkonvoluts, woher die eingefügten Ausrufe und Bezeichnungen kommen, so öffnet sich ein bißchen die Tür zu Thomas Manns Werkstatt. Das Eingefügte stammt samt und sonders aus Grimmelshausens *Simplicissimus*, und man kann annehmen, daß der Autor in

einem zweiten Durchgang seine Grimmelshausen-Notizblätter (es gibt davon mehrere) nochmals durchlaufen und seinen Text mit Grimmelshausens Hilfe ein wenig altdeutsch „nachgepfeffert“ hat.

Der dritte Typus mag unter dem Schlagwort **Akzentverschiebung** stehen; bei der jetzt zu behandelnden Stelle begegnet uns ein „Endzustand“ des Manuskripts, der – wohl im Typoskript – wieder rückgängig gemacht wurde; also gewissermaßen ein Seitenweg des Autors, auf dem er wieder umkehrt. In Kapitel XXXIV geht es ums „apokalyptische Oratorium“ und um die Texte, die sich Adrian in der Vorbereitungszeit besorgt oder besorgen läßt. Es heißt im Manuskript zunächst – und diese Version findet sich in allen späteren Drucken:

Auf seinem Arbeitstisch fand ich eine wunderliche Scharteke: eine aus dem 13. Jahrhundert stammende französische Versübertragung der Paulus-Vision, deren griechischer Text dem 4. Jahrhundert angehört. Auf meine Frage, woher ihm denn das gekommen, antwortete er:

– Die Rosenstiel hat es mir besorgt. Nicht das erste Curiosum, das sie für mich aufgestöbert hat. Ein umgetanes Frauenzimmer. Ihr ist nicht entgangen, daß ich für Leute, die ‚niedergestiegen‘ sind, was übrig habe. Ich meine: niedergestiegen zur Hölle. (VI, 472 f.)

Nun hat Thomas Mann die Manuskriptversion korrigiert und einen Text hergestellt, bei dessen Lektüre es mich immer ein bißchen überläuft:

Auf meine Frage, woher ihm denn das gekommen, antwortete er unbestimmt:

– Von Freundeshand.

Ich riet auf die Rosenstiel, irrte mich aber.

– Von jemandem, setzte er hinzu, dem nicht entgangen ist, daß ich für Leute, die ‚niedergestiegen‘ sind, was übrig habe... (Blatt 614 f.)

Warum hat er das wieder geändert? Beiläufig gesagt: das herauszufinden, ist nicht grundsätzlich Sache eines Herausgebers; hier ist eher der Interpret gefragt, der natürlich nach anderen, verwandten Textänderungen Ausschau halten müßte. Ein Motiv könnte die Scheu gewesen sein, zu früh zu „dick aufzutragen“, die Dämonie zu vordergründig werden zu lassen. Ich denke jedenfalls, daß Sie mit mir darin einig sind, daß ein Interpret die Variante der Stelle kennen sollte.

Variation, Konkretisierung, Akzentverschiebung – als letzter Typus meiner kleinen Übersicht bleibt mir noch derjenige der **Straffung** zu behandeln. Damit komme ich auf die Kürzungsaktionen der Jahre 1946 und 1947 zurück und kann mich kurz fassen. Was 1946 gestrichen wurde, hat Thomas Mann selbst charakterisiert, und vieles davon hat Inge Jens in ihrer Ausgabe der Tagebücher

abgedruckt. Ich führe Ihnen eine weitere Stelle vor: Im Halle-Kapitel (XIII) hatte das Manuskript den Hörerkreis des Privatdozenten Schleppfuß wie folgt charakterisiert:

Es waren das etwa junge Leute, die sich einem christlichen Sozialismus zuneigten, oder solche, die schon zu jener Zeit unter dem Einfluß der Schriften des dänischen Philosophen Kierkegaard standen und einem sehr absoluten, das offizielle Christentum und die Kirche radikal verwerfenden ethischen Subjektivismus huldigten. (Blatt 171)

Thomas Mann schrieb den Halle-Komplex im Februar und März 1944; laut Tagebuch und *Entstehung* lernt er Kierkegaard erst Monate später genauer kennen, zunächst indirekt über Theodor Adorno (im Juli), anhand von *Entweder-oder* vor der Abfassung des Teufelsgesprächs (Kap. XXV), also im Dezember 1944. Er war dann in Kapitel XXV vor der Teufelerscheinung zunächst ausführlich auf Kierkegaard eingegangen – als er im Januar 1945 daraus vorlas, hatte Erika auf Streichung der Passage gedrängt. Hatte damals niemand mehr die oben zitierte, viel früher liegende, erste Erwähnung im Kopf? Jedenfalls ist sie erst mit dem z-förmigen Bleistiftstrich der 46er-Streichungen getilgt... Blieben noch die Streichungen des Jahres 1947, die wie schon gesagt, auf leichtere Lesbarkeit zielten und vor allem weiteres Musiktheoretisches beseitigten – ich erspare Ihnen hier Beispiele.

* * *

Ich denke, daß ich Ihnen anhand der wenigen Beispiele zeigen konnte, daß die Kenntnis der Veränderungen des *Faustus*-Texts für den Wissenschaftler notwendig und für den Leser zumindest spannend ist. Thomas Mann in allen Ehren: es stimmt einfach nicht, daß die gestrichenen und geänderten Texte „niemandem fehlen“ – mir fehlen sie, seit ich einige davon kenne, und ich glaube, daß ich da nicht allein bin.

Wie ist editorisch vorzugehen? Welcher Text ist abzdrukken? Es scheint kaum zweifelhaft, daß dies trotz allem die zweifach gekürzte und von Druckfehlern befreite Version der beiden Ausgaben des Jahres 1948 sein sollte. Dahinter steht ein mühsam zustandegekommenes, wenn auch mit gespielter Nachlässigkeit erteiltes Imprimatur; und das sollte respektiert werden: der Wille des Autors zählt für jeden Herausgeber, wenn auch nicht ausschließlich. Ebenso zwingend scheint deshalb, daß die 1946 und 1947 gestrichenen Textteile zu dokumentieren sind. In dieser Beziehung haben die Planer der GKFA vorgesorgt, die Gliederung des Kommentarbandes sieht nach dem Zeilenkommentar Raum für größere ausgeschiedene Textpartien vor. Hier ist dafür zu

plädieren, daß aus systematischen Gründen alle Streichungen der beiden Aktionen in jeweils geschlossenen Blöcken abgedruckt werden. Schwieriger zu entscheiden ist, welche weiteren Textbewegungen in der Ausgabe sichtbar machen sind. Wieder ist auf die Vorgaben der GKFA zu schauen. Es muß festgehalten werden, daß keine historisch-kritische Edition im strengen Wortsinn geplant ist, d.h. konkret, daß kein ausschließlicher Lesarten-Apparat einem sog. Leittext beigegeben werden soll. Vielmehr sollen nach dem jetzigen Planungsstand deutlichere Textvarianten geringeren Umfangs innerhalb des Stellenkommentars erscheinen.

„Deutlichere Textvarianten“: Jeder, der sich mit wissenschaftlicher Editorik beschäftigt, schüttelt hier zunächst den Kopf. Was deutlich, deutlicher, weniger deutlich ist, kann nur Ergebnis einer Text- und Stellenbewertung sein, deren Kriterien vorher diskutiert werden müssen. Wo verläuft die Grenze zwischen rein stilistischer und über das Stilistische hinausgehender Textänderung? Und können sich nicht auch scheinbar rein stilistische Korrekturen aus anderer Leseperspektive als inhaltliche, kompositorische „Besserungen“ oder Veränderungen erweisen? Das Beethovensche „Meilleur“ – eines der wichtigen Romanmotive – hält in seiner Mehrdeutigkeit auch den Textkritiker in Atem.

Man könnte daraus nun die maximalistische Forderung ableiten, daß eben doch „alles“ verzeichnet werden müßte, jeder sofort verbesserte mechanische Schreibfehler, jedes gestrichene und durch ein „sowie“ ersetztes „und“, jedes Komma, das zu einem Strichpunkt gemacht wurde – wie dies in den berühmten historisch-kritischen Ausgaben der letzten Kriegsjahre und der Nachkriegszeit, z.B. in Beißners *Hölderlin* und in Zellers und Zächs *Conrad F. Meyer* geschah. Dahinter standen als geheiligte editorische Prinzipien der rein philologische Dienst am Text, der Verzicht auf jegliche sondernde, gewichtende, erhaltende bzw. ausscheidende „Deutung“.

Derartiges ist heute nicht mehr planbar: einfach, weil die technische Entwicklung gegen seine Notwendigkeit spricht. Es wird in absehbarer Zeit technisch möglich sein, sämtliche Handschriften und Drucke eines Werks elektronisch mitzuteilen, warum also sämtliche Varianten durch ein halb-kryptisches System von Kürzeln und Symbolen in einen Lesartenapparat komprimieren und zusammen mit dem Text zwischen zwei Buchdeckel pressen? Freilich darf man daraus nicht ableiten, daß dann ja auch die „deutlicheren“ Änderungen nicht im Kommentarband dokumentiert werden müßten. Die professionelle Textkritik wird den Weg zum PC suchen, der große Kreis der Leser, Studenten und wissenschaftlichen Interpreten wird nach wie vor das Buch benötigen und benutzen – und der Hinweis, was an textkritischen Subtilitäten eventuell noch zu finden ist, wird vom Buch ausgehen müssen.

Deshalb also doch die Beschränkung auf „deutlichere“ Varianten – und die

Kriterien für das „Deutlicher“ können nur aus der Summe der Varianten selbst gewonnen werden. Meine oben skizzierte Typologie (Variation, Konkretisierung, Akzentverschiebung) beansprucht keinerlei Verbindlichkeit, sie wird sicher erweitert, verändert, präzisiert werden müssen. Trotzdem: eine Typologie ähnlicher Art wird letztlich die Kriterien für das „Deutlicher“ liefern.

Lassen Sie mich abschließend zu Thomas Manns gespielt-nachlässigem Imprimatur zurückkehren. Der heutige Herausgeber darf sich nicht auch als „Vollstrecker“ fühlen, und sei es nur als Vollstrecker eines Testaments, das dann für immer zu den Akten gelegt würde. Hat doch Thomas Mann selbst durch die sorgfältige Aufbewahrung von Materialien, Manuskript und Typskript den halb-geheimen Wunsch geäußert, daß die Späteren erfahren sollten, wie sein Vermächtnis zustandekam.

Rezension

Peter de Mendelssohn: *Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann*. Band 1: 1875-1905; Band 2: 1905-1918; Band 3: 1919 und 1933 (nachgelassene Kapitel), herausgegeben von Albert von Schirnding. Überarbeitet und mit Zitatnachweisen versehen von Cristina Klostermann. Frankfurt/Main: S. Fischer 1996. Bd. 1 und 2: 1994 S.; Bd. 3: 555 S.

Jahre schon, bevor man den 100. Geburtstag Thomas Manns feierte, bekam das Publikum zu wissen, dass da einer im Auftrag des S. Fischer Verlags, auf das grosse Jubiläum hin, über einer nicht minder grossen Lebensbeschreibung des Dichters sitze. Sie wurde auch die „erste authentische“, „lang erwartete“, „authorisierte“, „gültige“, die „definitive“ genannt. Ein Teil der Presse machte sich die Superlativmünzerei des Verlags zu eigen. Noch stand nicht fest, wieviele Seiten das Buch umfassen werde, als etwa der „Münchener Merkur“ (vom 4. Januar 1975) seinen Lesern nicht mehr vorenthalten zu dürfen glaubte, dass es sich jedenfalls um „das Standardwerk der Mann-Forschung“ handeln werde. Einmal erschienen, hielt es sich für Wochen im Mittelpunkt des literarischen Gesprächs in Deutschland und erwarb sich im feuilletonistischen Unterholz Prädikate wie „meisterlich“, „gehört zu den Fundamentalwerken aller künftigen Thomas-Mann-Forschung“, „ein literarisches Ereignis allerersten Ranges“.

Der Autor, Peter de Mendelssohn, war selbst Romancier, der bis dato schon etwa 40 Bücher veröffentlicht hatte, an die 100 Übersetzungen nicht mitgerechnet. Eben hatte man ihn zum Präsidenten der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung gewählt. Als weitere Auszeichnung folgte binnen kurzem, auf Empfehlung Golo Manns, der erstmals verliehene Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck. Mendelssohn war mit dem fast gleichaltrigen Golo, wie überhaupt mit der Familie Mann, seit einem halben Jahrhundert befreundet. Der gebürtige Münchner kam erstmals 1926 als achtzehnjähriger Freund der Kinder in das Haus am Münchner Herzogpark. Er kannte zudem viele Freunde der Familie und war so über ihre Lebensatmosphäre bestens im Bild.

Die Familie stimmte denn auch ohne Zögern zu, dass Mendelssohn jene Biographie verfassen solle, welche der 1969 verstorbenen Erika Mann nicht mehr gelingen konnte. Mendelssohn wurden die umfangreichen Notizen zur Verfügung gestellt, die Erika über ihren Vater gesammelt hatte. Er profitierte darüber hinaus von mündlichen Informationen; Katia und Golo Mann ver-

sorgten ihn mit zahllosen Hinweisen. Weitere, minuziöse Forschungen in den verschiedensten Schürfgründen kamen hinzu. An Fleiss fehlte es de Mendelssohn zuletzt. Er legte für jedes Lebensjahr Thomas Manns eine eigene, rasch anschwellende Mappe an und erarbeitete eine detaillierte, fast tagtäglich innere und äussere Ereignisse registrierende Lebenschronologie. So gerüstet begann er zu erzählen.

Was 1975 dann mit 1185 Seiten erschien, trug den Titel „Band I“ und reichte bis ins Jahr 1918. Band II werde pünktlich zur Buchmesse des nächsten Jahres folgen, wurde versichert, ein dritter sei möglich. Im August 1975 aber durfte man jene Pakete öffnen, in denen Thomas Manns Tagebücher versiegelt waren. Mendelssohn wandte sich nun ihnen und ihrer Edition zu. Fünf Bände waren unter seiner Verantwortung erschienen, als er 1982 unerwartet verstarb. So blieb die Biographie unabgeschlossen. War das zu bedauern?

Folgt man den bedeutenden Feuilletons, dann nicht. Dieses Werk sei eine Biographie, für die es keinen Leser gebe; die Lücke, die es füllen soll, müsse erst erfunden werden; ein grosser Aufwand sei da schmäählich vertan. So lautete weithin der Tenor. Man kann sich vorstellen, dass er de Mendelssohns Bereitschaft förderte, die Biographie vorerst auf sich beruhen zu lassen. Wieweit aber war diese scharfe Ablehnung berechtigt? Aus heutiger Sicht lässt sich folgendes feststellen:

1. Der *Zauberer* ist trotz seiner Stärke Bruchstück. 1992 hat Albert von Schirnding aus dem Nachlass zwei Kapitel über die Jahre 1919 und 1933 veröffentlicht, was am Fragmentcharakter des Ganzen aber nichts verändern konnte.

2. Mendelssohn arbeitete noch in Unkenntnis der Tagebücher Thomas Manns. Sie haben für die Beschreibung auch der Lebensjahre bis 1918, aus denen keine Diarien mehr vorhanden sind, eine grundlegend veränderte Situation geschaffen. Mit der Edition der Tagebücher hat de Mendelssohn unvermeidlicherweise seine eigene Biographie ein Stück weit entwertet.

3. Der „Schilderer“, wie de Mendelssohn sich selbst nennt, schreibt in einem oft behäbig-altväterischen Stil. Nicht wenige seiner weitausschwingenden Perioden geben sich den Anschein, als stammten sie aus einem Roman des 19. Jahrhunderts oder aus der *Gartenlaube*. Das ist ein manchmal amüsantes, manchmal widerwillig ertragenes Spiel.

4. Dass de Mendelssohn mündliche Quellen der Mann-Familie befestigt hat, macht sein Werk selbst zur Quelle und verleiht ihm bleibenden Wert. Dies gilt nicht auch für die wichtigsten schriftlichen Quellen, die ihm seinerzeit exklusiv zur Verfügung standen, die vorher nicht zugänglichen Grautoff-Briefe sowie vor allem die im *Zauberer* quantitativ bis ins letzte ausgeweideten Notizbücher – heute greift man zu der von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin wissenschaftlich-fundiert kommentierten Edition.

5. Mendelssohn glaubte, das Ganze könne gegeben werden, und glaubte es zu geben (der Klappentext versprach denn auch „den ganzen Mann“). Der dilettantische Ehrgeiz, keine weissen Flecken übrigzulassen, zeitigt eine sich über jede Ökonomie hinwegsetzende Erzählbreite. Der Autor verweilt detailversessen beim Hundersten, bevor er sich umständlich dem Tausendsten zu neigt. Mag es zutreffen, dass nur das Ausführliche unterhaltend ist, so gilt dies jedenfalls nicht mehr für das Allzuausführliche. Bei Mitteilungen wie: „Klaus wohnte in der Mitte über dem Zimmer der Mutter. Erika links und Golo rechts“, schlägt Mendelssohns „Mut, im Breiten und Bunten zu erzählen, was er erforschte“ (Golo Mann), endgültig in positivistischen Furor um. Auch besitzt de Mendelssohn ein liebevolles Verhältnis zum Langzitat. Stellenweise beschränkt sich sein Text darauf, das eine Zitat mit dem nächsten zu verbinden. „Wer soll, wer will, wer kann denn das lesen?“ fragte die Kritik 1975. Soweit „der Mendelssohn“ seine bleibende Rolle als *Nachschlagewerk* gefunden hat, scheint die Frage heute beantwortet.

6. Weit ausgeholt, das ist noch kein Wurf. *Der Zauberer*, ein Buch der äusseren Fakten, vermeidet systematisch jede Problematisierung, als sei der Spiegelhalter noch eine dem Biographen übertragbare Rolle. Seit Virginia Woolf, spätestens, weiss man, dass es so etwas wie eine „definitive“ Biographie nicht geben kann, dass Biographien für jede Generation neu geschrieben werden. Die theoretische Ahnungs- und Anspruchslosigkeit, die bei de Mendelssohn waltet, die Beschränkung auf „Protokollantentreue“, war also schon 1975 längst nicht mehr erlaubt. Es mangelt nicht nur an der Beleuchtung des geistesgeschichtlichen Umfeldes, es mangelt auch an der psychologischen Durchdringung. Wer die Fragwürdigkeiten in der Existenz Thomas Manns ins Auge fassen will, ist hier schlecht bedient.

7. Das Buch enthält keine Werkanalysen, sondern sogenannte Werkberichte. Die Werkanalysen wollte der „Schilderer“ den Philologen überlassen. Das lässt sich für eine dem Anspruch nach „gültige“ Biographie nicht rechtfertigen. Allerdings unternehmen seine Werkberichte dann doch Exkursionen ins Philologische.

8. Mendelssohns Serenus-Zeitblom-Attitüde, die sich auch im Untertitel zu erkennen gibt – „Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann“ ist dem Untertitel des *Doktor Faustus* angeglichen, das „erzählt von einem Freunde“ denkt sich von selbst hinzu –, hat etwas Bescheidenes und etwas Anmassendes zugleich. Mit beidem schränkt sie sich unnötig ein. Der Biograph muss mehr und anderes sein wollen als ein „Freund“. Er muss eine Neugier, ein Misstrauen entwickeln, die sich nicht durch Freundschaftlichkeit zwingend gebunden weiss. Der Biograph ist Interpret und Kritiker, nicht bloss ein Datenkompilierungsorgan. Peter de Mendelssohns Biographie nun aber ist nicht

eben von Kritik am Helden befeuert. Sie blickt verehrungsvoll in die Höhe. Der Leser wird in jene Distanz eingeübt, ohne die Thomas Mann selbst nicht leben konnte. Das ist vielleicht nobel, aber kaum je erhellend. Mendelssohn übernimmt die Stilisierung nicht nur, die Thomas Mann in den Äusserungen über sich selbst betrieb, er setzt sie fort. Der affirmative Bericht wirkt als Verlängerung und Verflachung der Selbstaussagen, als Kommentar zum Kommentar.

9. Ein Hauptmangel der Ausgabe von 1975, der so manchen Benutzer frustriert hat, ist nun in einer dreibändigen, nicht ganz unproblematischerweise auch den Text revidierenden Neuausgabe behoben. Sie enthält, dank dem aussergewöhnlichen Einsatz von de Mendelssohns seinerzeitiger Lebenspartnerin Anita Naef und von Cristina Klostermann, endlich Zitatnachweise und ein detailliertes Gesamtregister. Das erleichtert die Arbeit mit dem Buch entscheidend. Weiterhin ungenannt bleiben jene fremden Forschungsarbeiten, auf die sich de Mendelssohn (notwendig) stützte und die er oft wörtlich in seinen Text übernahm, und ungenannt auch jene, mit denen er ins Gericht ging. Nun haben sich die Thomas-Mann-Biographien der letzten Jahre ihrerseits alle auf den „Mendelssohn“ gestützt und ihm der Einfachheit halber manchmal auch gleich mehr oder weniger korrekt vermittelte Thomas-Mann-Zitate entnommen. Das führte zu fröhlichem Vielklang: Durch den einen hindurch spricht der andere, scheint zu sprechen, denn tatsächlich gibt er nur wieder, was ein Dritter zuerst gesagt hat. Auf unfreiwillig parodistische Weise zog so die Sekundär- und Tertiärliteratur mit der Zitat- und Montagetechnik Thomas Manns gleich.

Thomas Sprecher (Zürich)

Thomas Mann und Arno Schmidt. Zu einer Notiz in den Tagebüchern

Thomas Mann notierte sich am 12. Januar 1954 in sein Tagebuch: „L. brachte weitere Bücher. ‚Aus dem Leben eines Fauns‘ von Arno Schmidt.“ (L. war der Schriftsteller Ferdinand Lion, ein alter Bekannter des Dichters.)

Mehr dazu schrieb er nicht, und Schmidts Name taucht sonst an keiner Stelle in Manns Tagebüchern auf. Den genannten Roman scheint er aber gelesen zu haben, zumindest cursorisch, wie er es gerne zu tun pflegte. Denn ein paar Wochen später, im Urlaub in Taormina, wo ihm ohnehin nichts paßte, das Wetter nicht und nicht das Essen („Das Lammfleisch mit den stumpfen Messern weder von den Knochen zu lösen noch zu beißen“), war er verstimmt. Zwar las er zur Erholung, wie schon seit Wochen immer wieder, voller Anerkennung in Balzacs Werken, jetzt gerade den „Landarzt“. Aber dabei fiel ihm ein (Tb, 7.2.1954): „Er sei kein Dichter, schreibt der deutsche Frechdachs, weil er keine Landschaft habe und durch die Beschreibung der Wohnungen reicher Leute langweile. Goethes ‚Novelle‘ sei ein Dreck. ‚Goethe, bleib bei deiner Lyrik‘. Das hat er ja wohl auch in der Novelle getan. Ärger über die Frechheit der Deutschen.“

Ganz ohne Zweifel bezog sich der Groll des Zauberers auf Schmidts *Faun*.¹ Dort nämlich wird Balzac gerügt und Goethe abgekanzelt. „Balzac, Balzac“, ruft der Ich-Erzähler Düring aus, dem „Naturschönheiten“ das „Verlässlichste“ sind, sei „kein Dichter; kein Verhältnis zur Natur (das wichtigste Kriterium!). Nur alle 20 Seiten einmal etwas wirklich Gutes, eine präzise Formulierung, ein suggestives Bild“. „Wie lächerlich z. B. seine ewigen, 2 unbeholfene Druckseiten langen, Beschreibungen von den Boudoirs der Haute Volee [!]: vermag Einer die Scherben solch unsinnigen Puzzle-Spiels zusammensetzen?“ Man ahnt, daß Schmidt den französischen Romancier nicht allzu gut kannte.

Nun Goethe. Der, so urteilte Schmidt oder sein Ich-Erzähler, hat (im Gegensatz zu Ludwig Tieck) „nie eine Ahnung davon gehabt, daß Prosa eine Kunstform sein könnte; man kann über die gravitatische Stümperei der ‚Novelle‘ z. B. nur lachen!“ Und (anders als bei Christoph Martin Wieland) ist bei

¹ In den Anmerkungen der 2. Aufl. des genannten Tagebuchbandes wird diese Tatsache berücksichtigt. Freundliche briefliche Mitteilung von Inge Jens vom 6.12.1995.

Goethe „die Prosa keine Kunstform, sondern eine Rumpelkiste [...] gewaltsam aneinandergepappte divergente Handlungsfragmente; grob an den Hauptfaden geknotete Novellen; [...] Eine freche Formschlamperei“. Fazit: „Goethe, bleib bei Deiner Lyrik! Und beim Schauspiel!“²

Es fiel Thomas Mann mithin in erster Linie die derbe Kritik an Balzac und Goethe im *Faun* auf. Zur Form und zur Sprache des Romans notierte er sich gar nichts. Das darf freilich kein Grund sein zu glauben, daß der greise Dichter, der selber ganz in der Tradition des 19. Jahrhunderts stand, was selbstverständlich überhaupt nicht tadelnswert ist, die deutschsprachige Nachkriegsliteratur in Bausch und Bogen ablehnte. Es gibt viele Beispiele für seine Bereitschaft, die Schriftsteller, die damals zu publizieren begannen, zu akzeptieren – und das oft mit Freude. In dieser kleinen Miscelle mag es genügen, auf Schmidts Freund Alfred Andersch hinzuweisen. „Beeindruckt von dem Buch ‚Die Kirschen der Freiheit‘ von A. Andersch“ zeigte sich Thomas Mann (Tb, 17.2.1955), doch wohl mit Recht. Und Anderschs Essay *Mit den Augen des Westens* (Thomas Mann als Politiker)³, der 1955 in der Zeitschrift *Texte und Zeichen* veröffentlicht wurde, las er sogar zweimal. Tatsächlich gehörte das, was Andersch in seiner Arbeit schrieb, in seinem wohlformulierten Kenntnisreichtum zum besten, was über Mann bis dahin erschienen war. Und keineswegs sprach aus Anderschs Zeilen devote Feierlichkeit, wie sie schon in Fülle zu lesen gewesen war, nein, er machte keinen Diener. Hingegen beschrieb ein Kenner der europäischen Literatur mit kritischem Sachverstand einen ihrer Höhepunkte. Er grenzte auch nicht etwa die *Betrachtungen eines Unpolitischen* als einen Fehltritt aus, über den man höflich zu schweigen habe, sondern legitimierte sie als unverzichtbare Stufe auf Thomas Manns Weg hin zum Einverständnis mit der Demokratie der Weimarer Republik und zum „sozialen Humanismus“, der den Untergrund aller politischen Gedanken des Autors bilde. Er rühmte Thomas Mann als genuinen politischen Publizisten, dessen Äußerungen sich nicht darin erschöpften, Bekenntnisse abzugeben, der es auch nicht bei allgemeinen Wendungen belasse, sondern der „unterrichtet“ sei, vorzüglich unterrichtet, und dadurch erst recht gezwungen, alles aufs Spiel zu setzen für seine Hoffnung auf eine „Synthese von Freiheit und Sozialismus in menschlicher Relation“.

Thomas Mann gefiel sehr gut, was er da las. Die empathisch-kritische Würdigung seines politischen Lebenswerks fand seine ganze Zustimmung, und es

² Arno Schmidt: *Aus dem Leben eines Fauns*. Kurzroman, Hamburg: Rowohlt 1953, S. 38, 140, 36, 96 f. – Zum Nachweis der Herkunft der gegen Goethe gerichteten Überlegungen vgl. Dieter Kuhn: *Kommentiertes Handbuch zu Arno Schmidts Kurzroman „Aus dem Leben eines Fauns“*, München: edition text + kritik 1986, S. 173 f.

³ Alfred Andersch: *Mit den Augen des Westens* (Thomas Mann als Politiker), in: *Texte und Zeichen*, Jg. 1, H. 1, Berlin und Neuwied: Luchterhand 1955, S. 85-100.

drängte ihn, Andersch für die „ergreifende Arbeit“ zu danken. Sie sei, so schrieb er am 23. März 1955 an den Autor, von einer „Klugheit und Feinheit, einer zugleich erheiternden und schmerzlichen Wahrheit und Einsicht, wie ich sie in meinem Leben noch nicht erfahren habe“. Eine Wohltat sei diese Würdigung für ihn, die Stimme des Wissens und der loyalen Intelligenz inmitten des „quälenden Geschreis der Dummheit“. Fürwahr, ein größeres Lob aus der Feder des Zauberers ist kaum vorstellbar. Auch anderen gegenüber pries er Anderschs Essay, den er noch über die „kluge, hochstehende Arbeit“ Max Rychners stellte, nämlich dessen Aufsatz *Thomas Mann und die Politik* (Br III, 387 f., 396).

In derselben ersten Nummer der Texte und Zeichen, in der Anderschs einfühlbare Abhandlung stand, waren auch Schmidts Texte *Seelandschaft mit Pocahontas* und *Berechnungen I* erschienen, ersterer sogar an prominenter Stelle. Ob Thomas Mann sie zur Kenntnis nahm, ist nicht bekannt, erst recht nicht, ob er ihren Autor mit jenem Frechdachs identifizierte, der ihn ein Jahr zuvor genervt hatte.

Dem wiederum hatte Andersch am 2. Februar 1955 geschrieben, er sei sehr gespannt auf seine Meinung über das erste Heft von Texte und Zeichen. Schmidts Reaktion ist nicht veröffentlicht, aber Anderschs Antwortbrief an ihn legt nahe, daß er auf die Arbeit über Thomas Mann einging, und zwar gar nicht souverän. Anstatt Anderschs Leistung zu würdigen, seine Kunst, die politische Entwicklung Thomas Manns sensibel und präzise zu beschreiben und die Essenz eines reichen Schriftstellerlebens weder fragmentarisch noch abrißhaft, sondern in ihrer vollen logischen Entwicklung darzustellen – eine Fähigkeit, die Schmidt nie erlangen sollte oder wollte –, erging er sich offenbar in Eifersüchteleien, die so schlimm waren, daß sich Andersch die „Beleidigungen“ Thomas Manns schlichtweg verbat. Außerdem scheint Schmidt in völliger und vielleicht absichtlicher Mißdeutung des Inhalts Andersch vorgeworfen zu haben, dieser habe vor dem Nobelpreisträger seinen Kratzfuß gemacht. „Ich habe mich aber vor Thomas Mann nicht verbeugt“, wehrte sich der solchermaßen Angegriffene, „sondern halte ihn wirklich für den bedeutendsten Künstler des Westens in deutscher Sprache. In dieser Frage bin ich so kompromißlos wie Sie es in allen Fragen zu sein pflegen.“ Diesmal war Andersch, der ansonsten dem von ihm bewunderten Schmidt nur sehr ungern widersprach, scharf geworden. Und Schmidt, der nun wußte, wer der bedeutendste Künstler des Westens in deutscher Sprache *nicht* war, zog es hinfort vor, sich seinem Förderer gegenüber nicht mehr zu Thomas Mann zu äußern. Nach dessen Tod erwog er allerdings, an Andersch eine schäbig geratene Nichtigkeit zu schreiben: „Thomas Mann †! Naja: we all must die“.⁴

⁴ Arno Schmidt: Der Briefwechsel mit Alfred Andersch, Zürich: Haffmans 1985, S. 42, 43, 69.

Naja: zum Glück besaß der Frechdachs Takt genug, diesen Brief nie abzuschieken.

Gert Heine

Zwei schwedische Rundfragen aus dem Jahre 1921

In der Ausgabe vom 31. August 1921 teilt Svenska Dagbladet ihren Lesern mit, Gerhart Hauptmann habe kürzlich einen internationalen Kongress in einer „neutralen Hauptstadt“ vorgeschlagen. Auf diesem Kongress solle „führenden Geistern“ – insbesondere Schriftstellern – die Gelegenheit gegeben werden, ihren Willen zu kultureller Zusammenarbeit unter Beweis zu stellen. Die Zeitung fährt wie folgt fort:

Da dieser Vorschlag am ehesten eine skandinavische Adresse hat und im Zusammenhang mit den Fragen steht, die Svenska Dagbladet früher gestellt hat, haben wir zur Vervollständigung unserer Enquête des Jahres 1915 beschlossen, uns wieder an eine Anzahl herausragender Bildungsrepräsentanten daheim und im Ausland zu wenden, um ihre Stellungnahme zu Hauptmanns Vorschlag zu erkunden.

Die Enquête aus dem Jahre 1915, auf die hier hingewiesen wird, ist jene, die zu Thomas Manns Beitrag *An die Redaktion des Svenska Dagbladet, Stockholm* (Potempa G 91) Anlass gab.

Zufall oder nicht – am Tage zuvor hatte Dagens Nyheter ihren Lesern mitgeteilt, sie habe sich im Hinblick auf einen Kongress in Stockholm mit Europas „wichtigsten Vordenkern der Kunst und Literatur“ in Verbindung gesetzt. Dabei bezieht man sich ebenfalls auf einen „Gedanken“ Gerhart Hauptmanns.

Bereits am 1. September teilt Dagens Nyheter ihren Lesern mit, dem angestrebten Kongress fehle die wirtschaftliche Grundlage, da die schwedische Regierung „zur Zeit keine pekuniäre Unterstützung in Aussicht stellen“ könne, und da die Nobel-Stiftung „keinen Pfennig“ („ej en 25öring“) für das Projekt übrig habe. Die Antworten der Befragten werden dann aber trotzdem noch etwa eine Woche lang an hervorragender Stelle veröffentlicht. Svenska Dagbladet verschweigt die Undurchführbarkeit des Projektes.

Die Anfragen als solche sind vermutlich Anfang oder Mitte August bei den herausragenden Bildungsrepräsentanten bzw. wichtigsten Vordenkern eingegangen. Thomas Mann würde solche Anfragen – nicht zuletzt ihrer Duplizität wegen – normalerweise in seinem Tagebuch festgehalten haben. Zu dieser Zeit war er jedoch auf Reisen und die Tagebucheintragungen haben für die Periode 7. August bis 16. September einen summarischen Charakter. In den Tagen 2.-8. September war Thomas Mann in Lübeck, um am 4. September im Rahmen der

„Nordischen Woche“ den Vortrag *Goethe und Tolstoi* (Potempa G 156) zu halten.

Die einzige Tagebucheintragung aus dieser Zeit, die sich auf Schweden bezieht, ist die folgende: „Interviews mit schwedischen u. deutschen Journalisten.“

Da sich im Zusammenhang mit der „Nordischen Woche“ kein Thomas Mann-Interview in schwedischen Zeitungen hat ermitteln lassen, liegt die Vermutung nahe, dass die „schwedischen Journalisten“ Vertreter von Svenska Dagbladet und Dagens Nyheter waren, welche die Enquêtes ihrer Zeitungen in Erinnerung brachten. Gemeinsam haben sie das nicht getan, wie aus den voneinander sehr abweichenden Wiedergaben von Thomas Manns Äusserungen mit aller Deutlichkeit hervorgeht.

Die Äusserungen Thomas Manns – ob sie in schriftlicher oder mündlicher Form gegeben worden sind, geht aus der Aufmachung der Texte nicht hervor – lauten in der Rückübersetzung etwa wie folgt:

Svenska Dagbladet (4. September 1921, Nr. 237, S. 3)

Ich finde ganz gewiss den Gedanken an einen Weltkongress für Arbeiter des Geistes sehr sympathisch, muss jedoch gleichzeitig bekennen, dass ich mir nicht besonders viel von einem solchen Treffen erhoffe. Es ist nämlich meine Auffassung, dass niemand anders zu einem Kongress dieser Art käme als jene, die bereits jetzt in lebhaftestem Kontakt miteinander stehen. Dieses Engagement, das sicher stark zunehmen wird, geht jenseits der politischen Leiden vor sich. Das einzige, was man mit einem Kongress der vorgeschlagenen Art bewirken könnte, wäre eine schöne Geste der Welt gegenüber.

Dagens Nyheter (8. September 1921, Nr. 241, S. 1)

Selbstverständlich hat der Plan, einen Schriftstellerkongress in Stockholm zu veranstalten, meine volle Sympathie. Mit geistig-interessierten Personen verschiedener Länder zusammenzutreffen, die Anschauungen, Wünsche und Interessen miteinander auszutauschen, und das noch dazu im gastfreundlichen Schweden, dieser Gedanke hat für mich etwas sehr Verlockendes. Ich glaube auch, dass die schwedischen Gastgeber es mit viel Takt verstehen würden, eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, der noch immer zwischen den deutschen Schriftstellern und denen des Auslands, oder richtiger: Frankreichs klafft. Was mich betrifft, so werde ich mich sicher nicht auf den Gegensatz versteifen, in dem ich mich zu den Mitgliedern der Clarté-Gruppe befinde, die vermutlich als Repräsentanten an dem Kongress teilnehmen werden, ein Gegensatz, der in unserer unterschiedlichen Stellung zum Pazifismus und Kosmopolitismus besteht. Leider kann ich nicht im Ernst hoffen, dass ein solcher Kongress eine Änderung der imperialistischen Politik, die Frankreich jetzt Deutschland gegenüber führt, zur Folge haben wird. Auf jeden Fall freue ich mich darauf, mit den Besten aller Länder zusammenzutreffen und werde deshalb mit Vergnügen einer an mich gerichteten Einladung Folge leisten.

Inge Jens

Korrekturen und Nachträge zur Edition von Thomas Manns Tagebüchern

Wiederum, wie verlässlich und getreu seit 1989, haben mir aufmerksame und kritische Leser zahlreiche Monenda und Addenda zur Tagebuchedition zugeschickt, von denen zwar die meisten, aber durchaus nicht alle, dem letzten Band mit den Aufzeichnungen von 1953-1955 gelten.

Die Entscheidung, wo und in welcher Form diese Nachträge am besten zu publizieren wären, hat mich lange Zeit beschäftigt. Die erste Idee, einen kleinen Nachtragsband herauszugeben, der, neben den Korrekturen und Ergänzungen, die zu den ersten Bänden gehörigen Dokumente sowie die von Mendelssohn im Text ausgelassenen und mit [...] bezeichneten Textpassagen enthalten hätte, mußte angesichts der geplanten und bereits begonnenen neuen Thomas-Mann-Ausgabe aufgegeben werden. Die zweite Überlegung, die Nachträge in der zum S. Fischer-Verlag gehörenden Neuen Rundschau zu veröffentlichen, erwies sich als inopportun, weil sie dort niemand suchen würde. Deshalb war ich dankbar, als sich die Möglichkeit ergab, die mir seit 1995 zugekommenen Materialien mit Hilfe des Thomas-Mann-Jahrbuchs allen interessierten Lesern zugänglich zu machen. –

Nach einigem Zögern habe ich mich entschlossen, auch solche Fehler richtigzustellen und solche Ergänzungen nachzutragen, die sich auf die von Peter de Mendelssohn edierten Bände beziehen. Ich denke, die Publikation ist in seinem Sinn, denn auch, wenn sie die Fehlbarkeit von uns Editoren aufzeigt, ist sie doch gleichzeitig ein schönes und unsere Arbeit ehrendes Zeugnis dafür, wie engagiert aufmerksame Leser Eintrag für Eintrag verfolgen.

Für ein solches kritisches Interesse danke ich allen, die mir Fragen und Anregungen, aber auch Fehlernachweise und Zusatzinformationen haben zukommen lassen, besonders Isabelle Auer, Paul Beers, Heinrich Blechner, Wolfgang Buße, Peter Dettmering, Hans-Michael Empell, Gertrud Fussenegger, Siegfried Garbuny, Heinz Gildhoff, Christian Gneuss, Pater Paulus Gordan, Hans Haider, Volkmar Hansen, Léon Hanssen, Gert Heine, Hanno Helbling, Hans Wolfram von Hentig, Reinhold Hohl, Winfried Hönes, Hans-Peter Jaeger, Klaus Jonas, Henry Kamm, Herbert Keppler, Gerd Koemann, Thomas Körber, Heinrich Kuch, Dieter Kuhn, Karl-Joseph Kuschel, Klaus Lassmann, Herbert Lehnert, Bertrand Leveaux, Wolfgang Lienemann, Joachim Lilla, Al-

bert A. Lutjeboer, Klaus Makoschey, Volker Michels, Christoph Minder, Helmut Müssener, Uwe Naumann, Joachim Oxenius, Reiner Pflug, Daniel Porsch, Georg Potempa, Donald Prater, Freddy Rose, Helmut Rückriegel, Tamas Sattler, Eva Schiffer, Günther Schwarberg, Bernhard Sorg, Thomas Sprecher, Werner Stauffacher, Richard Stern, Werner K. Tantsch, Ransom T. Taylor, Claus van de Vlierd, Manfred Voigts, W. Wahren, Jürgen Zibell und Roland Zirkler.

Sie alle mögen versichert sein, daß ich mir die römische Sentenz *discite mo-
niti* zu eigen gemacht habe.

Tübingen, 15.7.1997

Inge Jens

1933/1934

Tagebuch-Text

226 Tb, 17.10.1933: Statt: „Regierungsrat Schuster“ muss es „Regierungsrat Pfister“ heißen.

Anmerkungen

631 Tb, 2.5.1933: Der Kommentar erhält eine neue Anmerkung 2: „*besonderer Empfehlungsbrief*: Thomas Sprecher zitiert TM Jb 9, 1996, 307, das im TMA befindliche Schreiben: „Le Consul de France à Bâle a l'honneur de recommander tout particulièrement au bienveillant accueil des autorités françaises de la frontière Monsieur Thomas Mann, le grand écrivain allemand, qui se rend en France, en compagnie de Madame Thomas Mann.“ Die weiteren Anmerkungen müssen unnummeriert werden.

653 Tb, 24.7.1933, Anm. 1: Das Datum des Bermann-Briefes ist falsch angegeben. Es handelt sich um das Schreiben vom 17.7. (nicht 17.4.) 1933, BrBF, 7/28.

673 Tb, 17.10.1933: Der Kommentar erhält eine neue Anmerkung 4: „*Regierungsrat Schuster*: Der Name ist falsch gelesen. Es handelt sich um den Vorsteher der Direktion des Inneren und der Polizei des Kantons Zürich, Regierungsrat Otto Pfister (1875-1939), der das Amt zwischen 1929 und 1935 inne

hatte und vom 1.5. 1933 bis zum 30.4.1934 zugleich Präsident des Zürcher Regierungsrates war.“ Die bisherige Anmerkung 4 wird Anmerkung 5.

692 Tb, 11.1.1934: Der Kommentar erhält eine zweite Anmerkung: „2] *Langen*: Der spätere Ordinarius für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Universität Saarbrücken, August Langen (1907-1983). TM bedankte sich am 16.1.1934: „Schrieb an Dr. Langen, Köln.“ Der Brief gilt als verschollen.“

694 Tb, 23.1.1934, Anm. 1: Bei dem nicht ermittelten Besucher handelt es sich um den sächsischen SPD-Kulturpolitiker Arno Hennig (1897-1963), der, von den Nationalsozialisten mehrfach verhaftet, 1945/46 als Kulturdezernent und später als Bürgermeister von Freital/Sachsen wirkte. Nach der Zwangsvereinigung von KPD und SPD, 1946, mußte er in den Westen flüchten, arbeitete zunächst als Kulturreferent beim SPD Parteivorstand Hannover und wurde 1949 für den Wahlkreis Göttingen in den ersten Bundestag gewählt. Als hessischer Kultusminister war er 1955 Mitglied der Delegation westdeutscher Kulturpolitiker, die TM zu seinem 80. Geburtstag in Kilchberg empfing, und die ihm den – im TB großzügig übergangenen – 50.000 DM-Scheck zur Unterstützung von in Not geratenen Schriftstellern überbrachte.

Register

810 Der Name „Schuster“ ist zu streichen. Statt dessen muß auf S. 804 der Name „Pfister“ mit der Seitenzahl 226 eingefügt werden.

1937-1939

Tagebuch-Text

506 Tb, 3.12.1939: Es muß natürlich heißen: „Nach 11 Uhr abgeholt zum Weekend“ (und nicht: „zum Week and...“)

Anmerkungen

605 Tb, 28.7.1937: *Caspary*: Statt „Unbekannt“ muß es heißen: „Der 1921 von Gustav Radbruch in Kiel promovierte Nationalökonom und Philosoph Adolf Caspary (1998-?), bis zu seiner Verdrängung durch den Nationalsozialisten,

1932, Dozent an einer Institution des Auswärtigen Amtes; Emigration nach Frankreich, und, nach vielen Mühen, 1942 in die USA, wo er für den Aufbau schrieb. Caspary war Anfang der zwanziger Jahre in Verbindung zum Goldberg-Unger-Kreis getreten und wurde – vor allem im amerikanischen Exil – für viele Jahre zum engsten Mitarbeiter und Vertrauten von Oskar Goldberg.“

614 Tb, 13.8.1937: Der Eintrag bekommt eine neue Anmerkung 2: „*Miserabler Brief des P. Caspary*: Adolf Caspary war – wie Manfred Voigts in seiner Studie über Oskar Goldberg, Berlin 1992, S. 241 auf Grund der Sichtung von Original-Manuskripten nachweist – im April oder Mai 1937 von Ferdinand Lion zur Mitarbeit an ›Maß und Wert‹ aufgefordert worden und hatte offenbar zunächst positiv reagiert. Die Gründe für eine strikte Ablehnung des in Tb 28.7.1937 erwähnten Schreibens von TM sind nicht mehr rekonstruierbar. Sicher ist nur, daß sich der Eintrag „Miserabler Brief des P. Caspary“ auf diese Absage bezieht, und daß es trotz des in Tb 16.8.37 notierten Anrufs von Lion, daß er „den albernen Caspary versöhnt“ habe, zu keiner Mitarbeit des Nationalökonomens bei ›Maß und Wert‹ kam.“

622 Tb, 8.9.1937. Der Kommentar erhält eine neue Anmerkung: „5] *Marxistische Arbeit über die deutsche Romantik*: Vermutlich Edgar Zilsel, Die gesellschaftlichen Wurzeln der romantischen Ideologie, in: *Der Kampf*, Wien, Bd. 26, 1933, S. 154-164. Wieder abgedruckt in: Edgar Zilsel, *Wissenschaft und Weltanschauung*, Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1992, S. 58-73.

Die Anmerkung 4 wird erweitert: „*Zilsel*: Der Volksbildungsexperte und Wissenschaftstheoretiker Edgar Zilsel (1891-1944, Suicid) mußte nach dem Dollfuß-Putsch seine Heimatstadt Wien verlassen. Es gelang ihm, 1938/39, über Großbritannien in die USA zu emigrieren, wo er – trotz mehrerer Forschungsstipendien – gezwungen war, seinen Lehrberuf wieder aufzunehmen. Er unterrichtete am Hunter College, der City University of New York und am Mills College in Oakland.

633 Tb, 14.10.1937, Anm. 5: Bei dem Bertram-Schüler handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den späteren Ordinarius für Neuere Deutsche Literatur- und Sprachgeschichte an der Universität Saarbrücken, August Langen (1907-1983), der TM am 11.1.1934 – wie das Tagebuch vermerkt – seine Dissertation zugeschickt hatte.

673 Tb, 22.2.38: Der Kommentar erhält eine neue Anmerkung: „2] *Interview*: Das Interview erschien unter der headline ›Mann Finds U.S. Sole Peace Hope‹ am gleichen Tag (22.2.1938) in den *New York Times*, S. 13, Sp. 2.“ Die folgenden Anmerkungen müssen umnummeriert werden.

673 Tb, 23.2.38: Der Kommentar erhält ein neues Stichwort: „1] *Hübscher Student (deutsch sprechend, mit Büchern)*: Vermutlich Thomas Brown, dem TM am 23.2.1938 in ein (mitgebrachtes?) Exemplar von *Leiden und Größe der Meister* die folgende Widmung schrieb: „Herrn Thomas Brown dankbar für sein Interesse an meiner Arbeit. New York 23.2.38 Thomas Mann.“ Die folgenden Anmerkungen müssen umnummeriert werden.

714 Tb, 5.7.38, Anm. 2: Die Anmerkung sollte korrekt lauten: „Ab 1948 Cobh. Hafenstadt an der irischen Südküste in der Bucht von Cork.“

821 Tb, 29.7.39, Anm. 2: Der genaue Name der Künstlervereinigung lautet: Kunstenaarscentrum vor geestelijke weerbaarheid.

1940-1943

Anmerkungen

704 Tb, 23.2.40. Der Kommentar erhält eine neue Anmerkung 1: „*Briefe geschrieben und K. diktiert*: Einer der Briefe war an Hans von Hentig (zur Person s. Tb 44-46, S. 597/598) gerichtet. Er wurde der Herausgeberin vom Nefen des Empfängers, Herrn Dr. Hans Wolfram von Hentig, zur Verfügung gestellt. Er ist, wie das Reg II, 40/92 verzeichnete Schreiben an Ida Herz, am 22.2.40 in San Antonio/Texas verfaßt worden und hat folgenden Wortlaut: „Lieber Doktor von Hentig: Ihr freundlicher Brief hat mich mit einiger Verspätung auf dieser Vortragsreise erreicht. Es liegen, wie Sie selbst sagen, mehrere derartige Unternehmungen in der Luft. Ich weiß von einer Committee-Gründung in Paris, über die ich noch nichts Näheres erfahren konnte, und ausserdem ist durch Initiative einer mir befreundeten und verwandten Seite eine amerikanisch-europäische Organisation in die Wege geleitet, deren Schicksal freilich ebenfalls noch unbestimmt ist, deren Rahmen und Wirkungsmöglichkeit aber vielleicht bedeutender wären und deren Entwicklung man abwarten muß.// Nehmen Sie es mir also bitte nicht übel, wenn ich, vorläufig wenigstens, mich Ihrem Vorschlag gegenüber noch zurückhalte.

Jedenfalls aber wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mich gelegentlich über die Fortschritte Ihres Planes auf dem Laufenden hielten.

Mit freundlichsten Grüßen //Ihr sehr ergebener Thomas Mann“

725 Tb, 17.4.1940, Anm. 9: Da Albert Einstein – entgegen der Mendelssohnschen Behauptung: „Irrtum TMs“ – sehr wohl eine Schwester hatte, muß der Text heißen: „*Einsteins Schwester*: Maja Einstein (1881-1951), promovierte

Romanistin, die 1910 den Schweizer Juristen Paul Winteler, einen Sohn von Einsteins Gastfamilie in Aarau 1895/96, heiratete. Albert Einstein stand dieser Schwester sogar – nicht zuletzt durch das gemeinsame Musizieren (Maja Einstein war eine hochbegabte Pianistin) – besonders nahe. Maja Winteler zog nach dem Krieg zu ihrem Bruder nach Princeton, wo sie 1951 in seinem Hause starb.“

744 Tb, 12.6.1940, Anm. 1: Karl Löwenstein (in den USA Loewenstein) emigrierte 1933 (nicht 1934) in die Vereinigten Staaten.

823 Tb, 31.3.1941, Anm. 2: Die Anmerkung muß heißen: „Bernhard Blume (1901-1979) emigrierte 1936 in die Vereinigten Staaten, wo er zuerst (1936-1945) am Mills College, Kalifornien, danach (1945-1956) an der Ohio State University und schließlich als Kuno-Francke-Professor an der Harvard University unterrichtete. Nach seiner Emeritierung im Jahre 1966 kehrte er nach Kalifornien zurück und lehrte bis zum endgültigen Ausscheiden aus dem Universitätsbetrieb an der UC San Diego (La Jolla).“ Der weitere Text bleibt.

858 Tb, 25.8.1941: Die einzige Anmerkung muß heißen: „1] *Kabel für B.B.C.*: Vermutlich meint TM die BBC-Sondersendung vom August 1941 (XI, 1009-1111), die sowohl was die Intention („zur Erregung innerdeutschen Widerstandes“) als auch die angegebene Länge (300 Worte) betrifft, die im Tb erwähnten Kriterien erfüllt.“

928/929 Tb, 7.7.1942, Stichwort *American Lidice*: In Z. 2, S. 929 ist hinter „...tauchte [...] bei einer Versteigerung auf.“ nachstehende Ergänzung zu machen: „Es hat folgenden Wortlaut: „Die Stadt Stern Park Gardens im Staate Illinois ist herzlich zu beglückwünschen zu ihrem Entschluß, den Namen zu wechseln und sich fortan Lidice zu nennen – der tschechischen Ortschaft zu Ehren, die den Tod des berühmten Heydrich, einen gewaltsamen und also für einen solchen Menschen vollkommen natürlichen Tod, mit ihrer Austilgung büßen mußte.// Die Nazis sind dumme Bestien. Sie wollten den Namen Lidice ewigem Vergessen überliefern, und sie haben ihn durch ihre Greuelthat dem Gedächtnis der Menschheit auf immer eingepägt. Fast niemand kannte diesen Namen, bevor sie die Siedlung ausmordeten und dem Erdboden gleichmachten – jetzt ist er weltberühmt. // Ihn in die Karte der Vereinigten Staaten einzutragen, da er von derjenigen des Tschechenlandes vorläufig verschwunden ist, war ein schöner, trotziger Gedanke – trotzig gegen das Böse und von tiefem Sinn. Denn er deutet hin auf ein wachsendes Solidaritäts- und Einheitsgefühl der Menschheit, auf die allmähliche Entstehung eines universel-

len menschlichen Verantwortlichkeitsbewußtseins, aus dem schon heute der Wunsch kommt, wenigstens symbolischer Weise wieder gut zu machen, was an einer entfernten Stelle der Erde Böses und die Menschheit Schändendes verübt worden ist. Daß es an diesem Gesamtverantwortungsgefühl so lange fehlte und in der großen Politik das Prinzip der ‚Nicht-Einmischung‘ herrschte, hat den gegenwärtigen Krieg herbeigeführt.// Möge gerade der Krieg das Bewußtsein moralischer Einheit zu voller Entwicklung bringen, denn auf sie muß die neue, bessere Welt gegründet sein, die wir erhoffen.“

933 Tb, 5.8.1942, Anm. 2: „Mit dem *Honorable Fish* ist der Congress-Abgeordnete Hamilton Fish (1888 – ca. 1980) gemeint, und nicht der – jenem Isolationisten in jeder Weise politisch konträr denkende – Schriftsteller, Publizist (Herausgeber der Zeitschrift >Foreign Affairs<), Verleger, Diplomat und Politiker Hamilton Armstrong Fish (1898-1973).“

968 Tb, 10.2.1943: Die Anmerkung *Halsmann* ist mehrfach zu ergänzen: Z.1. sollte es heißen: „der aus Riga stammende dreiundzwanzigjährige jüdische Student“; ab Z. 7, nach: „TM setzte sich [...] für seine Begnadigung ein“, wie folgt lauten: „die 1931, nach 3-jähriger Haft des Angeklagten, tatsächlich zustande kam. (Einen Hinweis auf TMs Engagement in der Sache gibt der Brief an Sigmund Freud vom 3.1.1930, Reg. I, 30/4; Br. I. 296 f.) Halsmann wurde aus Österreich ausgewiesen und über die tschechische Grenze geschafft. Er emigrierte nach Paris, wo er sich zum Photographen ausbildete, mußte 1940 vor den einmarschierenden Deutschen fliehen und gelangte mit Hilfe Albert Einsteins, dem er das lebensrettende Visum verdankte, in die USA. Dort war er 1942 neuerdings Verfolgungen ausgesetzt, da er in einigen Karteien als Straftäter aufgetaucht war. Auf Grund vieler Interventionen durfte er jedoch im Lande bleiben, wurde 1949 naturalisiert und als einer der besten Portrait-Photographen weltweit bekannt. Er starb 1979. – Genaue Recherchen über den bis heute nachwirkenden *Fall Philipp Halsmann* veröffentlichte der Wiener Publizist Hans Haider 1989 im Jüdischen Echo, Wien, Bd. XXXVII, S. 75-81. Hans Haider verdankt die Editorin auch die Kenntnis jenes von TM am 10.2.1943 verfaßten statements, über das Peter de Mendelssohn noch nichts ermitteln konnte. Es ist von Haider in seinem Aufsatz publiziert und hat folgenden Wortlaut: ‚To whom it may concern: I wish to testify that I have always been convinced that Mr. Philipp Halsmann was innocent of the crime for which he was convicted in 1928 in Innsbruck, Austria. The verdict reached against him at that time was, in the eyes of all sensible men, a miscarriage of justice brought about by strong anti-semitic pressure.// At the time, I protested against Halsmann’s conviction together with Professor Einstein, the late Jakob Wassermann, the French Minister Painlevé,

Duhamel and others. The conviction was based on such weak grounds that Halsmann was released from prison seven months later.// I should consider it tragic duress if the evident misjudgement of 1928 should now become an obstacle to Mr. Halsmann's continued stay in this country.// Thomas Mann'."

1944-1946

Text

180 Tb, 25.3.1945: Z. 2 muß es heißen: „La Valse von Ravel, erstaunlich, weit wilder (nicht: milder) und besser als Richard Strauss.“

Anmerkungen

390 Tb, 11.3.1944, Anm. 5: Die Anmerkung erhält eine Ergänzung: „Wieder abgedruckt in: Hermann Hesse/ R.J. Humm, Briefwechsel, hrsg. v. Ursula und Volker Michels, Frankfurt/Main 1977, S. 318-322.“

748 Tb, 7.12.1945, Anm. 3: *lecture*. Die Anmerkung erhält eine Ergänzung. Nach dem Zitat soll folgender Text stehen: „TM hatte eine Einleitung zu dem Vortrag geschrieben, die im TMA erhalten ist. Sie lautet: ‚Ladies and Gentlemen: Die halbe Stunde, die mir gegeben ist, zu Ihnen zu sprechen, hat eine doppelte Bedeutung für mich, eine persönliche und eine allgemeine. Die allgemeine Bedeutsamkeit überwiegt natürlich bei Weitem die persönliche, aber berühren möchte ich diese doch. Es sind fast auf den Tag vier Jahre [vergl. Tb, 5.12.1941], dass mir in Los Angeles nach einem dinner und einer lecture im University Club die Ehre zuteil wurde, zum Honorary Counceller von Phi Beta Kappa ernannt zu werden. Die Zugehörigkeit zu dieser berühmten amerikanischen wissenschaftlichen Corporation war mir ein freundliches Bewußtsein in all diesen an Ereignissen so reichen Jahren, und dass ich Gelegenheit habe, die vierte Wiederkehr des Tages der Auszeichnung durch einer kleinen Vortrag vor dieser audience zu begehen, ist mir eine besondere Freude. // Ich sagte, der allgemeine Sinn dieser Stunde habe weit grösseres Gewicht; es handelt sich bei dieser Zusammenkunft und den Veranstaltungen, die ihr folgen werden, um die Beziehungen zwischen der westlichen und östlichen Welt, die Beziehungen zwischen Russland und den angelsächsischen Ländern, Beziehungen, die, wie wir alle wissen, von vitaler Wichtigkeit für das politische Leben und für die Gewinnung eines dauernden Friedens auf Erden sind. // Bei einer Gelegenheit wie dieser auf die

Berührungen und Zusammenhänge des westlichen geistigen Lebens mit russischer Kultur hinzuweisen, liegt nahebei in einer Zeit, die uns den unlösbaren Zusammenhang aller menschlichen Probleme, der kulturellen und politischen, gelehrt hat. Und so möchte ich heute abend, als leidenschaftlicher Bewunderer der russischen Literatur von jung auf, einige Bemerkungen machen über einen großen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts, der vielleicht der tiefste und gewaltigste Ausdruck russischen Seelenlebens war und dem es zugleich gegeben war, der westlichen literarischen Kultur, wie zum Beispiel dem Werk Hamsuns, Hauptmanns und André Gides, um nur diese zu nennen, bedeutende Impulse zu geben, Fedor Michailovitsch Dostojewsky. Besonders beschäftigt aber hat mich von jeher die Rolle, die Dostojewsky als Psycholog und Prophet in Nietzsches Leben und Denken gespielt hat, und der Parallelismus, der ungeachtet aller Verschiedenheit ihrer Existenz zweifellos zwischen ihnen besteht.⁶

TM schloß seinen Vortrag mit folgenden – gleichfalls im TMA erhaltenen – Sätzen: „Ich muß abrechnen, meine Damen und Herren, meine Zeit ist um. Aber ich möchte mit einem kurzen Wort der Zuversicht schließen, die wir aus der Anschauung dieser kranken Riesen des Geistes gewinnen können. Und gerade in einer Zeit wie der heutigen können sie als Repräsentanten der Menschheit erscheinen, einer Menschheit, die leidet, die an einer Mutationskrise krankt und sich als krank empfindet. Vielleicht bedeutet Menschsein überhaupt Kranksein, wie denn wenigstens Nietzsche den Menschen als das kranke Tier bezeichnet hat.“

751 Tb, 11.12.1945, Anm. 10, Zeile 11: Das Datum des Briefes von TM an Agnes Meyer ist nicht der 14.2., sondern der 14.12.1945.

775 Tb, 15.1.1946, Anm. 1: Bei dem jüdischen Pater handelt es sich um den Benediktinerpater Dr. Paulus Gordan (geb. 1912), der 1919 zum Christentum konvertierte und 1939 als Benediktiner die Priesterweihe im Kloster Beuron empfing. Der Orden schickte den Geistlichen wegen der Gefährdung durch die Rassegesetze der NS-Regierung nach Brasilien. Im Alter kehrte Paulus Gordan nach Beuron zurück und edierte seinen „langen Brief“ an Thomas Mann zusammen mit der Antwort vom 11.2.46 (Reg. III, 46/99) in der von der Erzabtei Beuron herausgegebenen Benediktinischen Monatsschrift: *Erbe und Auftrag*, No. 72, 1996, S. 204-210.

1946-1948

Anmerkungen

396 Tb, 15.7.1946, Anm. 1: Statt „nicht ermittelt“ muß es nach dem Stichwort heißen: „ TM meint vermutlich jenen von ihm Tb, 22. und 23. 11. 1947 – korrekt geschrieben – erwähnten Flugzeugbauer Howard Hughes, der bei der Erprobung einer Aufklärungsmaschine abgestürzt und lebensgefährlich verletzt worden war.“

540 Tb, 4.3.1947, Anm. 1: Die Anmerkung erhält eine Ergänzung: „Trotz dieser grundsätzlichen Ablehnung unterzeichnete TM eine von 50 Prominenten des Landes unterzeichnete Protest-Petition des Civil Rights-Congress, die am 7.3.1947 im German American, vol 5, No. 21, S. 1 erschien und verschiedentlich – auch im Neuen Deutschland, (Ost) Berlin – nachgedruckt wurde.“

547 Tb, 19.3.1947. Der Kommentar erhält eine neue Anmerkung: „8] *Übersetzung des Nietzsche*: Die Übersetzung erschien unter dem Titel *Nietzsche's Philosophy in the Light of Contemporary Events* als Special Publication by the Library of Congress, Washington, D.C. 1947.“

557 Tb, 13.4.1947, Anm. 1: *Reise-Vorträge*. Statt „King's College, London“ muß es „die London University“ heißen. S. auch die folgende Korrektur.

573 Tb, 21.5.1947, Anm. 5: „*Nietzsche-Vortrag*: TM sprach nicht, wie gemeinhin – (mit Ausnahme von Hans Wysling) auch in der Forschung – angenommen, in der King's Hall, sondern wie der Zeuge Professor Dr. H.S. Reiss protokolliert hat, in der Beveridge-Hall des Senate House, dem Verwaltungsgebäude der London University.“

663 Tb, 26.11.1947, Anm. 4: Die Anmerkung muß lauten: „*Singer'sche Schrift*: Samuel Singer: Thomas von Britannien und Gottfried von Straßburg, in: Festschrift für Edouard Tièche zum 21. März 1947, Bern 1947, S. 87-102. (Schriften der Literarischen Gesellschaft, Bern, Bd. 6).“

721 Tb, 11.3.1948, Anm. 1: Volkmar Hansen hat die von mir nicht ermittelte *Faustus*-Besprechung aus ‚Europa‘ in seinem Essay: Ein unbekanntes Rezeptionsdokument zu Thomas Manns Faust-Roman, in: Leben und Wahrheit in der Geschichte. Festgabe zum 90. Geburtstag von Hans Tümmler, hrsg. von Herbert Hömig, Bochum 1996, S. 225-234 nachgewiesen. Die Rezension stammt,

wie auf S. 227 zu lesen, von Robert Konta. Sie steht, nach Hansen, in einem Blatt, das als 15. Jahrgang von ‚Der Europäer. Organ der Europa-Union. Bewegung für die Einigung Europas‘ ausgewiesen ist, und erst ab 1946 den neuen Titel [Europa. Organ der Europa-Union/Organe der Union Européenne] zeigt. Die Besprechung selbst sei in der Februar-Ausgabe des Basler Monatsblatts 1948, unter dem Titel: Doktor Faustus (Gedanken zu dieser jüngsten Dichtung von Thomas Mann) nachzulesen.

850 Tb, 19.12.1948, Anm. 1, Z. 12: Es muß natürlich „reputation“ (und nicht: „repudiation“) heißen; in Z. 10/11 wäre es besser gewesen, das Wort „writes“ nicht zu trennen.

1949/1950

Einleitung

VIII, vorletzte Zeile: Das Zitat ist falsch wiedergegeben. Es muß natürlich – wie in der Originalstelle, S. 214 – heißen: „Zurückschrecken vor einer nach ihren Glücksmöglichkeiten sehr zweifelhaften (nicht: eingeschränkten) Wirklichkeit.“

Anmerkungen

443 Tb, 21.8.1949, Anm. 2: Der Text ist in Z. 3 um eine Parenthese zu erweitern: „Den Artikel des Stockholmer Volksrecht-Korrespondenten Paul Olberg (eines alten Sozialdemokraten und Sekretärs von Kautsky, der bereits seit 1933 in Schweden lebte, und dessen Sohn in den Moskauer Prozessen zum Tode verurteilt worden war) hatte TM am 16.8. von der Redaktion mit der Bitte um Beantwortung erhalten.“ Dann weiter wie bisher.

458 Tb, 20.9.1949, Anm. 4: *Goethe-Nummer*: Die niederländische Zeitschrift heißt >De Gids< (nicht: De Lites); die bibliographischen Angaben müssen lauten: Jg. 112 (nicht: 2), 1949, No. 8, und der im TB erwähnte Aufsatz stammt von dem Schriftsteller und Mathematiker E.J. Dijksterhuis. Entsprechend ist auch die nächste Anmerkung zu ändern.

470 Tb, 13.10.1949, Anm. 7: Die Anmerkung erhält eine Ergänzung: „Vergl. zu dem Komplex Erich Weiß auch den 4. Band der von Volker Michels herausge-

gebenen Hesse-Briefe (Hermann Hesse, Gesammelte Briefe, Vierter Band 1949-1962, Frankfurt/Main 1986), bes. S. 39/40, 66 („Was das Hesse-Archiv in Köln betrifft, so arbeitet es ohne Verbindung mit mir und sehr oft gegen meine Überzeugung und meinen Geschmack. Ich möchte mich von ihm ausdrücklich distanzieren“ Juni 1950), 362/363 („Ferner hat ein Lehrer Weiss in Köln ganz aus eigener Initiative dort ein Hesse-Archiv gegründet, das viele Jahre bestand. Er hat meine sämtlichen Verwandten, Freunde und Korrespondenten aufgesucht, ohne mein Wissen, hat sie um Geld, um Bücher, um Manuskripte, um Photos etc. angepumpt – und dann hat er schließlich sein ganzes Archiv um DM 14.000 an Marbach verkauft.“ Januar 1960). S. ferner die Zusammenstellung bezeichnender Hesse-Äußerungen zur Weiß-Affaire a.a.O. S. 432/433.“

480 Tb, 4.11.1949, Anm. 5: Der Kommentar nach dem Stichwort muß heißen: „Die Journalistin Hilde Walter (1895-1976) war bis 1933 Privatsekretärin von Carl von Ossietzky, den sie – ehe sie Ende 1933 nach Paris emigrieren mußte – noch einige Male, zusammen mit Frau Maud von Ossietzky, besuchen konnte. Von Paris aus korrespondierte sie mit dem ihr bekannten Willy Brandt in Norwegen wegen der Verleihung des Friedensnobelpreises an Carl von Ossietzky. Nach einer Internierungszeit im Lager Gurs gelang es Hilde Walter 1941, mit einem Notvisum in die USA zu entkommen, wo sie – bis zu ihrer Rückkehr nach Berlin, 1952, – wieder als Journalistin u.a. für die Deutsche Volkszeitung arbeitete.

539 Tb, 22.3.1950, Anm. 1: Der Text erhält folgende Ergänzung: „TM hat sich in der Angelegenheit von Gertrud Fusseneggers negativer Faustkritik jedoch nicht nur an Dritte, sondern auch an die Autorin selbst gewandt. Der Brief stammt vom 24.3.1950 und wird hier mit der generösen Erlaubnis von Frau Fussenegger zitiert.: Sehr geehrte Frau, // Dank für Ihre Sendung. Ich habe alle Erkenntlichkeit für Ihre Loyalität, für Ihren guten Willen im Widerwillen. Vor allem ist ja Ihr Aufsatz ein sehr glänzendes und hochstehendes Stück Kritik, und Sie konnten sicher sein, daß ich dafür allen Sinn habe. Aber mich und das Meine in Ihren Worten wiederzuerkennen wird mir doch recht schwer. Es ist so sonderbar! Ich habe ein ernstes, schweres, leid- und opfervolles Zeit- und Lebensbuch geschrieben, es geschrieben, wie man so sagt, mit dem Blut meines Herzens, und nun muß ich von den diabolischen Spiegelfechterein, den ausgepichteten Tricks und taschenspielerischen Kunstgriffen, der glatten, weltmännischen, wortwitzigen Verruchtheit etc. etc. lesen, die ich getrieben haben soll. Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum, und immer bin ich der Frage nah: ‚Von wem ist eigentlich die Rede?‘ // Eine Frau, die über die Epiphanie des Kindes und sein Sterben hinweggeht, wie Sie es tun; ein Mensch, der in Leverkusühns letztem Sündenbekenntnis nichts sieht als ein

anmaßendes Zu Gericht sitzen über Deutschland und die Verhöhnung einer ehrwürdigen Phase unserer Sprache – das kommt mir alles ganz unnatürlich und unglaublich vor. //Sie können getrost sein, denn Sie stehen mit Ihrem Abscheu nicht allein. Ihr Aufsatz berührt sich offenbar in vielem mit der ebenfalls gegen den Roman gerichteten Schrift eines Deutschen namens Holthusen, die ich zwar nicht gelesen, von der ich [aber] viel gehört habe. ‚Welt ohne Transzendenz‘ heißt sie, obgleich ja in dem Schmerzensbuch immerhin von der ‚Transzendenz der Verzweiflung‘ die Rede ist. Nun, dem Holthusen hat ein anderer Deutscher geantwortet, an einer Stelle mit folgenden Worten: // ‚Was Sie nämlich ganz übersehen, das ist der wahrhaft erstaunliche menschliche Vorgang, der diesem Werke zugrunde liegt. Nach beispiellosen Erfolgen mit Büchern, aus denen der Autor sich selbst stets ironisch heraushielt und, wie Sie sagen, die Verantwortung für alles Geschehen ablehnte, stellt der 70-jährige in einer verborgenen Radikalität, deren Vorhandensein ich schon immer empfunden hatte, mit diesem Werk zum erstenmal sich selbst, seine Kunst und seine Person, rückhaltlos dem Gericht. Er verschmäht jede voreilige Tröstung, jede künstliche Synthese, die nur ein Kurzschluß wäre, und läßt die helfenden Kräfte ehrfürchtig nur am äußersten Rand der geistigen Existenz erscheinen. Darin liegt ein tiefer Ernst, eine ungeheure Ehrlichkeit, die eben aus dem Grunde seiner ‚menschlichen Unbefangenheit‘ stammt und deren höchste Ausprägung ist... Jede Kritik, die fortan an T.M. geübt wird, muß ihm selbst wie ein lauwarmes Wassergespritz erscheinen, verglichen mit der eigenen Höllenfahrt, die er sich freiwillig selbst auferlegt hat – und zwar mit Mitteln, die außer ihm keinem lebenden Menschen zur Verfügung stehen. Mit äußerster Vorsicht nur wage ich es, ein religiöses Kriterium als Beweismittel in einem Gespräch zu verwenden, aber hier ist der Ort dafür: es gibt für mich keinen Zweifel, daß in dieser Höllenfahrt Adrian Leverkühns der geheime Umschwung beschlossen liegt, der ihn rettet durch Gnade.‘//Ich habe Ihnen das abgeschrieben, weil es auch an Sie gerichtet ist: Vielleicht bewegen Sie es ein bißchen bei sich und vergleichen mit der Zartheit dieser Zeilen die vielen gnadenlosen Beleidigungen in Ihrer frommen Diatribe. //Ihr sehr ergebener //Thomas Mann“

577 Tb, 28.7.1950, Anm. 6: Die Anmerkung erhält eine Ergänzung: „Der unpubliziert gebliebene Artikel wurde erstmals von Volker Michels als Anmerkung zu Hesses Brief an die Schweizer Rundschau (Briefe a.a.O., Bd. 4, 1949-1962, Frankfurt/Main 1986, S. 436-438) gedruckt.“

623 Tb, 23.11.1950: Der Kommentar erhält einen neuen Eintrag: „2] *Ehrenkonzert*: Ein englisch-japanisches Programmheft befindet sich im TMA. Die bisherige Anmerkung 2 wird Anmerkung 3.“

1951/1952

Anhang

334 Korrektur zu Tb, 27.5.1950: In der letzten Zeile des Eintrags fehlt eine Seitenangabe. Es muß heißen: „Frankfurt/Main 1986, S. 434“.

Anmerkungen

358 Tb, 15.1.1951, Anm. 7, *Interview*: Die Anmerkung muß lauten: „Salvador de la Torre: 25 minutos con Thomas Mann, in: Mañana: La revista de México, México, D.F. 34 (392), marzo 3, 1951, p. 24/25.“

391 Tb, 2.3.1951. Der Kommentar erhält eine zusätzliche Anmerkung: „2] ‚Seelenzertrümmerung‘[...] (*Prager Schauprozesse*): Silone hatte in seinem Artikel geschrieben: ‚In diesen Monaten rollte in Prag ein politischer Prozeß gegen katholische Priester ab, den ich gerade als Sozialist nicht mit Still-schweigen übergehen möchte. Er ist nur eins der letzten Glieder einer langen Kette von Terrorakten gegen die Freiheit eines der besten Völker Europas. Es handelt sich um einen typisch sowjetischen Prozeß, um eines der vielen Verfahren, in denen die Angeklagten sich selbst bezichtigen [...] indem sie sich nie begangener Verbrechen beschuldigen und so die eigene Ehre in den Schmutz treten. [...] Vielleicht können wir Zeitgenossen den furchtbaren Ernst und die bedrohliche Bedeutung dieser sowjetischen Schauprozesse gar nicht voll erfassen. Viele sind der Ansicht, unsere Zeit werde als ‚Epoche der Atomzertrümmerung‘ in die Geschichte eingehen. Aber die russischen Schauprozesse offenbaren eine andere, nicht minder bedeutungsvolle Erfindung unserer Tage: Die Technik der Seelenzertrümmerung.‘ Silones Beschreibung evozierte bei dem ehemaligen tschechoslovakischen Staatsbürger TM noch einmal die Kette der ‚Säuberungen‘, die nach der Machtübernahme durch die Kommunisten in Prag, 1948/49, der Generalsekretär der KPC, Rudolf Slánsky, auf Weisung des neuen Staatspräsidenten Klement Gottwald durchführte. Später, im September 1951, wurde Slánsky selbst seines Amtes enthoben, im November 1951 verhaftet und in den berüchtigten Schauprozessen des Jahres 1952 – zusammen mit 10 weiteren Funktionären – im November zum Tode verurteilt.“ Die folgenden Anmerkungen müssen unnummeriert werden.

474 Tb, 23.6.1951: Der Eintrag erhält eine zusätzliche Anmerkung: „5] *zwei Literaturhistoriker*: Frank D. Hirschbach (University of Minnesota) hat Volkmar

Hansen auf Anfrage bestätigt, daß er und sein Kollege Henry Trapp, der mehrere Jahre an der Kent University in Ohio unterrichtete, die Besucher waren.“

483 Tb, 3.8.1951: *Buch über Astrologie*: Höchstwahrscheinlich: Nikolaus Sementovsky-Kurile: *Astrologische Gesetze*, Zürich 1950.

488 Tb, 18.8.1951. Zwischen den Anmerkungen zum 17.8. und denen zum 20.8. ist für den 18.8.19 einzufügen: „*Kaisers Geburtstag*“: Gemeint ist der Geburtstag von Franz Joseph I (1830-1916), dessen in einigen Orten Österreichs noch heute gedacht wird.“

489 Tb, 26.8.1951, Anm. 4: Bei dem als „nicht ermittelt“ angegebenen *Mr. Stern aus New York* handelt es sich um den damals 23-jährigen amerikanischen Schriftsteller Richard Stern (geb. 1928), der seit 1955 als Regenstein-Professor of English and American Language an der University of Chicago lehrt. Professor Stern – dessen Tante, wie er schreibt, die Schwägerin von Helen Lowe-Porter war – beschreibt in einem Brief an die Editorin vom 15.2.1996 eine Episode jenes Nachmittags in Bad Gastein: „that afternoon [...] he [i.e. TM] talked of the operation he had here [in Chicago], the one after which he spoke to his wife in English, because I had to find a new language for pain.“ „A short account of the visit“ hat Richard Stern in seinem letzten Buch, *>A Sistermony<* gegeben; er ist jedoch überzeugt, that he has „alluded to things Thomas Mann said in our two hours together in a couple of other books“.

536 Tb, 21.11.1951, Anm. 1: Der britische Historiker heißt Allan John Percivale Taylor, die Initialen müssen in der richtigen Reihenfolge also A.J.P. Taylor (und nicht, wie auch in der Anmerkung 4 zum Eintrag vom 8.5.1952 fälschlich steht, J.A.P. Taylor) lauten.

556 Tb, 19.12.1951, Anm. 4: Es gibt in München kein „Archiv für Zeitgeschichte“; die richtige Bezeichnung lautet „Archiv des Instituts für Zeitgeschichte“.

582 Tb, 8.2.1952, Anm. 10: Die Anmerkung muß heißen: „*Forch*: Ein bewaldeter Höhenzug über dem rechten (nicht: linken) Ufer des Zürichsees, hinter Küsnacht; bevorzugtes Ausflugsgebiet der Zürcher Stadtbürger...“ weiter wie bisher.

608 Tb, 21.3.1952, Anm. 3: Da es keine österreichisch-ungarische Staatsangehörigkeit gibt, wäre es bei Gisela Werbezirk besser, nur von der „österreichischen Schauspielerin“ zu sprechen.

610 Tb, 22.3.1952, Anm. 7: Der Verweis ist falsch. Es muß heißen: „S. Tb, 21.5. (nicht: 2.) 1952, Anm. 5.“

616 Tb, 1.4.1952, Anm. 3: Der Verweis ist falsch. Es muß heißen „S. Tb, 31.3.1952, Anm. 3 (nicht 5).“

626 Tb, 13.4.1952, Anm. 3: Da der Titel ‚Generalfeldmarschall‘ in der britischen Armee nicht existiert, muß es heißen: „TM meint den britischen Feldmarschall Bernard Law Montgomery“ ...usf.

675 Tb, 13.7.1952, Anm. 5: *Prof. Karl Schmid*. Statt „seit 1947 Professor für Deutsche Sprache und Literatur...“ muß es heißen: „seit 1943 Extraordinarius, seit 1947 Ordinarius für Deutsche Sprache und Literatur...“

1953-1955

Text

69 Z. 26: Statt „Norderreihe“ muß es „Vorderreihe“ heißen

360 Z. 12: statt „Dr. Arnstein“ muß es „Dr. Amstein“ heißen.

Anmerkungen

383 Tb, 21.1.1953, Anm. 8: Der Kommentar erhält eine Ergänzung: „Arno und Anneliese Peters, für deren – damals in der Presse wegen ‚roter Einfärbung‘ heftig befahdete – Synchronoptische Weltgeschichte...“ Weiter wie bisher.

385 Tb, 24.1.1953, Anm. 5: Der Name des französischen Generalkonsuls schreibt sich Chevillotte (nicht Chevilotte).

388 Tb, 28.1.1953, Anm. 3: Die Sophienausgabe hat natürlich 143 (und nicht 123) Bände.

390 Tb, 2.2.1953. Der Eintrag erhält eine neue Anmerkung 2: „*Stifter-Wetter*: Eine Anspielung auf Adalbert Stifters berühmte Schnee-Schilderung in seiner Novelle Bergkrystall.“ Die folgenden Anmerkungen müssen umnummeriert werden.

392 Tb, 5.2.1953, Anm. 1: In der vorletzten Zeile der Anmerkung ist „kurisv“ in „kursiv“ zu ändern.

405 Tb, 10.3.1953, Anm. 5: Buster Keaton wurde 1895 (nicht, wie im MEYER von 1971 vermerkt: 1896) geboren.

411 Tb, 22.3.1953, Anm. 1: *Hündchen Hallgarten*. Ein Leser zitiert gegenüber der Herausgeberin aus Siegmund A. Wolf: Deutsche Gaunersprache, Wörterbuch des Rotwelschen, Hamburg o.J. (1993): „Hunderl: Kosewort für das weibliche Geschlecht“, und in Ergänzung dazu die Auskunft der Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg vom 25.6.96: „Bei dem Namen Hündchen/Hündel handelt es sich [...] aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Namen, der aus einem Kosewort entstanden ist.“

412 Tb, 24.3.1953, Anm. 1: TM schrieb dem Bibliophilen (nicht dem Bibliographen) Wilhelm Matheson.

418 Tb, 1.4.1953, Anm. 1: Der Kommentar muß heißen „Unter Zuhilfenahme des Goethe-Zitats aus den Zahmen Xenien, Buch V: ‚Sollen dich die Dohlen nicht umschrein,/ Mußt nicht der Knopf auf dem Kirchturm sein‘. (X, 816).“

426 Tb, 14.4.1953, Anm. 3: *Hamburger Goethe-Ausgabe*. Im Kommentar muß es heißen: „begründet 1952 im Christian Wegner Verlag, Hamburg, ab 1972 fortgeführt im Verlag C.H. Beck, München.“

429 Tb 20.4.1953, Anm. 1: Statt „Sechserläuten“ muß es „Sechseläuten“ heißen.

435 Tb, 1.5.1953, Anm. 19: Der „politische Publizist und Hörspielautor“ heißt Erich Kuby (nicht: Erich von Kuby).

445 Tb, 15.5.1953, Anm. 2: ab Zeile 4 muß es heißen: „...ein Sommerhaus errichten ließ, das die NS-Regierung nach der Rückgabe des Memellandes von Litauen an das Deutsche Reich, 1939, konfiszierte.“ Danach weiter wie bisher.

453 Tb, 3.6.1953 *Reise nach England und Hamburg*, Anm. 17: Es muß natürlich Propst und nicht Probst heißen.

456 Tb, 13.6.1953, Anm. 6: Z. 2 der neuen Seite muß „daughter“ statt „daughter“ stehen.

457 Tb, 14.6.1953, Anm. 3. Das Schauspiel von Samson Raphaelson heißt: Hilda (nicht: Hilde) Crane, und Aufführungsort war nicht das Schauspielhaus, sondern das Theater am Central.

458 Tb, 18.6.1953, Anm. 2: Die Angaben über Ingve Jan Vincent Trede (geb. 1933) sind falsch. Trede war ein deutscher Komponist. Jahnn hatte ihn – der sein Patensohn war und später sein Schwiegersohn werden sollte – bereits 1938 und 1941 als Kind im Haus der deutschen Eltern Hilmar und Ursula Trede gesehen. Die entscheidende Begegnung zwischen Jahnn und Trede ereignete sich 1946 in Hinterzarten. Näheres bei Thomas Freeman: Hans Henny Jahnn, deutsch von Maria Poelchau, Hamburg 1986.

476 Tb, 30.7.1953, Anm. 1: Bei dem von TM erwähnten „Prof. Barth“ handelt es sich um den Juristen Hans Barth (1904-1965), von 1927-1946 Redaktor der NZZ, anschließend, bis zum Tode, Professor für Staatsphilosophie an der Universität Zürich.

479 Tb, 4.8.1953, Anm. 1: Die Anmerkung muß – wie ab der 2. Auflage bereits vermerkt – heißen: „Der Verlagslektor und Thomas Mann-Forscher Bernt Richter (1929-1982), der 1957 vom Verlag für die Organisation des TMschen Gesamtwerks vorgesehen war.“

497 Tb, 10.9.1953, Anm. 4: Das Schauspiel: Bei Anruf – Mord (Dial for Murder) ist von Frederick Knott. Alfred Hitchcock drehte lediglich den gleichnamigen Film, dessen Buch John Gay nach der Vorlage des Theaterstücks verfaßt hatte.

519 Tb, 4.11.1953, Anm. 3: Bei dem von TM erwähnten Interview handelt es sich um einen englischen Text von Heinrich Blechner: Thomas Mann, der am 4.11.1954 in der Zeitschrift Britain & Germany erschienen war.

Dr. Heinrich Blechner, später österreichischer Diplomat, arbeitete damals – neben seiner hauptberuflichen Tätigkeit für das Internationale Presse-Institut – als Zürcher Vertreter der Associated Press. In dieser Eigenschaft hat er TM dreimal interviewt: Außer der Unterhaltung vom November 1953 hatte er Gelegenheit, am 10. Dezember 1954 und am 26.5.1955 („Amerikanischer Interviewer“) mit TM zu sprechen. Der unter Anmerkung 6 zum Eintrag vom 15.6.1955 vermerkte AP-Bericht: Thomas Mann, Observing 80th Birthday, ist die Dokumentation des letzten Besuchs. Die Texte aller drei Interviews befinden sich seit einem Jahr – z. T. auch in deutscher Übersetzung – im TMA. Zwei Widmungen, die TM seinem Gesprächspartner in *Die Betrogene* und den *Felix Krull* schrieb, bezeugen die vertrauensvolle Atmosphäre, in der die Unterhaltungen geführt wurden.

537 Tb, 8.12.1953, Anm. 3: Die Anmerkung muß – wie in der 2. Auflage bereits vermerkt – heißen: „Vermutlich der Tb, 7.5.1954 erwähnte Herr Smolin, der TM am 22.4.54 in Erlenbach besucht hatte (Herr S.)“

561 Tb, 24.1.1954, Anm. 3: Bei dem in der letzten Anmerkungszeile erwähnten opus: King Jesus handelt es sich um ein Buch des englischen Schriftstellers und Historikers Robert R.[anke] Graves, eines Urenkels Leopold von Rankes, das 1946 auf englisch, 1954 in deutscher Übersetzung erschienen war.

567 Tb, 7.2.54, Anm. 7: Die Anmerkung zum Stichwort *der deutsche Frechdachs* muß heißen: „Gemeint ist Arno Schmidt, dessen Prosawerk: Aus dem Leben eines Fauns, Hamburg 1953, TM, wie das Tb vermerkt, am 12.1.1954 von Ferdinand Lion erhalten und in dem er die Urteile des Ich-Erzählers über Balzac gelesen hatte: „Balzac, Balzac: kein Dichter; kein Verhältnis zur Natur (das wichtigste Kriterium!). Nur alle 20 Seiten einmal etwas wirklich Gutes, eine präzise Formulierung, ein suggestives Bild, eine Initialzündung der Fantasie. Wie lächerlich z. B. seine ewigen, 2 unbeholfene Druckseiten langen, Beschreibungen von den Boudoirs der Haute Volée!: vermag Einer die Scherben solch unsinnigen Puzzle-Spiels zusammenzusetzen? Und so oft Gestalten, Motive, Situationen wiederholt, wie nur je ein Vielschreiber. Männer gelingen ihm nie; nur Incroyables, Geizhälse, Journalisten, giftmischende Portiers (wie wohltuend dagegen selbst Cooper oder Scott). Seine Frauen: Kurtisanen oder Mauerblümchen. Psychologie?? o mei!:: den einzigen ‚Anton Reiser‘ geb ich nicht für Balzac und Zola zusammen!“ (Faun, 1953, S. 140) Auch die Abwertung Goethes als Prosadichter fand TM bei Arno Schmidt: „Fortunat und seine Söhne. Großer Mann der Ludwig Tieck (und wie steifbeinig-altklug dagegen Goethes ‚anständige‘ Geheimratsprosa: der hat nie eine Ahnung davon gehabt, daß Prosa eine Kunstform sein könnte; man kann über die gravitatische Stümperei der ‚Novelle‘ z. B. nur lachen.“ (Faun, a.a.O., S. 36) Summa summarum also: „Bei Goethe ist [im Gegensatz zu Wieland] die Prosa keine Kunstform, sondern eine Rumpelkiste – den ‚Werther‘ beiseite; gewaltsam aneinandergepappte divergente Handlungsfragmente; grob an den Hauptfaden geknotete Novellen; Aforismensammlungen; Waldsprüchlein aller Art – [...] Das demonstrativste Beispiel ist der ‚Wilhelm Meister‘, zumal die ‚Wanderjahre‘: was er sich hier z. B. an Kapitalübergängen leistet, ist oft derart primitiv, daß ein wohlgeratener Primaner, der n bißchen was auf sich hält, sich ihrer schämen würde. Eine freche Formschlamperei; und ich mache mich anheischig, den Beweis anzutreten (wenn ich nicht meine Arbeitskraft ernsthafteren Dingen schuldig wäre): Goethe, bleib bei Deiner Lyrik! Und beim Schauspiel!“ (Faun, a.a.O., S. 96/97). Wei-

tere Belege bei Dieter Kuhn: Kommentierendes Handbuch zu Arno Schmidts Roman ‚Aus dem Leben eines Fauns‘, Edition Text und Kritik, München 1986, bes. S. 173 ff.“

585 Tb, 22.3.1954, Anm. 3: Die Anmerkung muß, wie in der 2. Auflage bereits erwähnt, heißen: „Vermutlich der Tb, 7.5.1954 erwähnte Herr Smolin.“

605 Tb, 29.4.1954, Anm. 1: Carl Spitteler wurde nicht 1875, sondern 1845 geboren. – Was den von TM apostrophierten Fall Spitteler/Fränkels angeht, so scheinen meine, sich auf Linsmayer (s. Anm. 2) stützenden Darlegungen nur *eine* Interpretation des Vorgangs zu sein, wobei der schwierige Charakter Fränkels auch in anderen Auslegungen unbestritten bleibt. Diese anderen Versionen wenden sich gegen die dem Schweizer Germanisten zugeschriebene Rolle und machen ihr gegenüber geltend, daß die Töchter Spittelers, um sich – nach dem Tod des Vaters – den wachsenden Zudringlichkeiten des Biographen und Editors zu entziehen, den Nachlaß mit allen Rechten der Schweizerischen Eidgenossenschaft übergaben. Deren Behörden verfügten, daß die Arbeit an der Jubiläumsausgabe 1945 einem Team und nicht dem (ihnen von den Schwierigkeiten mit der Keller-Edition unliebsam bekannten und schließlich ausgebooteten) Fränkel übertragen wurde. Bis heute habe die Familie von Jonas Fränkel, der vor seinem Tod an einer nie erschienenen Spitteler-Ausgabe arbeitete, die ihm zu diesem Zweck überlassenen Materialien nicht vollständig an das Schweizerische Literaturarchiv in Bern zurückgegeben.

614 Tb, 21.5.1954, Anm. 1: *Herr und Frau Hartung*: Die Anmerkung muß heißen: „Der Schriftsteller Hugo Hartung (1902-1972) mit seiner Frau. Hugo Hartung hat unter dem Titel: Das Geniehospietz in: Merian, Jg. XI, H. 8, Aug. 1958, S. 75-77 von seiner Begegnung mit TM berichtet.“

615 Tb, 22.5.1954, Anm. 4: Z. 10 muß es „humoristic“ (statt „humorisitc“) und Z. 13 „discovery“ statt „discovery“ heißen.

619 Tb, 28.5.1954, Anm. 13: *Holthusen [...] dementiert*: Die Anmerkung bekommt einen Nachtrag: „Im Gegensatz zu vorstehender Interpretation weist Joachim Kaiser in einem Artikel der Süddeutschen Zeitung (SZ am Wochenende, Samstag/Sonntag 21./22. November 1987) darauf hin, daß Holthusen in einer Münchener Poetik-Vorlesung des Jahres 1963 zwar die deutsche Nachkriegsliteratur getadelt, dafür aber ‚einen gerührten Hymnus auf Thomas Manns *Doktor Faustus*‘ vorgetragen habe: ‚Ich traute meinen Ohren nicht‘ – so

Joachim Kaiser – „und war Holthusen für die Aufrichtigkeit seiner Kehrtwendung dankbar.“ – In den schriftlichen Arbeiten Holthusens habe ich keine vergleichbaren Äußerungen gefunden.

630 Tb, 13.6.1954, Anm. 1: *Das Ehepaar Gedin*. Vermutlich hat TM den Namen doch richtig notiert: Die schwedische Literaturagentin Lena Gedin war als Vermittlerin auch anderer deutscher Schriftsteller bekannt. Vergl. u.a. den Brief von Hermann Kesten, der – laut Antiquariatskatalog Hartung und Hartung, München, für die Auktion im November 1995 – am 13.10.1938 aus Amsterdam an Lena Gedin in Stockholm schrieb: „Sie waren die einzige, die je eines meiner Bücher im Norden verkaufen konnte. Wollen Sie es wieder tun?“ – Im gleichen Katalog auch ein Dankesbrief von Max Brod, der Lena Gedin seine Freude über die schöne Ausstattung der norwegischen Übersetzung seines Romans ›Tycho Brahe‹ ausdrückt.

633 Tb, 16.6.1954, Anm. 7: *Roman Carneval*: An den letzten Satz ist eine weitere Information anzufügen: „Der Film, der in Deutschland unter dem Titel: Ein Herz und eine Krone lief, heißt in den Anzeigen der Zürcher Scala: Römische Nächte.“

650 Tb, 31.7.1954: Wie in der 2. Auflage bereits korrigiert, muß die Anm. 2: *Firnelicht* folgendermaßen heißen: „TM nimmt Bezug auf Conrad Ferdinand Meyers Gedicht ›Firnelicht‹, das auch in *Lübeck als geistige Lebensform* (XI, 389) – kontrastiert mit TMs Verzauberung durch das Meer und die Musik – zitiert wird.“

666 Tb, 29.8.1954, Anm. 11: *Heusers*: Die Anmerkung muß, genauer formuliert, heißen: „Der 1949 als kommissarischer Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie pensionierte Professor Werner Heuser (1883-1964) und seine Frau, die Kunstmalerin Mira Heuser (1884-1974), die Eltern von Klaus Heuser. TM hatte die Familie des damaligen Lehrers der Zeichen- und Kompositionsklasse (Entlassung 1939, Wiederberufung 1946) im Sommer 1927 auf Sylt getroffen und eine tiefe Zuneigung zu dem Sohn Klaus Heinrich (geb. 1909) gefaßt, von der die Tagebuch-Retrospektiven...“ Der Rest der Anmerkung bleibt.

682 Tb, 4.10.1954, Anm. 3: Bei dem von TM erwähnten *Professor Rüegg* handelt es sich vermutlich nicht, wie vermerkt, um den Soziologen Walter Rüegg, sondern eher um den Basler Romanisten und Fachmann für spanische und portugiesische Literatur August Rüegg (1882-1972).

Anm. 4: Das Ausrufungszeichen hinter „Polizian-Kongreß“ bedarf der Er-

läuterung: „Der Humanist Angelo Poliziano (1454-1494) war – wie Einträge der Notizbücher No. 4, No. 5, No. 7 und No. 8 belegen – TM spätestens seit seiner Florentiner Zeit, 1901, und den Vorarbeiten zu *Fiorenza* vertraut. Im 7. Notizbuch, S. 37 – S. 34 der zweibändigen, von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin verantworteten Edition – findet sich der Eintrag: ‚Die Knabenliebe der Humanisten. Man sagt sie auch dem Politiano nach. Sein Tod sei eingetreten infolge einer unerwiderten Leidenschaft zu einem Knaben.‘ Im Drama finden sich verschiedentlich Hinweise auf Polizians Homophilie: s. z. B. gleich im ersten Gespräch des Humanisten mit Giovanni (VIII, 963 und – direkt – 969: Giovanni: ‚Niemand singt so süß wie Ihr das Lob eines schönen Knaben.‘“

686 Tb, 15.10.1954, Anm. 1: Der Nachweis muß heißen: „P. Radin, K. Kerényi, C. G. Jung: Der göttliche Schelm. Ein indianischer Mythenzyklus.“ Dann weiter wie bisher.

692 Tb, 4.11.1954, Anm. 1: Der von Will Quadflieg gespielte Prinz heißt selbstverständlich Heinz (und nicht: Hinz).

695 Tb, 20.11.1954, Anm. 1: Der Anmerkungstext muß heißen: „Die Dramatisierung von Herman Wouks Roman ›Die Caine war ihr Schicksal‹ inszenierte Kurt Hirschfeld...“ Der Rest des Kommentars bleibt.

704 Tb, 14.12.1954, Anm. 2: Der Text nach dem Stichwort muß heißen: „Verzicht auf den Stalin-Preis; s. Tb, 6.12.1954.“

713 Tb, 18.1.1955, Anm. 3: Gustav Hillards Buch: Herren und Narren der Welt, erschien 1954 nicht in Hamburg, sondern bei List in München.

722 Tb, 23.2.1955, Anm. 5: Hans Siegbert Reiss emigrierte nicht 1933, sondern erst, sozusagen in letzter Minute, am 22.8.1939 nach Irland.

736 Tb, 18.3.1955, Anm. 2: Vermutlich meint TM das Buch: *The Scourge of Swastika* des britischen Militärjuristen Lord Russell of Liverpool, das in der Bundesrepublik tatsächlich niemals erschienen ist, in der DDR hingegen 1956 unter dem Titel: *Geißel der Menschheit. Kurze Geschichte der Nazi-Kriegsverbrechen*, bei Volk und Welt in (Ost) Berlin publiziert und in mehreren Auflagen nachgedruckt wurde.

Anm. 3: Der Text nach dem Stichwort *Russell* muß heißen: „Der Jurist Edward Frederick Langley Russell, seit 1919 Lord Russell of Liverpool (1895-1981), bekleidete von 1934-1943 das Amt eines Military Assistant to the Judge

Advocate General und avancierte 1951 zum Assistant Judge Advocate General. Nach einem Streit mit seinem Vorgesetzten, der den Druck des Buches ›The Scourge of Swastika‹ zu inhibieren suchte, trat Russell, um einer Entlassung zuvorzukommen, 1954 von diesem Amt zurück. „As a consequence of this his book had worldwide publicity, it was translated into several languages, and the sales were enormous, not least in the USA.“ (So das Orbitalary der Londoner Times am 10.4.1981, p. 18).

756 Tb, 3.5.1955, Anm. 2: *Mütter-Kriegsfilm*: Die Anmerkung muß heißen: „Der 1955 von Laslo Benedek nach dem Herbert-Reinecker-Roman: Hauen Sie ab mit dem Heldentum, gedrehte Film: Kinder, Mütter und ein General, mit Hilde Krahl, Bernhard Wicki, Ewald Balser und Therese Giese.“ Erich Pommer war lediglich der Produzent.

771 Tb, Mai 1955, der Rückblick auf die *Schiller- und Lübeck-Reise*, Anm. 24: In der vorletzten Zeile muß es „Gandhi“ (statt: „Ghandi“) heißen.

794 Tb, 29.7.1955, Anm. 3: Das Stichwort muß *Dr. Amstein* (nicht: Dr. Arnstein) heißen.

Dokumente

856/57 Dok. 29 zu Tb, 7.6.54, Anm. 3: S. 857 Z. 7/8 sind (von TM) einige ungarische Namen falsch geschrieben: statt „Zryni“ muß es „Zrinyi“, statt „Bacsanyi“ „Berzsenyi“, statt „Kolcesey“ „Kölcsey“ und statt „Vorosmarty“ „Vörösmarty“ heißen. Petöfi schreibt sich mit zwei Strichen, nicht, wie im Deutschen, mit zwei Punkten über dem o.

Register

907 Statt „Dr. Arnstein“ muß es „Dr. Amstein“ heißen.

909 Statt „Karl Barth“ muß es „Hans Barth“ heißen.

Thomas Neumann

... fast ein Frühstück bei Goethe

Thomas Mann und die Goethe-Woche in Weimar

Meine Wünsche, theuerster Freund! sind Ihnen nicht deutlich vorgetragen worden. Ich habe nämlich morgen frühe eine große Gesellschaft zum Frühstück, wozu Sie auch freundlichst eingeladen sind [...].¹

Goethe an Meyer

I.

„Wir kommen am 21. und wohnen im ‚Fürstenhof‘. Auf Wiedersehn, wir freuen uns sehr. Schade, daß ich meinen hiesigen Vortrag nicht wiederholen kann. Der zweite ist nicht so gut.“² Mit diesen Zeilen kündigt Thomas Mann am 19. März 1932 von Berlin aus seinen Weimaraufenthalt an. Einen Tag zuvor hatte er den in dem Schreiben als *hiesigen* bezeichneten Vortrag *Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters* in der Preußischen Akademie der Künste gehalten.³ Da dieser vom Rundfunk übertragene Berliner Vortrag nicht wiederholt werden konnte, sollte eine zweite Rede in Weimar gehalten werden.

Beide Goethe-Reden konnten auf die Vorstudien für eine Publikation zum Goethe-Jahr zurückgreifen, die schon 1930 zwischen dem S. Fischer Verlag und Thomas Mann verhandelt, aber nicht realisiert worden war. Noch während der Rekonvaleszenz nach einer Grippe schrieb Thomas Mann zwi-

¹ Johann Wolfgang Goethe an Johann Heinrich Meyer, 18. September 1824, in: Goethes Werke: Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen: IV. Abtheilung: Goethes Briefe: 38. Band: Januar – October 1824, Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger 1906, S. 248.

² Thomas Mann an Ernst Bertram, 19. März 1932. BrB, 174. Der *Fürstenhof* wurde und wird auch *Russischer Hof* genannt.

³ Der Rahmen von Thomas Manns Weimarbesuch wird bei Peter de Mendelssohn skizziert. Dort auch zur Weimarer Rede am 21. März 1932: Peter de Mendelssohn: Nachbemerkungen des Herausgebers, in: Thomas Mann: Leiden und Größe der Meister, Frankfurt am Main: S. Fischer 1982, S. 1069-1178, 1096 ff. Die hier aufgezeigten Zusammenhänge ergänzen die Chronologie von Thomas Manns Aufenthalt in Weimar im März 1932. Außerdem wird das Verhältnis von Thomas Mann und Julius Petersen um einige Facetten ergänzt.

schen Dezember 1931 und Januar 1932 den Berliner Vortrag. Nach Abschluß des Manuskriptes erhielt er die Einladung zur Weimarer Festwoche, um dort am 21. März zu sprechen. Den Weimarer Vortrag *Goethe's Laufbahn als Schriftsteller* hielt er anschließend noch auf den Festveranstaltungen in München, Nürnberg, Essen und Wien.⁴

II.

Nach den Neuwahlen des Thüringer Landtages Ende 1929 übernahm die NSDAP – mit Wilhelm Frick als Minister – das Innen- und das Volksbildungsministerium. Die kurzfristige Unterbrechung der Regierungsbeteiligung im April 1931 blieb nur eine Episode in der seit 1930 nationalsozialistisch geprägten Kulturpolitik Thüringens.⁵

Den Festlichkeiten zum Goethe-Jahr gingen in Weimar kontroverse Diskussionen voraus. Das kulturpolitische Klima, in dem gestritten und diffamiert wurde, ließ den humanistischen Impetus einer Veranstaltung zur Ehrung Goethes weitgehend vermissen.

Schon im Vorfeld der Veranstaltungen zur Reichsgedächtniswoche schreckte die völkische und nationalsozialistische Presse in Weimar nicht vor Beschimpfungen und Diffamierungen zurück.⁶ Ein Rundschreiben der Ortsgruppe der NSDAP faßt die Situation zusammen:

Die Durchführung dieser Woche zum Todestag dieses deutschen Geistesheroen bedeutet einen einzigen Skandal. Das große Wort führen bei dieser Gelegenheit die Pazifisten. [...] Die Namen Thomas Mann, Gerhart Hauptmann, Walter von Molo genügen, um klar zu erkennen, daß diese Veranstaltung eine Verhöhnung der nationalsozialistischen und nationalen Einwohnerschaft Weimars bedeutet. [...] Weiter betrachten wir es als eine Verfälschung der Goethe-Überlieferung und seines Erbes an die deutsche Nation, wenn ausgerechnet Pazifisten und Juden zu der hundertjährigen Goethefeier als Wortführer auftreten dürfen. [...] Ich ersuche aber heute schon unsere Parteigenossen und Parteigenossinnen, überall und bei jeder Gelegenheit tagtäglich gegen diesen Skandal zu protestieren [...].⁷

⁴ Mendelssohn, Nachbemerkingen des Herausgebers, S. 1096 f.

⁵ Donald R. Tracey: Der Aufstieg der NSDAP bis 1930, in: Nationalsozialismus in Thüringen. Hrsg. von Detlev Heiden und Gunther Mai, Weimar, Köln, Wien: Böhlau 1995, S. 49-74, S. 70 ff.; Günter Neliba: Wilhelm Frick und Thüringen als Experimentierfeld für die nationalsozialistische Machtergreifung, in: Ebd., S. 75-96.

⁶ Vgl. Adolf Bartels: Das Goethejahr 1932. Goethe und der Nationalsozialismus, in: Deutsches Schrifttum, Weimar. Nr. 1. Januar 1932, S. 1-2.

⁷ Stadtarchiv Weimar, Bestand „Stadtverwaltung 1919-1945“, Akte „Goethe-Woche“, Sign.: 4-43-8. Burkhard Stenzel (Weimar) danke ich an dieser Stelle für die Hinweise zu den Goethe-Feierlichkeiten 1932.

Die Verhaltensregeln für NSDAP-Mitglieder waren eindeutig, und der von Hans Severus Ziegler, dem wichtigsten Kulturfunktionär der NSDAP in Weimar, redigierte Nationalsozialist machte sie öffentlich und unterstützte die negativen Aussagen über Thomas Mann und Gerhart Hauptmann:

Wir wollen heute nicht in Einzeluntersuchungen eintreten über den großen deutschen Prosastilkünstler Thomas Mann mit dem ‚Kreolen‘-Blut und seiner jüdischen Versippung. [...] Alles in allem wird die Goethefeier keine Nationalfeier werden, wie sie unserer Notzeit und unserem Kampf um die Befreiung der deutschen Nation entspräche. Die Nationalsozialisten in Thüringen und das gesamte nationalsozialistische Deutschland lehnen jedenfalls jede Gemeinsamkeit mit den Veranstaltern der Goethe-Festwoche ab⁸.

Ganz in diesem Sinne und Stil waren auch die überregionalen Publikationsorgane der völkischen und nationalsozialistischen Presse auf die Redner der Weimarer Goethe-Woche eingegangen.⁹ Die Reaktionen der regionalen Tagespresse auf das Rundschreiben der NSDAP waren eindeutig:

Das faschistische Untermenschentum beabsichtigt Störungen der Goethefeier in Weimar [...]. Auswärtige Besucher von Weimar haben ein Recht zu verlangen, daß sie gegen Belästigungen seitens faschistischer Rowdys geschützt werden. Wir erwarten daher vom Innenministerium, daß die Polizeidirektion in Weimar angewiesen wird, den Faschisten beizubringen, daß wir noch nicht im Dritten Reich angelangt sind.¹⁰

Den Anfeindungen standen in Weimar auch republikanisch-demokratische und konservative Kräfte gegenüber, die nicht die Ansichten der nationalsozialistischen Festwochen-Gegner teilten. Am Vormittag des 21. März war Thomas Mann, den repräsentativen Pflichten folgend, auf der Reichsfeier in der Weimarahalle gewesen, zusammen mit den Repräsentanten von Reich, Land, Stadt und Dichtkunst;¹¹ am Nachmittag des 21. hielt er seine Rede über *Goethe's Laufbahn als Schriftsteller*.

Die Tagespresse berichtete wohlwollend:

Als erster der für die Goethe-Gedächtniswoche vorgesehenen Redner sprach am Montagnachmittag im Saale der Weimarahalle der Dichter Thomas Mann über Goethe. [...] – Der Redner zog [...] außerordentlich geistreiche Vergleiche zwischen Goethe, Luther und Nietzsche und zeigte die mannigfachen Verbindungen zwischen den drei Großen

⁸ Dazu: Hans Severus Ziegler: Weimar als internationaler Tummelplatz in der Goethe-Woche, in: Der Nationalsozialist, Weimar. Ausgabe B. 9. Jg. Nr. 26. 31.1.1932.

⁹ Man vergleiche die Ausgaben im Januar und Februar 1932 der Deutschen Zeitung und des Völkischen Beobachters, z. B.: Völkischer Beobachter. Erstes Beiblatt. 10.2.1932

¹⁰ [Anonym]: Was geschieht dagegen?, in: Das Volk, Erfurt. Beilage zu Nr. 66. 18.3.1932. (Stadtarchiv Weimar, Bestand „Stadtverwaltung 1919-1945“, Akte „Goethe-Woche“, Sign.: 4-43-8.)

¹¹ Allgemeine Thüringische Landeszeitung Deutschland, Weimar 22.3.1932, S. 5.

auf. [...] – Thomas Mann erhielt minutenlangen Beifall, dem er sich in seiner Bescheidenheit entzog.¹²

III.

Auf die Anfeindungen von konservativer und antirepublikanischer Seite hatte Thomas Mann schon 1922 eindeutig in seinem Vortrag *Von deutscher Republik* reagiert.¹³ 1932 war ihm die Goethe-Thematik wiederum Anlaß zu einem Bekenntnis zur Republik, nur hatten sich die Bedingungen geändert. Deutliche Worte fand Thomas Mann in dem kurz vor der Weimarer Rede gehaltenen Vortrag in der Preußischen Akademie der Künste in Berlin:

Kein Zweifel, der Kredit, den die Geschichte der bürgerlichen Republik heute noch gewährt, [...] beruht auf dem noch aufrechterhaltenen Glauben, daß die Demokratie, was ihre zur Macht drängenden Feinde zu können vorgeben, *auch kann*, nämlich eben diese Führung ins Neue und Zukünftige zu übernehmen.¹⁴

Der Vortrag für die Weimarer Festveranstaltung hatte nicht diesen programmatischen Charakter; *Goethe* war Thomas Mann in Weimar Bekenntnis genug. Er hatte die Einladung zu Reichsfeier, Vortrag und Festwoche nicht ablehnen¹⁵ und auf einen Vortrag vor einer internationalen Öffentlichkeit nicht verzichten wollen. Trotz des *literarischen* Themas bezog er Stellung, der er mit den Worten Goethes Ausdruck verlieh.

„Das junge Volk hört nicht mehr. Zum Hören gehört freilich auch eine besondere Bildung“, heißt es ein Jahr vor seinem Tode, und all dies mündet aus in das hoffnungslose Wort, das nicht mehr allein die Jugend, sondern die ganze Zeit treffen soll: „Diesem düsteren Geschlecht ist nicht zu helfen.“ [...] – Die Sympathie des greisen Lebensfreundes ist nie erstorben, seine Hoffnung auch nicht. „Das Alte ist vergangen“, sagt er, „und das Neue ist noch nicht worden. Doch regt sich so manches, das in einigen Jahren wohl erfreulich werden könnte.“¹⁶

In der Goethe-Sondernummer der Allgemeinen Thüringischen Landeszeitung Deutschland, die Beiträge von verschiedenen Goethe-Forschern, von Journalisten und Schriftstellern enthielt, fanden solche republikanischen Bekenntnisse

¹² [Anonym]: Thomas Mann über Goethe, in: Allgemeine Thüringische Landeszeitung Deutschland, Weimar. Nr. 82. 22.3.1932, S. 5.

¹³ Von deutscher Republik. Gerhart Hauptmann zum sechzigsten Geburtstag, erstmals in: Die Neue Rundschau 33 (1922), S. 1072-1106, auch: XI, 809-852.

¹⁴ Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters: IX, 297-332, hier 332.

¹⁵ Allgemeine Thüringische Landeszeitung Deutschland, Weimar, 22.3.1932.

¹⁶ Goethe's Laufbahn als Schriftsteller: IX, 333-362, hier 360.

keinen Ort; Thomas Mann war an dieser Jubiläums-Veröffentlichung nicht beteiligt,¹⁷ und ebenso verzichtete man darauf, im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, das einen Teil der Festvorträge enthielt, die Rede Thomas Manns abzu drucken.

IV.

Zwischen den Vertretern der Stadt, des Landes und des Reiches waren mehrere Jahre zuvor schon Vorgespräche zur Koordination des Festwochenprogramms aufgenommen worden.¹⁸ Zwei Jahre vor dem Jubiläumsjahr wurden die ersten Programmteile festgelegt. An den programmatischen und organisatorischen Vorarbeiten waren die in Weimar ansässigen Institutionen und ihre Repräsentanten, die für die Pflege des Goethe-Erbes verantwortlich waren – Goethe-Gesellschaft, Goethe-Nationalmuseum, Deutsches Nationaltheater und Goethe- und Schiller-Archiv –, maßgeblich beteiligt. Neben den gemeinsam durchgeführten Veranstaltungen fühlten sich die einzelnen Institutionen aufgerufen, eigene Beiträge zur Goethe-Festwoche vom 20. bis 28. März 1932 zu liefern.

Von Julius Petersen, dem Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, ging der Vorschlag aus, zu einem Frühstück einzuladen.

Neu ist der vom Präsidenten Petersen ausgehende Vorschlag eines von der G.-G. zu gebenden Frühstücks, das die Vertreter des Auslandes am Mittwoch nach Ablauf der ersten Reihe der Auslandsvorträge mit einer beschränkten Anzahl besonders zu bezeichnender Personen vereinigen soll.¹⁹

Für den Vorstand der Literaturgesellschaft war dies die Möglichkeit einer repräsentativen Darstellung innerhalb des offiziellen Rahmenprogramms der Festwoche. Martin Donndorf betonte,²⁰ „daß ein solches Frühstück der G.-G.

¹⁷ Allgemeine Thüringische Landeszeitung Deutschland, Weimar, 22.3.1932. Dort Beiträge von: Julius Petersen, ‚Goethe und England‘ (S. 11), Werner Deetjen, ‚Goethe und das Weimarer Bibliotheksgebäude‘ (S. 10), Alfred Bergmann, ‚Goethe in Frankfurt am Main 1815‘ (S. 20-21), Fritz Fink, ‚Aus der Geschichte alter Weimarer Geschäfte‘ (S. 22-23), u. a.

¹⁸ Vergleiche die Sitzungsprotokolle der Ausschüsse in den Akten der Goethe-Gesellschaft: Protokolle. Verschiedene Sitzungen und Besprechungen 1930, 1933, 1934, 1936, 1938. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (nachfolgend GSA) 149/534. Dort besonders das Protokoll vom 10. Mai 1930. Alle nachfolgend mit der Signatur ‚149/‘ versehenen Nachweise beziehen sich auf den Bestand ‚Akten der Goethe-Gesellschaft‘ im GSA.

¹⁹ Protokoll der Sitzung des Ortsausschusses, 21. Januar 1932. GSA 149/295.

²⁰ Martin Donndorf, Bürgermeister a. D., war Vorsitzender der Weimarer Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft.

die einzige Möglichkeit zu einiger Repräsentation böte“.²¹ Anfang Januar war das genaue Procedere dieses Treffens noch nicht geklärt, nur über die Auswahl der Gäste versuchte man eine Übereinstimmung zu erreichen.

Und nun nochmals zur Zahl der Gäste: Von unserm Vorstand kommen voraussichtlich 12 Herren in Betracht, Redner sind 10, incl. Farinelli und Strich. Dazu kommen doch wohl noch Koch und Eibl, Wien? Und Th. Mann, wenn er noch da ist?²²

Julius Petersen antwortete am 2. März 1932 dem Ortsvorsitzenden der Weimarer Goethe-Gesellschaft:

Die Frage ist nun noch, ob die Einladung ausgehen soll vom Präsidenten der Goethe-Gesellschaft oder vom Vorstand und Ortsausschuss. Das erste entspricht wohl dem sonst üblichen. Ich möchte aber nicht den Anschein erwecken, als ob es eine Privateinladung wäre, sondern betrachte die Kosten als Repräsentationsgelder. Sollte im übrigen der Betrag von 400.- Rm überschritten werden, so würde ich dafür aufkommen. Die angemessene Zeit würde wohl 1/2 2 sein, zumal wenn die Vorträge in der Weimar-Halle stattfinden. Ich denke, wenn die Einladungen etwa am 12. herausgingen, würde Zeit genug dazu sein.²³

Außerdem mußten noch neue Programme gedruckt werden: „Für die ganze Woche muss [...] ein neues, endgültiges Programm gedruckt werden, da sich verschiedenes verändert hat: Thomas Mann will seinen Vortrag ‚Goethes Laufbahn als Schriftsteller‘ nennen; für meine Rede schiene mir ‚Die Spur der Erdentage‘ geeignet“.²⁴

Der Zusage Thomas Manns, einen Vortrag zu halten, war ein Brief von Julius Petersen vorausgegangen, in dem er den *deutschen Dichter* um einen definitiven Bescheid bat:

Am Mittwoch und Donnerstag [während der Festwoche] kommen in zwei Sitzungen die Vertreter des Auslandes zu Wort. So würde sich eine schöne Folge ergeben, bei der die Dichtung [am Montag] das erste Wort hätte. Da die Aufstellung des Programms drängt, würde ich Ihnen sehr dankbar um einen kurzen, vielleicht telegraphischen Bescheid sein, ob Ihnen die Mitwirkung grundsätzlich möglich wäre.²⁵

Thomas Mann folgt dieser Bitte und antwortet telegraphisch am 19. Dezember 1931: „zusage 21. März / mann“.²⁶ Erst Ende Februar steht für ihn der Titel des

²¹ Protokoll der Sitzung des Ortsausschusses, 21. Januar 1932. GSA 149/295.

²² Martin Donndorf an Julius Petersen, 10. Januar 1932. Abschrift. GSA 149/295.

²³ Julius Petersen an Martin Donndorf, 2. März 1932. GSA 149/295, Blatt 11-12.

²⁴ Ebd.

²⁵ Julius Petersen an Thomas Mann, 9. November [oder Dezember] 1931. GSA 149/290.

²⁶ Thomas Mann an Julius Petersen, 19. Dezember 1931. Telegramm. GSA 149/290.

Weimarer Goethe-Vortrages fest. Er schreibt an den Präsidenten der Goethe-Gesellschaft:²⁷

Dr. Thomas Mann

München, den 29.II.32.
Poschingerstr. 1

Sehr verehrter Herr Professor,
würden Sie wohl die Güte haben, mir recht umgehend noch ein Exemplar Ihres Vortrags ‚Goethe im Nachruf‘²⁸ zukommen zu lassen? Ich brauche ein Citat daraus für meinen eigenen zweiten Goethe-Vortrag, den ich in Weimar halten will, und die Schrift ist mir aus den Augen und abhanden gekommen.

In Weimar will ich, wenn es Sie interessiert, über ‚Goethes Laufbahn als Schriftsteller‘ sprechen. Übrigens hat der erste Vortrag, der in der Rundschau erscheint, sich neulich in Berlin über mein Erwarten bewährt. Fast ist es schade, daß ich ihn nicht auch in Weimar halten kann.

Ihr ergebener
Thomas Mann.

Noch im Vorfeld der Festwoche gab es einen für Thomas Mann unerfreulichen Vorfall, über den er sich nicht nur bei Julius Petersen beschwerte. Man hatte ihm die Eintrittskarten für die Festveranstaltungen in Rechnung gestellt und nur mäßige Plätze für die Theaterveranstaltungen am Abend reserviert.²⁹ Der Präsident der Goethe-Gesellschaft versuchte das Mißgeschick vermittelnd zu klären³⁰ und gab den Brief von Thomas Mann an den Arbeitsausschuß für die Goethefeier bzw. an Richard Leutheußner, Staatsminister a.D., weiter, der seinerseits einen beschwichtigenden Brief an den Dichter richtete.

Herr Professor Petersen hat uns Ihren werten Brief vom 7. d. Mts.³¹ zur Aufklärung und Beantwortung zugesandt. Ich bedaure sehr, daß die Regelung des Verkehrsvereins Ihren Unwillen in so starkem Maße hervorgerufen hat. Ich hoffe, daß ein Teil Ihrer Beschwerden nach Empfang der Ehrenkarte, Unterkunftsnachweis und der Platzkarten behoben werden konnte. [...]

Daß die Bezahlung der Plätze von den mitkommenden Damen und den Ehrengästen für die nicht in der Einladung enthaltenen Veranstaltungen gefordert ist, hat seinen

²⁷ Thomas Mann an Julius Petersen, 29. Februar 1932. GSA 149/290. Der Abdruck der Briefe von Thomas Mann erfolgt mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlages, Frankfurt am Main.

²⁸ Petra Boden und Bernhard Fischer: Der Germanist Julius Petersen (1878–1941), Bibliographie, systematisches Nachlaßverzeichnis und Dokumentation, Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft 1994. Dort die Nr. 125.

²⁹ Reg. I, 652. Dort die Nummer 32/46. Thomas Mann an Julius Petersen, 7.3.1932. In den Regesten ist der Empfänger als ‚Unbekannt [Ein Professor]‘ bezeichnet.

³⁰ Vgl. den Briefwechsel mit dem Weimarer Verkehrsverein etc. GSA 149/290.

³¹ Reg. I, 652. Nr. 32/46.

Grund in den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen. Abgesehen von den nicht sehr reichen Zuschüssen des Reiches müssen die Veranstaltungen sich selbst tragen. Ich glaube bestimmt, daß Sie für diese großen Schwierigkeiten Verständnis haben. Diese Beschwerde trifft sogar Herrn Professor Petersen, der nicht einmal ein Honorar für seinen Vortrag bezieht. [...]

Die Art der Pressewiderung auf die nationalsozialistischen Anwürfe habe ich mit Ihnen aufrichtigst bedauert. [...]

Ich bitte herzlich, Verständnis für die großen Schwierigkeiten, die durch die unglücklichen wirtschaftlichen Verhältnisse bedingt sind, haben zu wollen.³²

Kurz nach dem 12. März wurden die Einladungen für das Frühstück der Goethe-Gesellschaft verschickt:

Die Goethe-Gesellschaft beehrt sich, Herrn ... zu einem einfachen Frühstück auf Mittwoch, den 23. März d. J., 1/2 2 Uhr in das Restaurant der Weimarahalle einzuladen. Im Auftrage des Präsidenten Der Weimarer Ortsausschuß[.] Um Antwort wird gebeten bis zum 20. März an Dr. Donndorf, Weimar, Luisenstraße 19.³³

Am 18. März hielt sich Thomas Mann für seinen ersten Goethe-Vortrag in Berlin auf. Von dort antwortete er auf die Einladung:³⁴

Hotel Savoy
Bahnhof Zoo
Telegramm-Adresse
Savoyhotel Berlin

Berlin-Charlottenburg 2, den
Fasanenstrasse 9
Tel. C 1 Steinplatz 8161
18.III.32

Für die Einladung der Goethe-Gesellschaft zum Frühstück auf Mittwoch den 23. März um 1/2 2 Uhr danke ich bestens und werde ihr mit Vergnügen Folge leisten.
In vorzüglicher Hochachtung

Thomas Mann.

Gleichzeitig machte sich in Berlin Julius Petersen Gedanken über den Ablauf des Frühstücks in Weimar am folgenden Mittwoch.

Das Essen würde ich trotz der Gefahr erhöhten Schnapskonsums, die mir nicht so beträchtlich scheint, doch lieber am Mittwoch abgehalten sehen. Je früher es stattfindet, desto mehr Bedeutung hat es, dass die fremden Gäste zusammengeführt werden.³⁵

³² Richard Leutheuser an Thomas Mann, 12. März 1932. GSA 149/290.

³³ Einladungskarten der Goethe-Gesellschaft für den 23. März 1932. GSA 149/295. Einladungen gingen auch an Lichtenberger, Farinelli, Carossa, Spranger, Planck u.a.

³⁴ Thomas Mann an Martin Donndorf, 18. März 1932. GSA 149/295.

³⁵ Julius Petersen an Martin Donndorf, 20. März 1932 [Eingangsvermerk].

In einem Bericht, den er später dem Münchener Rotary-Club vortrug, beschrieb Thomas Mann seinen Weimar-Aufenthalt. Demzufolge fuhr er am 20. März mit seiner Frau nach Weimar, übernachtete im Hotel Fürstenhof, hielt am 21. März mit einer Stunde Verspätung um 5 Uhr nachmittags seinen Vortrag *Goethe's Laufbahn als Schriftsteller* und besuchte anschließend eine *Egmont*-Aufführung im Deutschen Nationaltheater.³⁶ Rückblickend beurteilte Thomas Mann seinen zweiten Goethe-Vortrag in einem Brief an Ernst Bertram:

Gestern habe ich hier [in München] im Auditorium maximum vor fünfzehn- oder siebenhundert Menschen den in Weimar ins Wasser gefallenen Goethe-Vortrag wiederholt. Die Leute, viele junge Leute, zeigten sich leidenschaftlich angetan. Man stelle mit Deutschland auf, was man wolle, – meinesgleichen wird nie allein sein.³⁷

Am 22. März nahm er nicht an den Feierlichkeiten in der Fürstengruft teil, war aber bei der Reichsfeier in der Weimarahalle anwesend und hörte sich die Rede von Julius Petersen an. Am Mittwoch nahm er am offiziellen Frühstück des Reiches und der Landesregierung teil, wo ihm die Goethe-Medaille verliehen wurde.³⁸ Gegen Mittag verließen die Manns Weimar. Für die frühzeitige Abreise und für die Abwesenheit bei dem Frühstück der Goethe-Gesellschaft entschuldigte sich Thomas Mann bei Julius Petersen schon am folgenden Tag in einem kurzen Brief aus München.³⁹

Dr. Thomas Mann

München, den 24.III.32
Poschingerstr. 1

Sehr verehrter Herr Professor,
entschuldigen Sie, bitte, mein Fernbleiben von dem gestrigen Frühstück! Da keine Schlafwagenplätze zu haben waren, haben wir es, von langer Reise ermüdet, vorgezogen, schon gestern Mittag zu reisen.
Indem ich den Weimarer Festlichkeiten noch einen recht schönen Ausklang wünsche, begrüße ich Sie, sehr verehrter Herr Professor, zugleich im Namen meiner Frau, als Ihr sehr ergebener

Thomas Mann.

³⁶ Thomas Mann: Meine Goethereise. Vortrag, gehalten bei der Zusammenkunft des Rotary-Clubs München am Dienstag, dem 5. April 1932; XIII, 63-75.

³⁷ Thomas Mann an Ernst Bertram, 9. April 1932. BrB, 174. Zu der Wasser-Anspielung vergleiche man: Mendelssohn, Nachbemerkungen des Herausgebers, S. 1098. Sie bezieht sich auf ein starkes Unwetter mit Regenschauern, das am 21. März über Weimar niedergegangen war.

³⁸ Anonym: Die Goethe-Medaille des Reichspräsidenten zum ersten Male verliehen, in: Allgemeine Thüringische Landeszeitung Deutschland. Weimar, 23.3.1932.

³⁹ Thomas Mann an Julius Petersen, 24. März 1932. GSA 149/290.

Thomas Mann schätzte Petersen durchaus als Kollegen wie aus den Briefen ersichtlich ist, die sich auf Petersens Lessing-Studien beziehen. Ebenso ist die Wertschätzung, die der Präsident der Goethe-Gesellschaft Thomas Mann entgegenbrachte den Briefen zu entnehmen, wobei es schwierig ist, zu beurteilen, inwiefern auch wissenschaftsorganisatorische und repräsentative Überlegungen, die mit Petersens Amt als Präsident der Literaturgesellschaft zusammenhängen könnten, in die Handlungen von Julius Petersen hineinspielten.⁴⁰

Das Frühstück am Nachmittag des 23. März hätte Thomas Mann mit internationalen Kollegen zusammengeführt,⁴¹ doch er war wohl schon im Vorfeld der Veranstaltung der Goethe-Gesellschaft mit einigen Bekannten und Kollegen zusammengetroffen. Die Gesprächsrunde am 23. März schien ihm nicht mehr so wichtig gewesen zu sein.

Als Thomas Mann siebzehn Jahre später zu den Goethe-Feierlichkeiten nach Frankfurt und Weimar kam, war es nicht mehr der Eindruck eines das Stadtbild dominierenden *Hitlerismus*, der ihm in Weimar entgegentrat, aber in seinem *Reisebericht* umschreibt er einen Umstand, der 1949 ebenso wie 1932 die Feierlichkeiten in der Stadt überschattete:

Persönlich kann ich meine Erfahrungen dahin zusammenfassen, daß ich heute in Deutschland – ich spreche vorläufig von Westdeutschland – ungefähr leben würde wie um 1930: freundlich angesehen von einer gebildet-einsichtigen Minorität, deren Zahl sich durch die politischen Erfahrungen vielleicht etwas vergrößert hat, gehaßt und als undeutsch, antideutsch, als Vaterlandsverräter beschimpft von breiten, verstockten, zu einem dreisten Nationalismus längst zurückgekehrten Massen, bei denen die Parole gilt: ‚Unter Hitler war es doch besser!‘.⁴²

Für den östlichen Teil Deutschlands hielt er fest:

[...] ich [...] fand nur manchmal, daß die äußeren Formen der Volksdemokratie eine fatale Ähnlichkeit aufweisen mit der Regie des Hitlerstaates.⁴³

Trotzdem – oder gerade deswegen – schloß er 1949 seine Ansprache in Weimar mit dem optimistischen Bekenntnis zu Goethe:

Das ‚gute Deutschland‘, das ist die Kraft, gesegnet durchs Musische, gesittete Größe. So

⁴⁰ Vgl. Boden und Fischer (wie Anm. 28), S. 9-37; Wolfgang Adam: Einhundert Jahre Euphorion. Wissenschaftsgeschichte im Spiegel einer germanistischen Fachzeitschrift, in: *Euphorion* 88 (1994), S. 1-72; Petra Boden: Julius Petersen. Ein Wissenschaftsmanager auf dem Philologenthron, in: *Euphorion* 88 (1994), S. 82-102.

⁴¹ Man vergleiche den Plan zur Sitzordnung beim Frühstück der Goethe-Gesellschaft. GSA 149/295.

⁴² *Reisebericht*, XI, 498 f. Der Text erschien erstmals in englischer Übersetzung unter dem Titel *Germany Today* im *New York Times Magazine* am 25.9.1949.

⁴³ XI, 509.

konnte ein Deutscher musterhaft werden, Vorbild und Vollender seines Volkes nicht nur, sondern der Menschheit, zu deren Selbst er sein Selbst erweiterte.⁴⁴

⁴⁴ XI, 497. Der Aufsatz erschien in der Neuen Zeitung München, der Frankfurter Neuen Presse und in der Frankfurter Rundschau. Der Text folgt dem Wortlaut des Vortrages in der Paulskirche am 25. Juli 1949 in Frankfurt am Main, der anschließend noch am 1. August im Deutschen Nationaltheater in Weimar gehalten wurde.

Thomas Sprecher und Ernst O. Wiethoff

Thomas Manns letzte Krankheit

Das Medizinisch-Pathologische ist *eine* Seite der Wahrheit, ihre naturalistische sozusagen, und wer die Wahrheit als Ganzes liebt und willens ist, ihr unbedingt die Ehre zu geben, wird nicht aus geistiger Prüderie irgendeinen Gesichtspunkt verleugnen, unter dem sie gesehen werden kann. (IX, 678)

Der nachstehende Beitrag umfasst die Darstellung von Thomas Manns Krankheit zum Tode, eine Übersicht des Krankheitsverlaufes sowie die Wiedergabe des kommentierten Obduktionsberichtes.¹

Der Ausbruch der Krankheit

Am 6. Juni 1955 feierte Thomas Mann in Zürich und Kilchberg seinen 80. Geburtstag. Eine Welt feierte mit ihm, das führte zu mannigfachen Strapazen. Erholung davon versprochen die Ferien im holländischen Noordwijk aan Zee. Sie liessen sich, nach ersten Kältetagen, bald auch erfreulich an. Am 18. Juli 1955 musste Thomas Mann seiner Frau aber von einem ziehenden Schmerz im linken Bein berichten, der ihn beim Gehen behindere. Der von Katia Mann herbeigerufene Rheumatologe Herman Colenbrander (geb. 1917), Direktor einer eben eröffneten lokalen Rheumaklinik, war zu einer genauen Diagnose nicht in der Lage. Immerhin stellte er fest, dass es sich bei dem doppelt so dicken, bläulich verfärbten linken Bein jedenfalls nicht um Rheumatismus handelte. Er ordnete Bettruhe an und zog den Internisten Jacob Mulder (1901-1965) von der Universität Leiden bei. Dieser teilte Katia Mann schon am Telefon mit, ihr Mann leide vermutlich an einer *Thrombose*. Eine Untersuchung vom 21. Juli bestätigte den Befund. Thomas Mann gegenüber freilich wurde eine „Venen-

¹ Die Autoren danken Frau Prof. Elisabeth Mann Borgese sowie Herrn Prof. Dr. med. Philipp U. Heitz, Vorsteher des Departements Pathologie der Universität Zürich, für die Erlaubnis zur Einsicht in den Klinischen Bericht und den Obduktionsbericht sowie für die Erlaubnis, diese Dokumente zu veröffentlichen. Für einzelne Auskünfte sind die Autoren ferner Prof. Dr. med. Alfred Bollinger, Dr. med. André-Ferdinand Essellier †, Prof. Dr. med. Christoph Hedinger und PD Dr. med. Franco Salomon zu Dank verpflichtet.

entzündung“ diagnostiziert. Er war über dieses „Krankheitsabenteuer“, das er als „übliche Krankheitsreaktion“ (30.7.1955 an Th.W. Adorno) auf die vergangenen Anstrengungen ansah, nicht eigentlich erschrocken, sondern sehr enttäuscht und verärgert. Seiner Lebtage hatte er nichts mit den Venen zu tun gehabt, und nun diese Störung. „Dauer ihrer Behandlung bis zu 6 Wochen!“ rief er im Tagebuch aus (22.7.).

Am 23. Juli 1955 „wurde“ Thomas Mann „abgereist“ (10.8.1955 an L. Mazzucchetti) und in horizontaler Lage per Flugzeug und Ambulanz in das Kantonsspital Zürich überführt. Ironischerweise hatte er eben hier Jahrzehnte früher, im November 1921, „im weissen Mantel, als auswärtiger Arzt von Distinktion“ (30.11.1921 an Ph. Witkop), für den *Zauberberg* recherchiert. Thomas Mann kam unter die Obhut von Professor Wilhelm Löffler (1887-1972), dem Direktor der Medizinischen Klinik. Daneben kümmerten sich Oberarzt Dr. André-Ferdinand Esselier (1912-1997) und Assistenzarzt Dr. Amstein um ihn. Man war Prominenz übrigens gewöhnt in Zürich; fast zur selben Zeit lag auch der König von Nepal im Kantonsspital. Thomas Mann nannte Löffler „eine sympathische Berühmtheit, etwas Primadonna, aber angenehm“ (Tb, 29.7.). Er überlasse es seinem Oberarzt, „den Optimismus, den er ausstrahlt, vernichtend zu korrigieren“ (5.8.1955 an E. v. Kahler). Allzu optimistisch war Löffler freilich auch selbst nicht; gegenüber Dr. Esselier äusserte er sich dahingehend, der holländische Kollege habe ihm „den schwarzen Peter zugespielt“. Mulder hatte Thomas Mann zwar eine günstige Prognose mit auf den Weg gegeben, beschränkt aber auf den Fall, dass die Thrombose nur eben sie selbst und nicht die Sekundärercheinung eines fataleren Leidens sei. Diese Gefahr jedoch musste Löffler – ein unter seinem zweckhaften Strahlen verborgen bleibendes – Unbehagen bereiten.

Die Therapie

„80-jähriger, eher jünger aussehender Pat.[ient] in ordentlichem AZ [Allgemeinzustand] und etwas reduz.[iertem] EZ [Ernährungszustand]“ – so lautete der knappe medizinische Steckbrief der Neuaufnahme Mann Thomas, Prof., Schriftsteller. Über den weiteren Verlauf und die Behandlung der Krankheit gibt der Patient selbst einige Auskunft im Tagebuch (bis zum 29. Juli) und in Briefen (bis zum 10. August). Über diese sachlich und zeitlich zwangsläufig fragmentarische Darstellung geht jene von Erika Mann in *Das letzte Jahr* (Frankfurt/Main: S. Fischer 1956) hinaus. An ihren stilistisch mitunter verklärten, inhaltlich aber überwiegend korrekten Bericht haben sich alle bisherigen biographischen Versuche im wesentlichen gehalten. Man therapierte das ge-

schwellene Bein mit in Alkohol und essigsaurer Tonerde getränkten Wickeln und injizierte Penicillin. Löffler verschrieb zudem Heparin, um die Gerinnbarkeit des Blutes herabzusetzen. Bedenken des Oberarztes gegen diese Gabe kamen nicht zum Tragen.

Seiner schlechten psychischen Verfassung zum Trotz – lästige Ekzeme an den Füßen und Appetitlosigkeit trugen zu einer nachhaltigen Depression bei – machte Thomas Mann physisch in den beiden ersten Wochen nach der Hospitalisierung erstaunliche Fortschritte. Die Schwellung des linken Beines bildete sich zurück, und der Patient, wie es im Klinischen Bericht heisst, „erholte sich auch allgemein recht ordentlich“. Er freute sich schon auf die Heimkehr. An Theodor W. Adorno schrieb er nach einer Woche, er müsse sich noch weitere drei Wochen gedulden, und dann wörtlich: „Pazienza! Es ist ja Zauberbergzeit, in die ich eingetreten bin.“ Ähnlich am 30. Juli 1955 an den Zimmernachbarn Konrad Kahl: „Möge es sich weder bei Ihnen noch bei mir um eine lange Bergverzauberung handeln – nicht um sieben Jahre und auch um sieben Wochen nicht!“ Einmal mehr wurde die Grenze von Literatur und Leben umspielt und überspielt.

Die Besserung jedoch erwies sich als nur scheinbare. Nach einem kurzen Schwächeanfall vom 11. August kam es am Morgen des 12. August zu einem schweren Kollaps. Thomas Mann verlor dabei das Bewusstsein nicht völlig. Er blieb ohne Schmerzen, brachte aber grösste Schwäche zum Ausdruck. Die Ärzte standen vor einem Rätsel. Alle Mittel versagten, keines der Pharmaka, die sich bei Kollapszuständen bis anhin bewährt hatten, tat dies auch jetzt. Erika Mann führt aus, schon am Mittag habe sie gewusst, dass es zu Ende gehe. Sie habe den Oberarzt aufgefordert, ihrem Vater „etwas Erleichterndes“ zu geben, was dieser aber verweigert habe – noch müsse man um dieses Leben kämpfen. Um vier Uhr habe Atemnot eingesetzt; Sauerstoffgaben hätten etwas gelindert. Auch Thomas Mann selbst, der bekundeten Aufgewühltheit nach, muss das Ende gespürt haben. Zwischen halb sechs und halb sieben verabfolgte ihm deshalb der Oberarzt doch Morphium-Injektionen, was ihn schnell einschlummern liess. Kurz nach acht Uhr fand er – oder fand ihn – dann auch Schlafes Bruder.

Der Klinische Bericht

Noch am 12. August erstellte Dr. Amstein den *Klinischen Bericht*. Darin wird zuhanden des Pathologen in aller Nüchternheit ausgeführt: „Unter der Therapie mit Liquemin [das ist der Produktname für das schon erwähnte Generikum Heparin] und Penicillin kam die Thromboplebitis zur Abheilung, die Schwel-

lung des li.[nken] Beines bildete sich vollständig zurück, der Pat. erholte sich auch allgemein recht ordentlich und wurde langsam mobilisiert. Am 11.8. beim Aufstehen kurz dauernder Collapszustand, von dem sich der Pat. innert weniger Min. ohne Therapie erholte. Am Morgen des 12.8. im Bett plötzlich schwerster Collapszustand, Schweissausbruch, Blutdruck nicht mehr messbar, Puls filiform [fadenförmig], kalte Extremitäten, keine Schmerzen. Im EKG [Elektrokardiogramm] praktisch unverändertes Bild. Trotz intensiver Therapie mit Arterenol, Cortison, Percorten, Strophosid konnte der Pat. nicht aus dem Collapszustand herausgebracht werden. Für massive Blutung keine Anhaltspunkte. Hb.[Hämoglobin] konstant um 70% bei 2 Bluttransfusionen von 400 ccm.“

Das aufgeführte Arterenol (mit dem Wirkstoff Norepinephrin) war gegen den Blutdruckabfall gerichtet. Strophosid, ein Herzglykosid, wurde zur Stärkung der Herzkraft verabreicht. Darüber hinaus wurden die Nebennierenrindenhormone Cortison (Tabletten) und Percorten (Injektion) gegeben; derartige Kortikoid-Präparate wurden in den fünfziger Jahren bei schweren Kollapszuständen verwendet. Da der Hämoglobingehalt im Blut um etwa 30% gegenüber der Norm abgesunken war, wurden darüber hinaus zwei Bluttransfusionen durchgeführt, wonach kein weiterer Abfall mehr zu verzeichnen war. Der Klinische Bericht schliesst lapidar mit: „Exitus letalis im Kreislaufkollaps.“

Diagnose-Hypothesen

Für die Ärzte im Zürcher Kantonsspital war die Lage einigermassen prekär. Sie hatten ihr Bestes gegeben, aber das hatte nicht gereicht. Ein weltberühmter Patient blieb unversehens, mit Hofrat Behrens gesprochen, „auf dem Tisch des Hauses“ (III, 244), starb ihnen unter den Händen weg, und sie wussten nicht einmal, woran. Die Klinik musste um ihren Ruf fürchten.

Eine heutige Beurteilung der damaligen diagnostischen Leistung hat freilich zu berücksichtigen, dass die innere Medizin um 1950 noch nicht viel weiter war als zu *Zauberberg*-Zeiten. Die Angiographie – die Darstellung von Blutgefässen mit Hilfe der Injektion von Röntgenkontrastmitteln – befand sich speziell für den Bereich der Arterien noch in den Anfängen. Andere bildgebende Verfahren wie Ultrasonographie oder Computertomographie standen noch nicht zur Verfügung.

Vermutlich haben zunächst sowohl Mulder wie Löffler die Venenthrombose in Zusammenhang mit Spätmetastasen (Tochtergeschwülsten) im Beckenraum eines früheren Bronchialkarzinoms gebracht (im April 1946 hatte Tho-

mas Mann der Mittel- und Unterlappen der rechten Lunge entfernt werden müssen). Diese Annahme wurde aber schon durch die Besserung unter Bettruhe und Gabe von Heparin widerlegt. Sodann liessen sich auch bei der Obduktion keine Spätfolgen des Lungenkarzinoms finden.

Differentialdiagnostisch dachten die Kliniker an drei Möglichkeiten: Herzinfarkt, Lungenembolie oder Gefässruptur.

- Die Hypothese eines *Herzinfarkts* war die unwahrscheinlichste. Dagegen sprach einmal die Anamnese, die Abwesenheit pektanginöser Symptome – an solchen Symptomen eines koronaren Herzleidens hatte Thomas Mann auch früher nie gelitten. Der „Collapszustand“ verlief schmerzfrei, während ein Infarkt fast ausnahmslos von starken Schmerzen begleitet wird. Ausserdem zeigte das EKG nach Eintreten des Kollapses keinerlei Veränderungen, welche auf einen Herzinfarkt hätten deuten lassen.
- Die Möglichkeit einer *Lungenembolie* lag näher. Trotz Besserung der Thrombose hätte durchaus noch zu diesem Zeitpunkt ein Blutgerinnsel (*Thrombus*) aus den Beckenvenen sich ablösen, in die Lungenvenen abgetrieben werden und sich dort festsetzen können.
- Die dritte Verdachtsdiagnose sodann, die *Ruptur einer grossen Arterie*, wurde von der Autopsie bestätigt; zugleich wurden die beiden andern Möglichkeiten ausgeschlossen. Dass man überhaupt an eine Gefässruptur dachte, spricht für die hohe klinische Qualifikation der Zürcher Ärzte; erst durch die erwähnten modernen diagnostischen Verfahren wurde diese damals seltene Diagnose stärker ins Blickfeld gerückt und ist bekannt geworden, dass solche Rupturen speziell bei krankhaften Ausweitungen der Aorta (Aneurysmen) keineswegs unüblich sind.²

² Vgl. Markus A.ENZLER: Strategien gegen die tödliche Gefahr des Bauchaorten-Aneurysmas, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 61, 29.1.1997, S. 61: „Die Entstehung von Aneurysmen wird durch verschiedene Faktoren begünstigt. Aneurysmen treten familiär gehäuft auf, so daß eine erbliche Prädisposition angenommen werden muss. Männer sind deutlich stärker betroffen als Frauen; im Alter von 60 Jahren beispielsweise kommen Aneurysmen bei Männern zehnmal häufiger vor als bei Frauen. Ein weiterer Risikofaktor ist das Alter. Am Anfang der Entwicklung eines Aneurysmas steht eine Degeneration der Arterienwand, meist infolge von Arteriosklerose. Es kommt zu einer Verminderung der elastischen Fasern, einer Zunahme des Gefässdurchmessers und zur Ausdehnung und Ausdünnung der Wand mit verminderter Reissfestigkeit des Gewebes. Eine mögliche Folge ist die Ruptur.“ In der Schweiz werden pro Jahr etwa 340 Todesfälle durch Aortenruptur registriert.

Die partielle Obduktion

Gerade weil die Kliniker Schwierigkeiten hatten, *in vivo* zu einer definitiven Diagnose zu gelangen, waren sie an der Obduktion lebhaft interessiert. Die Angehörigen gaben auf die Bitte Löfflers hin ihr Einverständnis dazu, allerdings unter Vorbehalten: Sie wünschten ausdrücklich, dass auf die Schädelsektion ganz, auf die Brust- und Bauchsektion teilweise verzichtet werde.

Der Grund dafür? Die einzige noch lebende Familienangehörige, Frau Professor Elisabeth Mann Borgese, erinnert sich nicht mehr daran; sie hielt sich zum fraglichen Zeitpunkt an ihrem Wohnort in Italien auf und war wohl an dieser Entscheidung nicht beteiligt. Den Ausschlag mag eine hier nicht näher zu bestimmende Scheu und Pietät gegeben haben.³ Nur vage vermutet werden kann, dass auch folgende Reminiszenz von Thomas Manns schon erwähnter Lungenoperation in diesen Zusammenhang zu stellen sei. Als Thomas Mann aus der Narkose allmählich aufwachte, sprach er, wie er in der *Entstehung des Doktor Faustus* erzählt, „gegen alle Gewohnheit“ englisch mit seiner Frau (XI, 261 f.). Sonderbarerweise habe er Klage geführt: „It was much worse than I thought“, sagte ich. „I suffered too much!“ Über den „Sinn dieses Unsinns“ denke er noch heute (1949) nach. „Wovon redete ich? Ich hatte von allem ja nichts gespürt. Gibt es irgendwelche Tiefen des Vitalen, in denen man, bei völlig ausgeschaltetem Sensorium, dennoch leidet? Ist Leiden vom Erleiden im Untersten nicht vollkommen zu trennen? Dies könnte sich sogar auf den ‚toten‘ Organismus beziehen, von dem niemand weiss, wie tot er vor seiner wirklichen Auflösung ist; es könnte, wenn auch als misstrauische Frage nur, ein Argument gegen die Feuerbestattung bilden. Um englisch zu sprechen: ‚It may hurt.‘“

Die partielle Obduktion wurde am Vormittag des 13. August vorgenommen, nach der Usanz vom Ranghöchsten unter den Oberärzten in der pathologischen Abteilung, dem *Prosektor* nach damaliger Nomenklatur – das war der erfahrene Privatdozent Dr. med. Christoph Hedinger (geb. 1917), der spätere Direktor der Pathologie –, unter erschwerten Bedingungen übrigens: auf Anweisung seines Vorgesetzten Professor Dr. med. Erwin Uehlingers (1899–1982), der bei illustren Patienten auf letzte Diskretion bedacht war, in einem Kellerraum, bei ungünstigen Lichtverhältnissen.

Der Obduktionsbericht, sieben engzeilig beschriebene Seiten, dokumentiert

³ Prof. Hedinger meinte am 17. Juli 1995 im Gespräch mit T.S., den Schädel von Thomas Mann hätte er selbst dann nicht obduziert, wenn er die Erlaubnis dazu gehabt hätte. – Ästhetische Gesichtspunkte – der Verstorbene sollte noch einige Zeit aufgebahrt werden – kamen hingegen kaum zur Geltung, denn eine hinreichend geschickte „künstlich-natürliche Anordnung“ (III, 42) hätte die Folgen auch einer umfassenden Obduktion weitgehend verbergen können.

in peinlicher Akkuratessie auch viele Phänomene der Körperlichkeit Thomas Manns, die für den Tod nicht ursächlich waren, zum Beispiel, dass ihm seit der Lungenoperation just die siebte Rippe fehlte.

Einen Herzinfarkt konnte die Autopsie bei der makroskopischen und feingeweblichen Untersuchung des Herzens mit seinen Blutgefässen wie angetötet nicht nachweisen. Die Herzkranzarterien waren jedoch in hohem Masse krankhaft verändert: „Kranzarterien zeigen in allen Ästen konfluierende [zusammenfliessende], gelbe und ausgedehnt verkalkte Intimapolster [Gefässinnenwandpolster], die die Lichtung teilweise auf knapp Nadelweite einengen. Stenosierung [Verengung] im rechten Hauptast an der Herzvorderseite, im absteigenden Ast der linken Kranzarterie besonders ausgeprägt. Kein vollständiger Verschluss erkennbar.“ Bei einem vollständigen Verschluss einer der genannten grossen Herzkranzarterien – der in naher Zukunft hätte eintreten können – wären ein Infarkt mit starken Schmerzen oder auch ein plötzlicher Herztod unausweichlich gewesen. Dass Thomas Mann (noch) frei geblieben war von Herzbeschwerden, lässt sich durch den bei der feingeweblichen Untersuchung erhobenen Befund „Kleine Arterien ohne Wandverdickungen, ohne Wandveränderungen“ erklären. Unter diesen Voraussetzungen war eine minimale Versorgung der Herzmuskulatur mit Sauerstoff und Nährstoffen noch gewährleistet.

Freiheit der Gehirnarterien vor Verkalkung?

In seinem Brief vom 18. August an Katia Mann fasste Professor Löffler Dr. Hedingers Befunde, „die uns eine absolut schlüssige Erklärung der so eigenartigen und komplizierten Situation geben“, in wohllelaborierter Sprache zusammen. Der heute im Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich liegende Brief ist von Erika Mann auszugsweise in *Das letzte Jahr* abgedruckt worden. Darin teilte Löffler mit: „Die Arteriosklerose der in Frage stehenden Arterie und auch der übrigen Aeste war in ganz ungewöhnlich hohem Masse entwickelt [...].“ Offensichtlich war Löffler bestrebt, Thomas Manns Erkrankung als möglichst gravierend hinzustellen und damit seine Behandlung von allem Verdacht zu befreien. Prof. Hedinger hingegen, der es, wenn einer, als Obduzent wissen muss, ist der Ansicht, dass die vorgefundene Arteriosklerose durchaus normal war und dem Alter – das schon einiges über der damaligen Lebenserwartung lag – entsprach. Auch so aber kann den behandelnden Ärzten kein Versagen vorgeworfen werden.

Löffler führte weiter aus, die Arteriosklerose habe „im wesentlichen wohl nur die Arterien des Gehirns verschont, die wir gemäss unserer Vereinbarung

nicht nachgesehen haben“. Erika Mann hat den Relativsatz nicht mit abgedruckt, wodurch sich Löfflers Spekulation einer Freiheit der Gehirnarterien von Verkalkung in die Nähe eines empirischen Befunds gerückt sah. Als eine Art Begründung gab Löffler eine „für das hohe Alter im höchsten Grade erstaunliche [geistige] Frische“ Thomas Manns „bei doch dem Alter entsprechender starker Abnahme der körperlichen Leistungsfähigkeit“ an. Das hat mehr mit Takt als mit Wissenschaft zu tun. Im nächsten Absatz dann schreibt Löffler, dass „mit Sicherheit in absehbarer Zeit in andern Gefässgebieten Störungen erheblicher Art aufgetreten“ wären, „die vielleicht mit erheblichen Schmerzen verbunden gewesen wären“. Es ist nicht ausgeschlossen, dass der erfahrene Kliniker auch an Störungen der Hirndurchblutung gedacht hat. Wie auch immer – die Frage jedenfalls, ob Thomas Manns hochgradige Arteriosklerose einzig die Gehirnarterien verschont habe, lässt sich aufgrund des Obduktionsberichts nicht – und damit wohl überhaupt nicht mehr beantworten. Wo sich die These, die besondere geistige Regsamkeit Thomas Manns habe die Blutgefässe seines Hirns vor Verkalkung bewahrt, fortan nicht als spekulativ zu erkennen gibt, handelt es sich um die Perpetuierung einer Legende.

Die Todesursache

Todesursache also war die *Ruptur der unteren Bauchschlagader* (Aorta abdominalis) am Abgang der linken grossen Beckenarterie (Arteria iliaca communis). Beim Durchbruch eines grossen arteriellen Gefässes verblutet der Patient in der Regel innerhalb weniger Stunden. Im einzelnen hängt dies davon ab, wie gross die rupturierte Stelle ist, also wieviel Blut pro Zeiteinheit dem zirkulierenden Blutvolumen entzogen wird. Im Obduktionsbericht wird die Ruptur als „3 mm weit klaffender 5 mm langer Riss“ beschrieben; die unmittelbar benachbarte gemeinsame Beckenvene als „fast daumendick und durch Thromben verschlossen“. Das Beckenbindegewebe war bis zum Becken stark blutig durchsetzt. Professor Löffler schrieb dazu:

[...] an einer Stelle der Arterienwand, die normalerweise der Vene dicht anliegt, war die sehr brüchig gewordene Arterienwand durchgescheuert. Dieser Prozess hatte auf die Venen übergreifen und zunächst einmal die Thrombose verursacht. Die Arterienveränderungen sind aber keineswegs zum Stillstand gekommen, sondern die durchgescheuerte Wand hat zunächst wohl sehr wenig, dann immer mehr Blut durchgelassen, bis schliesslich ein kleiner Riss in der Arterie entstand. Durch die kleine Oeffnung, nicht grösser als ein Reiskorn, war die Blutung in das umgebende Gewebe erfolgt [...]. Dieser Prozess hat sich im Laufe von Stunden entwickelt und war wohl noch nicht abgeschlossen bei Eintritt des Todes.

Todesregister 19 Nr. **Mann Thomas**
Name des Verstorbenen

Med. priv.
Geburtsjahr **1875**

Erbes tattung in Kilchberg

Todesbescheinigung

Todesregister 19 Nr.

MÄNNLICH

Zivilstandskreis **ZÜRICH** Bezirk **ZÜRICH**
Hier erstmals falten!

1. Gestorben den (Tag, Monat) **12. Aug. 1955** um **20.00** Uhr (0-24)

2. Sterbeort (Gemeinde) **ZÜRICH**

Spital, Anstalt, Strasse **Kantonsspital Zürich**

Für auswärtig Wohnende: Aufenthalt am Sterbeort seit (Tag, Monat, Jahr) **23. Juli 1955**

3. Beruf des Verstorbenen (Bei Erwerbslosen, Beruf des Ernährers: Vater* - Mutter* -

Gattin* oder) Prof. und Schriftsteller

Siehe Rückseite
Stellung im Beruf:

Selbständig* - Angestellter* - Arbeiter* oder -

Art des Geschäftes -
Unternehmung, Verwaltung usw.

4. Zivilstand: ledig* - verheiratet* - verwitwet* - geschieden*
Bei Kindern unter 5 Jahren: Eheflicht* - ausserhehlich anerkannt* - ausserhehlich*

Wenn verheiratet oder verwitwet:

Datum der letzten Verheiratung (Tag, Monat, Jahr) **1905**

Datum der letzten Verwitwung (Tag, Monat, Jahr)

Für die überlebende oder verstorbene *Gattin* ist anzugeben:

Geburtsdatum (Tag, Monat, Jahr)

Zahl der lebendgeborenen Kinder aus der letzten Ehe
(inbegriffen verstorbene und legitimierte)

5. Konfession: protest.* - römisch-kath.* - christ-(alt-) kath.* oder

6. Heimatgemeinde **Los Angeles** Kanton **Californien**
Staat

7. Wohngemeinde **Kilchberg** Kanton **Zürich**
Staat

8. Geboren den (Tag, Monat, Jahr) **6. Juni 1875**

Ausserdem für Säuglinge unter einem Monat alt: Geburtsstunde (0-24 Uhr)

Unterschrift des ~~Arztes~~

Der Betriebs-Büroarchiv

9. Aerztliche Bescheinigung des Todes

Der Unterzeichnete bestätigt nach vorgenommener Leichenschau (Sektion), dass der Tod

des Verstorbenen infolge* **Inf. typhosa** eingetreten ist.
Inf. typhosa, Colvar, ...

*) Gut leserlich und wenn möglich in deutscher Sprache zu schreiben.
*) Neben der Grundkrankheit sind auch noch etwa tödliche Begleit- und Folgekrankheiten anzugeben.

ZÜRICH, den **16. 8.**

Unterschrift des behandelnden Arztes:

Med. Univ. Kantonsspital Zürich
Querein

* Zutreffendes unterstreichen

Anleitung auf der Rückseite bitte genau beachten!

Medizinische Klinik

Dr. Künzler

Name: Mann, Thomas Prof. Alter: 80 j. Beruf: Schriftsteller

Anamnese: F.A.: Der Vater sowie ein Bruder litten an Lungen-Tbc. 2 Brüder sowie ein Sohn des Pat. starben durch Suicid.

P.A.: 1912, 35 und 38 Gesichtserose (Herpes zoster ? Erysipel ?). Im März 46 Lobektomie re. wegen Carcinom. Seither jährlich eine febrile Bronchitis, zuletzt im Februar 55. Der Pat. war damals im Kantonsspital Chur hospitalisiert. Die Durchuntersuchung ergab keine Anhaltspunkte für Metastasen.

J.L.: Am 20.7. ziehende Schmerzen im ~~rechten~~ ^{linken} Bein. Am 21.7. Schwellung des ganzen li. Oberschenkels mit bläulicher Verfärbung. Am 23.7. Klinik-einweisung wegen Thrombophlebitis.

Wesentliche klinische Symptome: 80-jähriger, eher jünger aussehender Pat. in ordentlichem AZ und etwas reduz. EZ. Ausgedehnter Soor der Mundschleimhaut und des Pharynx, chronische Conjunctivitis, Emphysemthorax. Dämpfung über dem re. Untergeschoss mit aufgehobenem Atemgeräusch. RÖ.: Status nach Thorakotomie re., pleurale Residuen re., mässige Schrumpfung im Bereiche des re. Obergeschosses, wahrscheinlich handelt es sich um einen Status nach Lobektomie des re. Unterlappens. Herz nicht wesentlich verbreitert, Töne leise, akzentuierter 2.PT, Aktion regelmässig, Frequenz um 80. Leber am Rippenbogen. Blutdruck 125/65 mm Hg. Arterien etwas derb, andeutungsweise geschlängelt, Fusspulse re. nicht palpabel. Prostata deutlich 2-lappig, etwas über pflaumengross. Mässige Schwellung des li. Ober- und Unterschenkels mit deutlicher Cyanose der Haut, die Vena saphena magna ist als derber Strang palpabel.

SR 33/45 mm, Hb. 92%, Leuko. 10'500 mit Linksverschiebung von 20%. Im EKG Sinusrhythmus, Rechtsschenkelblock.

Klinische Diagnose: Unter der Therapie mit Liquemin und Penicillin kam die Thrombophlebitis zur Abheilung, die Schwellung des li. Beines bildete sich vollständig zurück, der Pat. erholte sich auch allgemein recht ordentlich und wurde langsam mobilisiert. Am 11.8. beim Aufstehen kurz dauernder Collapszustand, von dem sich der Pat. innert weniger Min. ohne Therapie erholte. Am Morgen des 12.8. im Bett plötzlich schwerster Collapszustand, Schweissausbruch, Blutdruck nicht mehr messbar, Puls filiiform, kalte Extremitäten, keine Schmerzen. Im EKG praktisch unverändertes Bild. Trotz intensiver Therapie mit Arterrenol, Cortison, Peroceten, Strophosid konnte der Pat. nicht aus dem Collapszustand

Eintritt des Todes: 12.8. 19.55 - 20.00 Uhr →

Sektion am: 19. Uhr

Zürich, den 12.8. 1955

Dr. Amstein

Der behandelnde Arzt: 

herausgebracht werden. Für massive Blutung keine Anhaltspunkte.
Hb. konstant um 70% bei 2 Bluttransfusionen von 400 ccm.
Exitus letalis im Kreislaufkollaps.

Klinische Diagnose: Kreislaufkollaps (Herzinfarkt ? Lungenembolie ?
Gefäßruptur ?)
Myodegeneratio cordis (Rechtsschenkelblock)
Status nach Thrombophlebitis des li. Unter-Ges.
schenkels
Status nach Lobektomie re. wegen Bronchus-Ca.
Emphysema pulmonum.
Prostatahypertrophie
Soor der Mundschleimhaut.

Tel: 2259

*für Bau des Kollaps
allein überkam*
ES

Sekt.-Nr. 1180/55z Obd.: PD. Dr. Chr. Hedinger Klinik: Med.
Name: Liann Thomas
Alter: 80j Beruf: Schriftsteller
gestorben: 12.8.55. 2000 Uhr, Sektion: 13. August 19.55 1030 Uhr
Klinische Diagnose: Kreislaufkollaps (Herzinfarkt, Lungenembolie, Gefäßruptur?)
Myodeg. cordis (Rechtsschenkelblock)
St.n. Thrombophlebitis des li. Oberschenkels, St.n. Lobektomie re. wegen
Bronchus-Ca. Emphysema pulm. Soor der Mundschleimhaut.

pathologisch-anat. Diagnose:

1180k

Teilektion.

Allgemeine Arteriosklerose. Ulzeröse Sklerose der Bauch-
aorta und der Arteria iliaca communis bds. Ruptur der Aorta an
der Abgangsstelle der li. Iliakalarterie. Massive Blutung im
retroperitonealen Gewebe der Bauchhöhle, und des kleinen Beckens
sowie im Mesenterium, Thrombose der li. Vena iliaca communis.

Stenosierende Koronarsklerose mit subtotalem Verschluss
des re. Hauptastes und des Ramus descendens links. Geringe Erwei-
terung aller Herzhöhlen. Feinfleckige Fibrose und herdförmige Ver-
fettung des Myokards. Klappensklerose

Status nach Entfernung des re. Lungenmittel- und Unter-
lappens vor 9 Jahren wegen eines Lungenkarzinoms lt. klin. Angaben.
Lungenemphysem. Infarkt Narbe im re. Oberlappen. Ausgedehnte
Fleuerverwachsungen rechts, Spitzenverwachsungen links.
14.10.55.M.H.e.x.

Gewicht: 60
Länge: 170
Gehirn:
Schädel:
Herz: 350
Milz: 100
Nieren: 240
Leber: 140

Schilddrüse:
Pankreas:
Thymus:
Hypophyse:
Nebennieren:
Hoden:
Ovar:
Epithelkörperchen:

Plote No 51-5

Erste Seite des Obduktionsberichts

Im Lichte der genannten Befunde lässt sich das klinische Geschehen in den frühen Vormittagsstunden des 12. August rekonstruieren. Die stark veränderte Gefässwand der Bauchschlagader platzt, möglicherweise mitverursacht durch die Therapie mit dem gerinnungshemmenden Heparin. (Hier knüpft die These an, Thomas Mann sei recht eigentlich an der *Therapie* gestorben.) Es kommt zu einem plötzlichen grossen Blutverlust – den auch ein kleiner Riss bei einem unter Druck stehenden arteriellen Gefäss bewirken kann. Der Blutdruck sinkt rapide unter das Messbare. Thomas Mann erleidet jenen schweren Kreislaufkollaps, den man heute als „hypovolämischen Schock“ bezeichnet. Die ergriffenen therapeutischen Massnahmen wie die Injektion blutdrucksteigernder Medikamente müssen ohne Erfolg bleiben.

Wäre heute eine Rettung möglich?

Zwei Mediziner, drei Meinungen. Fest steht, dass die modernen diagnostischen Verfahren den Verdacht der Gefässruptur hätten verifizieren können. Und dann? Die Gefässchirurgie verzeichnet selbst bei sehr alten Patienten überragende Erfolge. Es wäre also vermutlich ein gefässchirurgischer Eingriff versucht worden, zunächst einmal wohl die Abklemmung der Aorta oberhalb der durchgebrochenen Stelle. Theoretisch hätte man das betroffene Stück entfernen und durch eine Kunststoffprothese ersetzen können.⁴

⁴ Die ersten therapeutischen Versuche wurden Anfang des 19. Jahrhunderts in London unternommen, indem die Aorta abgebunden wurde. Ein solches Vorgehen reduzierte zwar die Gefahr des inneren Verblutens, die Blutversorgung der Beine und von Teilen der Bauchorgane wurde jedoch derart gestört, dass ein Überleben nur in Ausnahmen möglich war. Ab 1868 wurde in den USA versucht, das Blut im Aneurysma zur Gerinnung zu bringen, indem Drähte ins Aneurysma eingeführt und sogar Ströme appliziert wurden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden einzelne Aortenaneurysmen durch Nähte gerafft. Dadurch konnte der Durchmesser und auch die Rupturgefahr reduziert werden. Seit 1948 wurden Aneurysmen mit Zellophanfolien umhüllt und verstärkt. 1955 wurde Albert Einstein auf diese Weise behandelt (allerdings verstarb er sechs Jahre später an einer Aortenruptur). Die moderne Aorten Chirurgie begann 1950 in Paris. Die kranke Arterie wurde durch die Aorta eines Verstorbenen ersetzt. Das heutige Vorgehen ist in technischer Hinsicht sehr ähnlich, allerdings werden Prothesen aus Kunststoff verwendet. (Angaben nach Markus A. Enzler, a.a.O.)

Es ist allerdings der Diskussion zugänglich, ob ein solches Vorgehen im konkreten Fall erfolgreich,⁵ und ob es sinnvoll gewesen wäre. Der Obduktionsbericht legt den Schluss nahe, dass Thomas Manns biologische Uhr so oder so am Ablaufen war. Wie sich alles begeben hatte, waren ihm jedenfalls, um ein letztes Mal Hofrat Behrens' Stimme zu hören, „viele Schikanen erspart“ (III, 741) geblieben. Noch ehe die Herzkranzgefäße oder eine Zerebralsklerose ein ungleich schlimmeres Ende herbeiführten, starb der Schilderer so argen Sterbens eines schmerzlosen, glücklich-gnädigen Todes.

⁵ Untersuchungen in Schweden und England haben übereinstimmend gezeigt, dass das Risiko, an einer erfolgten Aortenruptur zu sterben, heute zwischen 80 und 90 Prozent liegt. Bei Patienten, die noch notfallmässig operiert werden können, beträgt das Risiko 30 bis 70 Prozent. Selbst nach einer in rein technischer Hinsicht erfolgreichen Operation sterben noch viele Patienten. Bereits bestehende Verkalkungen der Herzkranzgefäße führen in Kombination mit dem Blutverlust und dem Blutdruckabfall nach der Ruptur des Aneurysmas zu einer Minderdurchblutung des Herzmuskels und anderer lebenswichtiger Organe. Mögliche Folgen sind Herzinfarkt, Organversagen und Tod. Eine völlig andere Situation liegt vor, wenn das Aneurysma in einer geplanten Operation behandelt werden kann, bevor eine Ruptur auftritt. Bei diesem Vorgehen liegt die Sterblichkeit nicht über fünf Prozent. (Angaben nach Markus A.ENZLER, a.a.O.)

Übersicht über den Krankheitsverlauf

18. Juli 1955: Ziehende Schmerzen im linken Bein während des Urlaubs in Noordwijk aan Zee.
20. Juli: Gehbehinderung. Ausschluss einer rheumatischen Erkrankung durch den Rheumatologen *Herman Colenbrander*, der eine starke Schwellung und bläuliche Verfärbung des linken Beins beobachtet. Anordnung von Bettruhe und Konsultation des Internisten *Jacob Mulder*.
21. Juli: Bestätigung der Diagnose „Venenthrombose“ durch *Mulder*. Beginn der Behandlung mit gerinnungshemmenden Medikamenten. Überweisung in die Medizinische Klinik des Zürcher Kantonsspitals.
23. Juli: Überführung von Amsterdam nach Zürich per Flugzeug, Klinikaufnahme. Behandelnde Ärzte: *Wilhelm Löffler* (Chefarzt), *André-Ferdinand Esselier* (Oberarzt) und *Amstein* (Assistenzarzt). Fortführung der Behandlung mit einem gerinnungshemmenden Medikament (Heparin) in Kombination mit einer lokalen Therapie in Form von Alkohol- und essigsäuren Tonerde-Wickeln. Dabei anfangs strenge Bettruhe. In den ersten beiden Wochen Besserung des Lokalbefunds bei deutlich reduziertem Allgemeinbefinden mit Appetitlosigkeit und Ekzemen an den Füßen.
11. August: Im Lehnstuhl kurzer Schwächeanfall (mit Bewusstseinsverlust?).
12. August: Am frühen Vormittag schwerer Kollaps mit nicht mehr messbarem Blutdruck. Schweissausbruch, fadenförmiger Puls, kalte Extremitäten. Keine Schmerzen. Bewusstsein erhalten. Elektrokardiogramm unverändert. Kein Anhalt für massive Blutung bei einem konstanten Hämoglobin von 70%. Therapie: Arterenol, Cortison, Percorten und Strophosid; zwei kleine Bluttransfusionen. Eintritt des Todes um 20.00 Uhr. Todesursache: Riss der unteren Bauchschiesslagader (*Aorta abdominalis*) am Abgang der linken grossen Beckenarterie (*Arteria iliaca comm.sin.*); Verblutungsschock (hämorrhagischer Schock).

Obduktionsbericht

[Deckblatt]

- 1 Sekt-Nr. 1180/55k Obd.: PD.Dr.Chr. Hedinger Klinik: Med.
 Name: M a n n Thomas
 Alter: 80 j Beruf: Schriftsteller
 Gestorben: 12. 8.1955. 2000 Uhr, Sektion: 13. August 1955, 1030 Uhr
- 5 Klinische Diagnose: Kreislaufkollaps (Herzinfarkt, Lungenembolie, Gefäßruptur?)
 Myodeg.cordis (Rechtsschenkelblock)
 St.n.Thrombophlebitis des li.Oberschenkels.St.n.Lobektomie re. wegen Bronchus-Ca. Emphysema pulm. Soor der Mundschleimhaut.

- 10 Pathologisch-anat. Diagnose: 1180 k
Teilsektion.
 Allgemeine Arteriosklerose. Ulzeröse Sklerose der Bauch-
 aorta und der Arteria iliaca communis bds. Ruptur der Aorta an
 der Abgangsstelle der li. Iliakalarterie. Massive Blutung im
 15 retroperitonealen Gewebe der Bauchhöhle, und des kleinen Beckens
 sowie im Mesenterium. Thrombose der li. Vena iliaca communis.
 Stenosierende Koronarsklerose mit subtotalem Verschluss
 des re. Hauptastes und des Ramus descendens links. Geringe Erwei-
 20 fterung aller Herzhöhlen. Feinfleckige Fibrose und herdförmige Ver-
 fettung des Myokards. Klappensklerose
 Status nach Entfernung des re. Lungenmittel- und Unter-
 lappens vor 9 Jahren wegen eines Lungenkarzinoms lt.klin.Angaben.
 Lungenemphysem. Infarktnarbe im re. Oberlappen. Ausgedehnte
 Pleuraverwachsungen rechts, Spitzenverwachsungen links.
- 25 14.10.55.M.He.x.

30

- | | | |
|----|-------------|------------------|
| | Gewicht: 60 | Schilddrüse: |
| 35 | Länge: | 170 Pankreas: |
| | Gehirn: | Thymus: |
| | Schädel: | Hypophyse: |
| | Herz: | 350 Nebennieren: |
| | Milz: | 100 Hoden: |

- Behaarung: Kopfbehaarung reichlich, grauschwarz, mit deutlicher beidseitiger Schläfenglatze. Schnauzbehaarung grauweiss.
- 40 Kinn glattrasiert. Achsel-, Brust- und Genitalbehaarung eher spärlich, grauweiss. Die Genitalbehaarung zieht sich bis auf halbe Höhe zwischen Nabel und Symphyse.

- Subkutanes Fettgewebe und Muskulatur schwächlich. Skelett
- 45 äusserlich symmetrisch, Hände und Füsse grazil. Finger schlank. Nägel leicht gekrümmt, aber ohne eigentliche Uhrglasbildung. Fingerendglieder nicht aufgetrieben. Keine Trommelschlegelfinger.

- 50 Auf die

Schädelsektion

- wird auf ausdrücklichen Wunsch der Angehörigen verzichtet. Auch
- 55 die Brust- und Bauchsektion wird aus dem gleichen Grunde nur partiell durchgeführt.

[Seite 2]

Partielle Brust- und Bauchsektion

- Brust- und Bauchhöhle werden nur durch einen kleinen Längs-
- 5 schnitt zwischen Processus xiphoides und Nabel eröffnet. Abdominales Fettpolster bis 1 1/2 cm dick. Muskulatur braunrot, schwächlich. Peritoneum der Bauchvorderwand spiegelnd, nicht verfärbt. Peritoneum der Bauchrückwand dagegen intensiv blaurot verfärbt. Die Verfärbung greift auf das kleine Becken, die anliegenden Darmteile
- 10 und das Mesenterium über. In der Bauchhöhle selbst kein Blut. Grosses Netz fettarm. Magen und Dickdarm etwas gebläht, Dünndarm kontrahiert. Appendix schlank, hinter Zökum hochgeschlagen. Milz und Leber durch den Rippenbogen verdeckt. Zwerchfellstand bds.
- 4.Rippe.

15

Herz wenig grösser als die re. Leichenfaust (350g). Alle Herzhöhlen geringgradig erweitert. Epikard zart. Myokard braungelb gefleckt, herdförmig, besonders an der Herz hinterwand etwas getrübt. Frische Infarkte oder grössere Narbenfelder aber

- 20 nicht erkennbar. Trabekel leicht abgeflacht. Muskeldicke links 10, rechts 3 mm. Endokard zart. Klappen, besonders Taschenklappen, geringgradig grauweiss verdickt, aber nicht miteinander verwachsen. Sehnenfäden schlank, frei, nicht verkürzt. Trikuspidalklappen messen an der Ansatzstelle 12 cm, Pulmonalklappen 8 1/2, Mitralklappen 25 10, Aortenklappen 7 1/2 cm im Umfang. Foramen ovale geschlossen. Herzohren frei. Kranzarterien zeigen in allen Aesten konfluierende, gelbe und ausgedehnt verkalkte Intimapolster, die die Lichtung teilweise auf knapp Nadelweite einengen. Stenosierung im rechten Hauptast an der Herzvorderseite und im absteigenden Ast der linken 30 Kranzarterie besonders ausgeprägt. Kein vollständiger Verschluss erkennbar.

- Re. Lunge an der unteren Hälfte der Rückseite mit der Brustwand, an der Basis mit dem Zwerchfell verwachsen. Linke Lunge nur 35 in der Spitzengegend strangförmig mit der Brustwand verbunden. Rechts nur Oberlappen, links dagegen beide Lappen vorhanden. Oberfläche in den oberen Abschnitten graurot, in den unteren Bezirken blaurot gefleckt. Am re. Oberlappen, auf mittlerer Höhe und in der Axillarlinie, eine handtellergrosse, grauweisse, etwas strahlige 40 Pleuraverdickung. Pleura der li. Lunge zart. Lunge, unterster Trachealabschnitt und Bronchien werden uneröffnet in Formalin fixiert. Beschreibung am Schluss des Protokolls.

- Lungenarterien zartwandig, enthalten flüssiges Blut. Keine 45 Gerinnsel in den grossen Aesten. Rechts endet der zum Unterlappen führende Ast 2 cm nach Aufteilung des re. Hauptastes blind. Auch hier keine Gerinnsel vorhanden. Tracheobronchiale Lymphknoten mandelgross, grauschwarz, ohne Kalkherde.
- 50 Brustaorta misst im absteigenden Teil des Bogens 6 1/2 cm im Umfang. Innenfläche durchsetzt von einzelnen flach erhabenen, gelbgrauen, teilweise geringgradig verkalkten Platten von 1-1 1/2 cm Dm. Innenschicht der grossen abgehenden Arterien ebenfalls gelbgrau verdickt, Lichtung aber nicht wesentlich eingeengt.
- 55 Bauchaorta misst auf Höhe der Nierenarterien 5 1/2 cm im Umfang. Innenschicht im ganzen Abdominalbereich dicht durchsetzt von konfluierenden Platten von bis 2 cm Dm. Die Platten sind leicht erhaben, gelbgrau, teilweise aufgebrochen und partiell verkalkt. Bauchaorta dadurch in ein starrwandiges Rohr verwandelt.

[Seite 3]

1 cm nach der Aufteilung in beide Iliakalarterien, an der Medial-
 seite der li. Arteria ilica, im Bereiche der stark veränderten
 Wand, ein 3 mm weitklaffender 5 mm langer Riss mit blaurot verfärbten Rän-
 5 dern. Eine in diese Oeffnung eingeführte Sonde lässt sich in
 den Aussenschichten der li. Arteria iliaca und Arteria hypo-
 gastrica vorschieben und in die angrenzenden Weichteile einführen.
 Die Vena iliaca communis ist an dieser Stelle fast daumendick und
 durch konzentrisch geschichtete, braungraue Thromben verschlossen.
 10 Keine direkte Verbindung zwischen Arterie und Vene sondierbar.
 Periphere Abschnitte beider Iliakalarterien mit breiten, gelben
 Wandpolstern, die die Lichtung herdförmig auf 2/3 der ursprüngli-
 chen Weite einengen. Beckenbindegewebe der Sakralgegend und para-
 aortales Gewebe bis zum Zwerchfell stark blutig durchsetzt. Die
 15 Blutungen greifen auf beide Nierenlager, die Umgebung der Neben-
 nieren und das Mesenterium über. Hinter dem Zökum liegt eine fast
 faustgrosse Bluttasche. Auch Ansatzgebiet des Colon descendens
 intensiv blutig durchsetzt. Mesenterial- und Nierenarterien von
 Blutungen umgeben, aber nicht sondierbar.

20 Milz misst 11:7:3 cm (100 g). Oberfläche leicht gerunzelt,
 braunrot. Kapsel zart. Schnittfläche matt-braun, mit breiig vor-
 quellender Pulpa und verwischter Zeichnung. Konsistenz schlaff,
 Brüchigkeit stark erhöht.

25 Leber misst 26:19:6 cm (1410 g), Oberfläche glatt, braun.
 Schnittfläche mit deutlicher Läppchenzeichnung, braun, leicht ge-
 trübt. Leber schlaff, Brüchigkeit geringgradig erhöht. Gallen-
 blase fingerdick. Wand und Schleimhaut zart, grün. Galle dünn-
 30 flüssig, ohne Steine. Gallenwege durchgängig.

Magenschleimhaut grauweiss, keine Erosionen. Dünndarm
 kontrahiert, Schleimhaut grauweiss, zart. Dickdarm mit spärlichem
 Inhalt. Schleimhaut unversehrt. Mesenterium mässig fettreich, ab-
 35 gesehen von den Blutungen, ohne Veränderungen. Mesenteriale Lymph-
 knoten grauweiss, bohngross, weich. Nebennieren bds. von norma-
 ler Grösse. Rinde gelb. Markzone erweicht. Keine Herde. Keine
 Knoten sichtbar.

40 Pankreas mit regelmässiger Lappchenzeichnung.

Nierenfettkapsel intensiv blutig durchsetzt, breit.

Fibröse Kapsel nicht verdickt und leicht von den Nieren ablösbar.

45 Nieren, je 120 g schwer, messen 11:6:4 cm. Oberfläche mit feiner, grauroter Fleckung und Granulierung. Schnittfläche graurot. Parenchymzeichnung deutlich. Mittlere Parenchymbreite 18 mm, mittl. Rindenbreite 7 mm. Nierenbecken nicht erweitert, Schleimhaut grauweiss. Ureteren schlank, von Blutungen umgeben. Blase mit ungefähr 100 ccm klarem, gelbem Urin gefüllt. Schleimhaut grauweiss. Tri-
50 bekelzeichnung nicht verstärkt. Prostata kastaniengroß. Schnittfläche körnig, grauweiss, ohne Knoten. Samenblasen und Samenstränge nicht verdickt, ohne Wandveränderungen. Hoden und Nebenhoden werden nicht entfernt, palpatorisch nicht verdickt. Hoden knapp walnussgross.

55

Auch die Schenkelvenen werden nicht eröffnet. Keine Verdickungen entlang ihrem Verlaufe spürbar. Keine Beinödeme.

Wirbelsäule ohne Verkrümmungen. Keine Spangen palpierbar.

60 Im Narbenbereich der re. Brustseite Rippenabstand vergrössert. Soweit palpatorisch beurteilbar, fehlt die 7.re.Rippe. Innere Besichtigung der Brusthöhle bei dem kleinen Bauchschnitt nicht möglich.

[Seite 4]

Histologische Untersuchung:

5 Herz: Muskelfasern der linken Kammer und des Septums mittelbreit, mit deutlich erhaltener Längs- und Querstreifung. An den Kernpolen ziemlich reichlich braunes Pigment. Herdförmig enthalten die Muskelfasern auch feintropfiges Fett. Muskelfaserkerne nur wenig grösser als die Fibrozytenkerne. Zwischengewebe herdförmig, besonders in
10 Gefässnähe, leicht verbreitert und mit reichlich Kollagenfasern durchsetzt. Endokard nicht verdickt. Keine entzündliche Infiltrate.

Auch in der rechten Kammer sind die Muskelfasern mittelbreit, aber etwas schmaler als links. Quer- und Längsstreifung gut erkenn-
15 bar. An den Kernpolen reichlich braunes Pigment. Vereinzelte Muskel-

fasern ganz geringgradig verfettet. Zwischengewebe auch hier insel-
förmig ziemlich stark verbreitert, ausgesprochener als links und
dazu mit Fettzellen durchsetzt. In der Randzone kleiner Narbenbe-
zirke einzelne Lymphocyten, Histiocyten und mit braunem Pigment be-
20 ladene Phagocyten.

Kleine Arterien ohne Wandverdickungen, ohne Wandverfettung.
Grosse Aeste der Kranzarterien dagegen schwer verändert, z.T. fast
vollkommen verschlossen. Die Intima ist hochgradig verdickt. Die
25 Polster sind meist exzentrisch gelagert und bestehen vorwiegend
aus kollagenfaserreichem, zellarmem Bindegewebe, das inselförmig
Kalkschollen und lockeres Bindegewebe einschliesst. Dieses wird
von dicht gelagerten und eher etwas weiten Kapillaren durchsetzt.
Vereinzelt sind auch Fibrinmassen und grössere Lücken zu sehen,
30 die mit Fettstoffen gefüllt waren, die bei der Paraffineinbettung
herausgelöst wurden. Die Lichtung wird häufig bis auf einen Bruch-
teil der ursprünglichen Weite eingeengt und ist stellenweise voll-
kommen verlegt. Entzündliche Infiltrate sind spärlich und bestehen
vorwiegend aus Lymphocyten, Plasmazellen und Histiocyten. Die
35 *Elastica interna* ist unter den Polstern aufgesplittert, die *Media*
hochgradig verdünnt. Die *Adventitia* ist eher kollagenfaserreich und
enthält kleine Lymphocyteninfiltrate.

Lungen: Alveolen des rechten Oberlappens etwas weiter als links,
40 gelegentlich mehrkammerig. Alveolarsepten beider Seiten schmal.
Kapillaren mit gleichmässiger, eher geringer Blutfüllung. Alveolar-
lichtungen teilweise mit körnigen geronnenen Massen und spärlichen,
desquamierten Wandzellen gefüllt. Bronchien und Bronchiolen zart-
wandig. Kleine und grössere Arterien mit intakten Wandungen. Pleura
45 rechts herdförmig durch kollagenfaserreiches Bindegewebe verstärkt,
das kleine Lymphocyteninfiltrate einschliesst. An einer Stelle
subpleural in bandförmiger Anordnung eine alte Infarkt Narbe mit
zusammengesinterten, elastischen Membranen, die Alveolarresten
entsprechen dürften. Ueber diesen elastischen Membranen liegt eine
50 Platte aus hyalinen Massen. Entzündliche Infiltrate fehlen. Die
ganze Narbenplatte misst knapp 1 cm im Durchmesser und ist 3 mm
dick. Tumorgewebe ist in keinem der Schnitte nachweisbar.

[Seite 5]

Bronchien: An der Abtragungsstelle des rechten Stammbronchus Schleimhaut ziemlich dicht durchsetzt mit Lymphocyten und Plasmazellen. Oberflächenepithel abgelöst. Schleimdrüsen regelmässig.

- 5 Keine Tumorgewebe erkennbar. In kleinen Lymphocyten, die dem Bronchus unmittelbar anliegen, ziemlich reichlich Kohle, aber ebenfalls kein Tumorgewebe.

Hiluslymphknoten: Struktur erhalten. Kohlegehalt mässig. Kein

- 10 Tumorgewebe nachweisbar.

Leber: Läppchenstruktur ordentlich erhalten. Zentralvenen nur ganz geringgradig erweitert. Kapillaren nicht vergrössert. Disse'sche Räume nur angedeutet. Leberzellbalken regelmässig. Leberzellen

- 15 ziemlich gleichförmig. Mehrkernige Zellen allerdings eher zahlreich. Die Kerne sind etwas ungleich gross. In den Leberzellen fast durchwegs kleine Fetttropfen, im Läppchenzentrum auch mässig reichlich braunes Pigment. Glisson'sche Scheiden nicht verbreitert, aber ziemlich dicht durchsetzt mit Lymphocyten und Plasmazellen.
- 20 Vereinzelt sind auch vielkernige Riesenzellen und angedeutete Histiocytenknötchen erkennbar. Die Riesenzellen entsprechen meistens dem Fremdkörpertyp. Im Bereiche der Knötchen sind meist keine sicheren Gallengängchen mehr zu sehen. Im restlichen Leberparenchym ebenfalls einzelne Histiocyten- und Lymphocytengruppen. Eigentliche
- 25 Tuberkel fehlen. Gitterfasernetz nicht kollagenisiert.

Milz: Postmortal bereits stark alteriert. Trabekel nicht verbreitert, aber ziemlich dichtstehend. Follikel nur noch angedeutet.

- Rote Pulpa sehr blutreich mit ziemlich zahlreichen Leukocyten, Lymphocyten und Plasmazellen. Das Retikulum ist nicht verbreitert. Keine Knötchen, insbesondere auch keine Tuberkel vorhanden.
- 30

Nieren: Postmortale Zersetzung ziemlich fortgeschritten. Rinde verschmälert. Glomerula herdförmig hyalinisiert, häufig aber noch

- 35 gut erhalten, mit zarten Schlingen. Bowman'sche Kapseln ohne Epithelwucherungen. Bindegewebige Kapseln dagegen stellenweise leicht verstärkt. Tubuli mit verwischter Kernzeichnung, auch in den Hauptstücken teilweise feintropfig verfettet. Arterien mit deutlich verbreiteter und verfetteter Intima. Media fettig durch-

40 setzt. Arteriolen mit nur geringen Fetteinlagerungen. Eine wesentliche Arteriosklerose besteht nicht. Nierenbeckenschleimhaut mit kleinen Infiltraten aus Lymphocyten und Plasmazellen durchsetzt. Zwischengewebe der Niere durchwegs leicht verbreitert und ziemlich kollagenfaserreich.

45 Nebenniere: Rinde wechselnd breit. Zum Teil Glomerulosa und Fasciculata noch deutlich erkennbar, z.T. aber auch alle Abschnitte Fasciculata-ähnlich gebaut. Fettgehalt etwas unterschiedlich, im allgemeinen reichlich. Mark ziemlich breit mit kleinen Lymphocyteninfiltraten. Tumorgewebe ist nicht erkennbar.

[Seite 6]

Prostata: Drüsenschläuche regelmässig angeordnet. Epithel ein- und zweischichtig, gleichförmig. Zwischengewebe mit reichlich glatten Muskelfasern und Infiltraten aus Lymphocyten und Plasmazellen.
5 Nervenstränge des Kapselgewebes frei. Kein Einwachsen von Epithelsträngen in die perineuralen Lymphscheiden.

Pankreas: Postmortal sehr stark zersetzt. Drüsengewebe und Inseln, soweit noch beurteilbar, regelmäßig. Zwischen den Läppchen eher
10 spärlich Fettgewebe.

Brustaorta: Intima teilweise leicht verbreitert und mit ziemlich reichlich Fettmassen und Fettkristallen durchsetzt. Auch in der Media eher reichlich Fettröpfchen. Elastisches Fasersystem regelmäßig, ohne Unterbrüche. Keine Narbenbildung, keine besondere
15 Vaskularisation. Um die kleinen Gefässe spärliche Lymphocyten. Adventitia intakt, abgesehen von kleinen Infiltraten aus Lymphocyten und Plasmazellen.

20 Bauchaorta: Die oberen Abschnitte der Bauchaorta zeigen das gleiche histologische Bild wie die Brustaorta, nur sind die Intimapolster hier wesentlich breiter. Die Media ist meist nur leicht verdünnt. Ihre elastischen Strukturen sind auch hier erhalten. Im Bereiche der Rupturstelle am Abgang der linken Arteria iliaca sind die
25 atheromatösen Polster und die Kalkschollen ganz besonders breit und zum Teil zerklüftet. Die Media ist in umschriebenen Bezirken kaum mehr erkennbar. Die Adventitia und das anliegende Binde- und

Fettgewebe werden von ausgedehnten Blutungen durchsetzt. In der Randzone der Blutungen ziemlich reichlich Leukocyten und Kerntrümmer. Die Blutungen reichen bis zu den benachbarten Venenwänden. Eine direkte arterio-venöse Verbindung besteht aber nicht.

[Seite 7]

Lungen: (Formalinfixiertes Präparat) Der rechte Unterlappen allein erreicht die Hälfte der Grösse der ganzen linken Lunge. Schnittflächen beider Seiten mit etwas vergrößerter Alveolarzeichnung. Im Spitzenbereich Bläschen besonders stark erweitert, rechts ausgesprochener als links. Die Bläschen erreichen hier fast Erbsgrösse. Konsistenz durchwegs flaumig. Keine Herde palpierbar. Lungenarterien frei, Wandungen nicht verdickt, ohne Einlagerungen. Bronchien durchgängig, nicht erweitert. Stumpf des rechten Stammbronchus 2 cm lang, eine trichterförmige Tasche bildend, die mit grau-brauner, nicht verdickter Schleimhaut ausgekleidet ist. Auch die Trachea besitzt eine intakte Schleimhaut. Tracheobronchiale Lymphknoten bis bohngross, grauschwarz gefleckt, keine Kalkherde. Tumorgewebe an keiner Stelle erkennbar.

Kommentar

- D₁₋₄₁ Dem eigentlichen Obduktionsbericht (einschliesslich der Beschreibung der feingeweblichen Untersuchungen) ist – wie üblich – ein Deckblatt (D) mit biographischen Angaben, den klinischen Diagnosen und einer Zusammenfassung der Obduktionsresultate vorangestellt.
- D₅ *Klinische Diagnose:* Eine Zusammenfassung der differentialdiagnostischen Überlegungen zur Ursache des „Kreiskollaps“ (nach heutiger Terminologie: des Schocks), wobei offenbar primär an einen „Herzinfarkt“ gedacht wurde, erst in zweiter Linie an eine „Lungenembolie“ respektive eine „Gefässruptur“.
- D₆ *Myodeg. cordis (Rechtsschenkelblock):* (Altersbedingte) Entartung des Herzmuskels mit Blockierung der Erregungsleitung im rechten Schenkel (diese Blockierung ist klinisch im allgemeinen ohne Bedeutung).
- D₇₋₈ *St. n.:* Status nach. Angeführt werden weitere rezente oder abgelaufene Erkrankungen, so die zur Klinikeinweisung führende, als geheilt definierte „Thrombophlebitis des li. Oberschenkels“ und der Zustand

nach „Lobektomie“ (Lungenlappenentfernung) rechts wegen „Bronchus-Ca.“ (Bronchialkarzinom); bei dem im April 1946 durchgeführten Eingriff wurden der rechte Lungenmittel- und -unterlappen entfernt.

Emphysema pulm.: Lungenblähung (dem Alter entsprechend).

Soor der Mundschleimhaut: Pilzerkrankung durch den Sprosspilz *Candida albicans*.

D₁₀ 1180k: Sektionsnummer.

D₁₁ *Teilsektion*: Auf Wunsch der Familie erfolgte lediglich eine partielle Obduktion. Der Klinische Bericht enthält den entsprechenden handschriftlichen Eintrag Dr. Esseliers: „für Bauchschnitt *allein* überlassen.“ Der Obduzent verzichtete daher auf die sonst übliche breite Öffnung des Brustraums und totale Öffnung der Bauchhöhle durch den kleinen Schnitt zwischen Brustbeinfortsatz und Nabel. Der Zugang zu den Brustorganen erfolgte dann von unten.

D₁₂₋₂₅ Die Pathologisch-anatomische Diagnose ist gewissermassen hierarchisch aufgebaut, d.h. der Pathologe gliedert die von ihm erhobenen grobmorphologischen und feingeweblichen Befunde nach ihrer Bedeutung als Todesursache.

D₁₂ *Allgemeine Arteriosklerose*: Verhärtung der Schlagadern (geht im allgemeinen einher mit Einlagerung von Fett und häufiger auch Kalk vor allem in der innersten Wandschicht).

D₁₂₋₁₃ *Ulzeröse Sklerose der Bauchaorta und der Arteria iliaca communis bds.*: Fortgeschrittene Form der Arteriosklerose der Hauptschlagader und der grossen Oberschenkelarterien mit geschwürigem Zerfall der Gefässwandstrukturen.

Bds.: Beidseits.

D₁₃₋₁₄ *Ruptur der Aorta an der Abgangstelle der li. Iliakalarterie*: Die Bauchschlagader war auf der linken Seite an der Verzweigung in die beiden Beckenarterien gerissen. Dieser Befund definiert die Todesursache; der Riss in der Schlagader bewirkte massive Blutverluste mit Schock und schliesslich den Tod.

D₁₅ *Retroperitoneal*: Hinter dem Bauchraum befindlich.

D₁₆ *Mesenterium*: „Dünndarmgekröse“, eine Bauchfellfalte, die von der Hinterwand des Bauchraums ausgeht und die Dünndarmschlingen umkleidet; im Mesenterium verlaufen die Blutgefässe des Dünndarms.
Thrombose der li. Vena iliaca communis: Verschluss der linken grossen Beckenvene durch Gerinnsel.

D₁₇ *Stenosierende Koronarsklerose*: Verengung der Herzkranzgefässe infolge Wandverhärtungen. Besonders betroffen waren die „rechte

- Herzkranzarterie mit subtotalem [nahezu vollständigem] Verschluss“ und der absteigende Ast („Ramus descendens“) der linken.
- D₁₉ *Fibrose*: Ersatz von Herzmuskelfasern durch Bindegewebe als Resultat des Untergangs von Muskelgewebe durch Minderdurchblutung.
- D₂₀ *Myokards*: Der Herzmuskulatur.
Klappensklerose: Verhärtung der Herzklappen durch Einlagerung von Bindegewebe, vermutlich altersbedingt, funktionell bedeutungslos.
- D₂₁₋₂₂ *Entfernung des re. Lungenmittel- und Unterlappens*: Vgl. oben Kommentar zu D₇₋₈.
- D₂₃ *Lungenemphysem*: Lungenblähung.
Infarktnarbe im re. Oberlappen: Narbenbildung im rechten oberen Lungenlappen nach (älterer) Verstopfung eines Blutgefäßes durch ein Blutgerinnsel.
- D₂₄ *Pleuraverwachsungen rechts*: Es handelt sich um Brustfellverwachsungen als Folge des operativen Eingriffs von 1946 (vgl. oben Kommentar zu D₇₋₈).
- D₃₄ Vgl. unten Kommentar zu 1₃.
- D₃₈ Vgl. unten Kommentar zu 2₁₆.
- D₃₉ Vgl. unten Kommentar zu 3₂₁.
- D₄₀ Vgl. unten Kommentar zu 3₄₄.
- D₄₁ Vgl. unten Kommentar zu 3₂₆.
- 1₁ 1180/55: Obduktionsnummer des Zürcher Instituts und Jahr.
- 1₃ *bager*: Mit einem Körpergewicht von 60 kg war Thomas Mann zum Zeitpunkt seines Todes tatsächlich mager; seine chronische Appetitlosigkeit in den letzten Lebensjahren ist vielfach in den Tagebüchern vermerkt.
- 1₇ *Totenflecken*: Die Obduktion erfolgte ca. vierzehn Stunden nach Todeseintritt; zu diesem Zeitpunkt sind die Totenflecken, welche durch Absinken des Blutes in tiefere Teile der Leiche entstehen, beständig (persistierend).
nicht mehr wegdrückbar: Ausgeprägt.
- 1₉ *Corneae bds.*: Hornhäute beiderseits. Die postmortale Trübung ist normal.
- 1₁₀₋₁₁ *Skleren*: Lederhäute.
Konjunktiven: Bindehäute.
Nicht ikterisch verfärbt: Frei von Zeichen einer (z.B. durch Steinverschluss der Gallenblase bewirkten) Gelbsucht.
- 1₁₄ *Glans*: Eichel.
- 1₂₂ *Stamm*: Rumpf.

- 1₂₃ *Mamillarlinie*: Hypothetische durch die Brustwarzen gezogene Linien, die zur Einteilung der vorderen Rumpfoberfläche dienen.
Mamille: Brustwarze.
- 1₂₅ *Medianlinie*: Mittellinie (vgl. oben Kommentar zu 1₂₃).
Processus xiphoides: Brustbeinfortsatz.
- 1₂₈ *Narbe*: Folge der Lungenoperation von 1946, bei der eine breite Öffnung des Brustkorbs notwendig war.
Scapula: Schulterblatt.
- 1₃₀ *Axillarlinie*: Vgl. oben Kommentar zu 1₂₃.
- 1₃₄ *5rpstückgrossen*: So gross wie ein 5-Rappen-Stück.
- 1₃₅ *Tibia*: Schienbein.
- 1₄₂ *Symphyse*: Schambein.
- 1₄₄ *Subkutanes*: Unter der Haut liegendes.
- 1₄₆ *Uhrglasbildung*: Verstärkte Wölbung der Fingernägel (bei chronischen Erkrankungen der Lunge oder Herzklappenfehlern).
- 1₄₇ *Trommelschlegelfinger*: Kolbenförmige Verdickung der Fingerendglieder.
- 1₅₀₋₅₆ Vgl. oben Kommentar zu D₁₁.
- 2₁₋₅ Vgl. oben Kommentar zu D₁₁.
- 2₅ *Processus xiphoides*: Brustbeinfortsatz.
- 2₅₋₆ *Abdominales Fettpolster*: Bezieht sich auf die Bauchdecke.
- 2₇ *Peritoneum*: Bauchfell. Die beschriebene Verfärbung ist das Resultat der starken Blutung in das hinter dem Bauchfell liegende Gewebe.
- 2₁₀ *Mesenterium*: Vgl. oben Kommentar zu D₁₆.
- 2₁₁ *Grosses Netz*: Am Magen und querverlaufendem Abschnitt des Grimmdarms (*Colon transversum*) angeheftete Bauchfellfalte.
- 2₁₂ *kontrahiert*: Zusammengezogen.
Appendix: Wurmfortsatz (vulgo „Blinddarm“).
Zökum: Blinddarm (Beginn des Dickdarms).
- 2₁₆₋₃₁ Für die Beurteilung von krankhaften Veränderungen der Organe sind auch die feingeweblichen (histologischen) Befunde wichtig. Sie bestätigen weitgehend die grobmorphologischen Befunde (vgl. S. 4-6 des Obduktionsberichts).
- 2₁₆ Mit 350 g liegt das Herzgewicht im Bereich der Norm.
- 2₁₇ *Epikard*: Der den Herzmuskel bekleidende Teil des Herzbeutels (Perikard). *Myokard*: Herzmuskel.
- 2₁₈₋₁₉ Die beschriebenen Verfärbungen sind im höheren Lebensalter nicht ungewöhnlich und werden als degenerativ interpretiert.
- 2₁₉₋₂₀ Entscheidend für die Frage der Festlegung der Todesursache ist das Fehlen von Herzwandveränderungen infolge eines frischen oder älteren (durch Narben gekennzeichneten) Infarkts.

- 2₂₀₋₂₁ *Muskeldicke*: Der Durchmesser der Wand der linken und rechten Herzkammer ist normal.
- 2₂₁ *Taschenklappen*: Sie trennen ventilartig die linke Herzkammer (Aortenklappen) und die rechte Herzkammer (Pulmonalklappen) von den angrenzenden grossen Schlagadern.
- 2₂₃₋₂₄ *Tricuspidalklappe*; *Mitralklappe*: Die gleichermaßen ventilartig wirkende Trennung von linkem und rechtem Herzvorhof und den korrespondierenden Herzkammern.
Pulmonalklappen: Drei halbmondförmige Taschenklappen zwischen rechter Herzkammer und Stamm der Lungenarterien mit Ventilfunktion.
- 2₂₅ *Foramen ovale*: Verbindung zwischen den beiden Vorhöfen, die sich in der Regel nach der Geburt schliesst.
- 2₂₆₋₃₁ Die Herzkranzgefässe weisen alle Merkmale einer fortgeschrittenen Arteriosklerose auf mit Einlagerung von Fetten und Kalk in die Gefässinnenwand (Intima) unter Bildung von polsterartigen Erhebungen (Intimapolster) mit zum Teil dramatischer Einengung der Arterienlichtung. Entscheidend ist jedoch das Fehlen eines vollständigen Verschlusses als Voraussetzung für einen akuten Myokardinfarkt. Vgl. auch 4₅₋₃₇.
- 2₃₃ Verwachsungen der rechten Lunge mit Zwerchfell und Brustwand sind Folgen der Lungenoperation 1946 (vgl. oben Kommentar zu D₇₋₈).
- 2₄₀ *Pleuraverdickung*: Narbige Veränderung des Brustfells; Ursache nicht definiert.
- 2₄₀₋₄₂ *Pleura*: Brustfell.
Trachea (Trachealabschnitt): Luftröhre.
Bronchien: Luftröhrenabschnitte.
- 2₄₄₋₄₅ *Lungenarterien [...] Keine Gerinnsel in den grossen Ästen*: Mit dieser Feststellung wird die von der Klinik differentialdiagnostisch erwogene Möglichkeit einer Lungenembolie (infolge Einschwemmung eines Blutgerinnsels [*Thrombus*] aus den grossen Venen des linken Oberschenkels bzw. des Beckens bei Zustand nach Thrombophlebitis dieser Venen) ausgeschlossen.
- 2₅₀ *Brustaorta*: Der im Brustraum verlaufende Teil der grossen Körperschlagader. Die beschriebenen Veränderungen insbesondere der Gefässinnenwand mit Fett- und Kalkeinlagerungen sind Resultat einer Gefässverhärtung (*Arteriosklerose*) und zweifellos sehr ausgeprägt, jedoch im höheren Lebensalter nicht ungewöhnlich.
- 2₅₅₋₅₉ *Bauchorta*: Der im Bauchraum verlaufende Teil der grossen Körperschlagader. In diesem Bereich haben sich die arteriosklerotischen Pro-

zesse mit den erwähnten Phänomenen von Einlagerungen von Fetten, Kalksalzen in die Gefässinnenhaut sehr viel stärker ausgebildet. Die gesamte Gefässwand ist betroffen unter Verlust der Elastizität; das Endresultat ist die Verhärtung der Bauchaorta in ein „starrwandiges Rohr“.

- 3₂ *Iliakalarterien*: Am unteren Ende teilt sich die Bauchaorta in die beiden grossen Beckenarterien (wörtlich übersetzt: Darmbeinarterien) auf.
- 3₂₋₃ *Medialseite*: Zur Körpermitte orientierte Seite.
- 3₄₋₇ *Riss*: Mit der Beschreibung des Risses in der Wand der „linken Arteria iliaca“ ist der Obduktionsbericht am entscheidenden Punkt bei der Ermittlung der Todesursache angelangt. Mit 3-5 mm ist dieser Riss nicht sehr gross; wie seine Sondierbarkeit belegt, umfasst er alle Wandschichten. Dadurch kam es zu einer massiven Blutung in das Beckenbindegewebe und einem – wenn auch eher protrahiert (über einen längeren Zeitraum verlaufenden) – haemorrhagischen Schock mit tödlichem Ausgang.
- 3₈ *Vena iliaca communis*: Grosse Beckenvene.
- 3₉ *Thomben*: Blutgerinnsel. Offenbar hatte die inzwischen abgeklungene *Thrombophlebitis* vom Juli 1955 auch die linke Beckenvene miterfasst.
- 3₁₁ *Periphere Abschnitte*: Die Beschreibung belegt die Ausdehnung massiver arteriosklerotischer Veränderungen über die grosse Körperschlagader hinaus auf die von ihr ausgehenden Schlagadern.
- 3₁₃ *Sakralgegend*: Kreuzbeingegend.
- 3₁₃₋₁₉ Aorta und Beckenschlagader verlaufen hinter dem Bauchfell. Dadurch hat sich das aus dem Gefässwandriss ausgetretene Blut einen Weg in das dahinterliegende Bindegewebe im Becken, in der Umgebung der Nieren bis hinauf zum Zwerchfell entlang der grossen Körperschlagader gesucht.
- 3₁₆ *Mesenterium, Zökum*: Vgl. oben Kommentar zu 2₁₀ und 2₁₂.
- 3₁₇ *Colon descendens*: Absteigender Grimmdarm.
- 3₂₁ *Milz*: Keine Besonderheiten.
- 3₂₆ *Leber*: Das Gewicht liegt im Normalbereich. Der grobmorphologische Befund ist unauffällig. Das gilt auch für die „Gallenblase“.
- 3₃₃ *Erosionen*: Oberflächliche Gewebeabschürfungen. Keine krankhaften Veränderungen an Magen, Darm und Nebennieren.
- 3₄₀ *Pankreas*: Bauchspeicheldrüse.
- 3₄₂ *Nierenfettkapsel*: Da die von einer Fettkapsel umgebenen Nieren hinter dem Bauchfell liegen, konnte die Blutung bis dahin vordringen.

- 3₄₃ *Fibröse Kapsel:* Bindegewebige Kapsel.
- 3₄₄ Nierengewicht im Normalbereich.
- 3₄₅₋₄₆ *Parenchym:* (Nieren-)Gewebe.
- 3₄₈ *Ureteren:* Harnleiter.
- 3₄₉ *Trabekelzeichnung nicht verstärkt:* Bei Trabekeln handelt es sich um Muskelzüge, die bei chronischer Harnstauung (z.B. bei Vergrößerung der Prostata) verdickt sind: „Balkenblase“.
- 3₆₁₋₆₃ Vgl. oben Kommentar zu D₁₁.
- 3₆₁ 7. re. Rippe: Entfernung während der Lungenoperation 1946. Vgl. Brief vom 2.6.1946 an Agnes E. Meyer: „Eine Rippe hat man mir auch genommen und mich so wenig um Erlaubnis gefragt wie Gott den Adam. Ist aber bei mir kein Evchen daraus geworden.“
- 4₁ *Histologische Untersuchung:* Feingewebliche Untersuchung von Gewebeproben mit dem Mikroskop. Essentielle Ergänzung der grobmorphologischen Beurteilung nach der Obduktion. Die Ergebnisse dieser Untersuchung werden nur kommentiert, soweit sie für den Tod als relevant erscheinen.
- 4₅₋₃₇ *Herz:* Die Befunde sind ganz überwiegend altersentsprechend und typisch.
- 4₁₈₋₂₀ *Kleinere Narbenbezirke:* Hinweise auf Durchblutungsstörungen der Herzmuskulatur.
- 4₂₂ *Kleine Arterien ohne Wandverdickungen:* Dieser Befund kann die Abwesenheit von pektanginösen Beschwerden bei Thomas Mann auch in seinen letzten Lebensjahren – jedenfalls gibt es für solche Symptome keine Hinweise – durchaus erklären. Ein Infarkt ist auszuschliessen.
- 4₂₃₋₂₄ Die Histologie bestätigt die stark fortgeschrittenen arteriosklerotischen Veränderungen der „grossen Äste der Kranzarterien“ mit zum Teil vollständiger Einengung der „Lichtung“.
- 4₃₉₋₅₂ *Lungen:* Eine „Lungenembolie“ – sie wurde ja von den Klinikern differentialdiagnostisch als Todesursache erwogen – konnte schon bei der Öffnung der Lungengefässe ausgeschlossen werden.
- 4₅₂ *Tumorgewebe:* In den untersuchten Gewebeproben finden sich keinerlei Hinweise auf Tumorgewebe als Spätfolge des Bronchialkarzinoms von 1946.
- 5₁₋₆₁₀ *Bronchien, Hiluslymphknoten, Leber, Milz, Nieren, Nebenniere, Prostata, Pankreas:* Keine für Vorerkrankungen oder die letzte Krankheit relevanten Befunde.
- 6₁₃₋₁₈ *Brustaorta:* Die Durchsetzung der „Intima“ (Gefässinnenwand) mit „Fettmassen und Fettkristallen“ entspricht der allgemeinen Arteriosklerose.

- 6₂₀₋₃₁ *Bauchaorta*: Die feingewebliche Untersuchung bestätigt den grobmorphologischen Befund schwerster arteriosklerotischer Veränderungen der Gefäßwand mit Kalkeinlagerungen besonders im Bereich der Rupturstelle. Im Hinblick auf die enge Nachbarschaft von Beckenarterie und Beckenvene kann diskutiert werden, ob die Primärerkrankung, die Thrombophlebitis, die Rissbildung in der Wand der Arterie provoziert hat. Eine Bestätigung dieser Hypothese ist jedoch weder dem dargestellten Obduktionsbefund noch der mikroskopischen Untersuchung der betroffenen Gefäßabschnitte zu entnehmen. So war eine „direkte arterio-venöse Verbindung“ nicht nachzuweisen.
- 7₁ *Der rechte Unterlappen*: Recte: Der rechte Oberlappen.

Kommentar Todesbescheinigung

- 9 *Perforation*: Durchbruch (in der Gefäßwand).
Aneurysma: Umschriebene Ausweitung einer Schlagader.
Art. hypogastrica: Ältere anatomische Bezeichnung der Arteria iliaca (Beckenschlagader; wörtlich „Darmbeinschlagader“).

Thomas Mann
Große kommentierte Frankfurter Ausgabe
Werke – Briefe – Tagebücher

Herausgegeben von
Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke, Terence J. Reed,
Thomas Sprecher, Hans R. Vaget, Ruprecht Wimmer
in Zusammenarbeit mit dem Thomas-Mann-Archiv, Zürich

Kein anderes schriftstellerisches Werk bestimmt den Kanon der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts so nachdrücklich wie das epochale Werk Thomas Manns. Seit nunmehr 100 Jahren erscheint es im S. Fischer Verlag. Eine dem neuesten Stand der Forschung entsprechende kommentierte Ausgabe der *Werke, Briefe* und *Tagebücher* Thomas Manns ist ein seit langem formuliertes desiderat. Die deutsche Teilung verhinderte es, über Planungen hinaus zu gelangen. Ermöglicht wurde die Verwirklichung dieses großen editorischen Projekts durch die Zusammenführung der editorischen Arbeiten und die Verbesserung der Quellen- und Textlage nach der deutschen Wiedervereinigung. Die Möglichkeiten, die die elektronische Daten- und Textverarbeitung eröffnen, schaffen eine weitere Voraussetzung für die Inangriffnahme dieser historischen Edition. Die Neuedition eines Werkes, das in einzigartiger Weise die Geschichte des nun ausgehenden Jahrhunderts reflektiert und prägte, muß dem stark gestiegenen Interesse an einer allgemein verständlichen wie wissenschaftlich fundierten Kommentierung entsprechen.

Der S. Fischer Verlag freut sich, die Große kommentierte Frankfurter Ausgabe der *Werke, Briefe* und *Tagebücher* Thomas Manns ankündigen zu können. Sie wird ab dem Jahre 2000 erscheinen und insgesamt 58 Bände umfassen. Der Kommentar erfüllt die skizzierten Erfordernisse in besonderer Weise. Er vermittelt die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte sowie die Quellen(lage), bietet Stellenkommentare und Selbstzeugnisse. Zur weiteren Erschließung des Werks dienen eine Bibliographie und mehrere Register. Geboten werden in dieser Ausgabe zum ersten Mal der gesicherte und dokumentierte Text und seine Lesarten. Die Basis dieser neuen Textlage besteht in der vom S. Fischer Verlag in jüngster Zeit erworbenen Sammlung der Erstausgaben und Erstdrucke der Werke Thomas Manns von *Georg Potempa*, Verfasser der für

die Forschung grundlegenden „Thomas Mann Bibliographie“, die den Herausgebern als Material-Thesaurus zur Verfügung steht.

Die Ausgabe gliedert sich in drei Abteilungen:

Abteilung I *Werke*

Abteilung II *Briefe*

Abteilung III *Tagebücher*.

Die Große kommentierte Frankfurter Ausgabe wird im Jahre 2000 mit

Band 1 *Buddenbrooks*

Band 14 *Essays I*

Band 21 *Briefe I*

beginnen.

Die Ausgabe der Werke wird 20 Text- und 20 Kommentarbände umfassen. Textband und Kommentarband werden gleichzeitig erscheinen.

Die Bände und ihre Herausgeber sind:

Band 1 *Buddenbrooks*

Eckhard Heftrich

Band 2 *Erzählungen I*

Terence J. Reed

Band 3 *Fiorenza*

Eckhard Heftrich

Band 4 *Königliche Hoheit*

Heinrich Detering

Band 5 *Der Zauberberg*

Michael Neumann

Band 6 *Erzählungen II*

Hans R. Vaget

Band 7 *Joseph und seine Brüder I*

Jan Assmann, Dieter Borchmeyer, Wolf-Daniel Hartwich

Band 8 *Joseph und seine Brüder II*

Jan Assmann, Dieter Borchmeyer, Wolf-Daniel Hartwich

Band 9 *Lotte in Weimar*

Werner Frizen

Band 10 *Doktor Faustus*

Ruprecht Wimmer

Band 11 *Der Erwählte*

Ruprecht Wimmer

Band 12 *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*

Thomas Sprecher

Band 13 *Betrachtungen eines Unpolitischen*

Hermann Kurzke

- Band 14 *Essays I*
Heinrich Detering
- Band 15 *Essays II*
Hermann Kurzke
- Band 16 *Essays III*
Terence J. Reed
- Band 17 *Essays IV*
Jens Rieckmann
- Band 18 *Essays V*
Hans R. Vaget
- Band 19 *Essays VI*
Herbert Lehnert
- Band 20 *Essays VII*
Klaus Bohnen

Die Herausgeber sind:

Dr. Jan Assmann, Professor für Ägyptologie an der Universität Heidelberg

Dr. Klaus Bohnen, Professor für Deutsche Literatur an der Aalborg University, Aalborg/Dänemark

Dr. Dieter Borchmeyer, Professor für Deutsche Literatur an der Universität Heidelberg

Dr. Heinrich Detering, Professor für Deutsche Literatur an der Universität Kiel

Dr. phil. Werner Fritzen, Köln

Dr. phil. Wolf-Daniel Hartwich, Universität Heidelberg

Dr. Dr. h.c. Eckhard Heftrich, em. Professor für Deutsche Literatur an der Universität Münster

Dr. Hermann Kurzke, Professor für Deutsche Literatur an der Universität Mainz

Dr. Herbert Lehnert, em. Professor für Deutsche Literatur der University of California, Irvine, CA./USA

Dr. Michael Neumann, Professor für Deutsche Literatur an der Katholischen Universität Eichstätt

Dr. Terence J. Reed, Professor für Deutsche Literatur an der University of Oxford, Oxford/Großbritannien

Dr. Jens Rieckmann, Professor für Deutsche Literatur an der University of California, Irvine, CA./USA

Dr. Thomas Sprecher, Leiter des Thomas-Mann-Archivs der ETH Zürich, Zürich/Schweiz

Dr. Hans R. Vaget, Professor für Deutsche Literatur am Smith College in Northampton, Mass./USA

Dr. Ruprecht Wimmer, Professor für Deutsche Literatur an der Katholischen Universität Eichstätt

Die Ausgabe der Briefe wird herausgegeben von Thomas Sprecher in Zusammenarbeit mit dem Thomas-Mann-Archiv, Zürich. Sie soll in 8 Bänden erscheinen, die jeweils Text und Apparat zusammenfassen. Die Briefe werden anhand der Handschriften neu ediert und mit Anmerkungen versehen.

Zunächst konzentriert sich die editorische Arbeit auf die *Werke* und *Briefe*, die *Tagebücher* werden den Abschluß bilden.

Der S. Fischer Verlag ist stolz und glücklich, mit dieser großen editorischen Unternehmung dem Werk Thomas Manns den Weg in das 21. Jahrhundert bereiten zu können.

Siglenverzeichnis

- [Band, Seite] Thomas Mann: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, 2. Aufl., Frankfurt/Main: S. Fischer 1974.
- Ess I-V Thomas Mann: Essays, Bd. 1-5, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt/Main: S. Fischer 1993-1996.
- Notb I-II Thomas Mann: Notizbücher 1-6 und 7-14, hrsg. von Hans Wysliling und Yvonne Schmidlin, Frankfurt/Main: S. Fischer 1991-1992.
- Tb, [Datum] Thomas Mann: Tagebücher. 1918-1921, 1933-1934, 1935-1936, 1937-1939, 1940-1943, hrsg. von Peter de Mendelssohn, 1944-1.4.1946, 28.5.1946-31.12.1948, 1949-1950, 1951-1952, 1953-1955, hrsg. von Inge Jens, Frankfurt/Main: S. Fischer 1977-1995.
- Reg I-V Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register, Bd. 1-5, hrsg. von Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer, Frankfurt/Main: S. Fischer 1976-1987.
- Br I-III Thomas Mann: Briefe 1889-1936, 1937-1947, 1948-1955 und Nachlese, hrsg. von Erika Mann, Frankfurt/Main: S. Fischer 1962-1965.
- BrA Thomas Mann: Briefe an Paul Amann 1915-1952, hrsg. von Herbert Wegener, Lübeck: Max Schmidt-Römhild 1959, (= Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Lübeck; Neue Reihe, Bd. 3).
- BrAEM Thomas Mann – Agnes E. Meyer. Briefwechsel 1937-1955, hrsg. von Hans Rudolf Vaget, Frankfurt/Main: S. Fischer 1992.
- BrAu Thomas Mann: Briefwechsel mit Autoren, hrsg. von Hans Wysliling, Frankfurt/Main: S. Fischer 1988.
- BrB Thomas Mann an Ernst Bertram. Briefe aus den Jahren 1910-1955, hrsg. von Inge Jens, Pfullingen: Neske 1960.
- BrBF Thomas Mann: Briefwechsel mit seinem Verleger Gottfried Ber-

- mann Fischer, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt/Main: S. Fischer 1973.
- BrFae Thomas Mann – Robert Faesi. Briefwechsel, hrsg. von Robert Faesi, Zürich: Atlantis 1962.
- BrGr Thomas Mann: Briefe an Otto Grautoff 1894-1901 und Ida Boy-Ed 1903-1928, hrsg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt/Main: S. Fischer 1975.
- BrHM Thomas Mann – Heinrich Mann. Briefwechsel 1900-1949, hrsg. von Hans Wysling, 3., erweiterte Ausg., Frankfurt/Main: S. Fischer 1995 (= Fischer Taschenbücher, Bd. 12297).
- DüD I-III Dichter über ihre Dichtungen, Bd. 14/I-III: Thomas Mann, hrsg. von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Fischer, München: Heimeran; Frankfurt/Main: S. Fischer 1975-1981.
- TM Hb Thomas-Mann-Handbuch, 2. Aufl., hrsg. von Helmut Koopmann, Stuttgart: Kröner 1995.
- TM Jb Thomas Mann Jahrbuch 1 (1988) –, hrsg. von Eckhard Heftrich und Hans Wysling, seit 7 (1994) hrsg. von Eckhard Heftrich und Thomas Sprecher, Frankfurt/Main: Klostermann.
- TMS Thomas-Mann-Studien 1 (1967) –, hrsg. vom Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Bern/München: Francke, ab 9 (1991) Frankfurt/Main: Klostermann.
- BITMG Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich 1 (1958) –, Zürich.
- Mp Materialien des Thomas-Mann-Archivs der ETH Zürich.
- TMA Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich.

Thomas Mann: Werkregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf die Anmerkungen.

- Altes und Neues 13
An die japanische Jugend. Eine Goethe-Studie 127
Ein ausgeschiedenes Kapitel aus ‚Felix Krull‘ 163
Der Bajazzo 25
[Bekennnis zum Sozialismus] 174, 184
Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull 13-16, 22-25, 38, 50, 149-165, 187, 196
Betrachtungen eines Unpolitischen 31, 48, 83-104, 144 f., 168, 170 f., 208
Die Betrogene 13-23, 157
Briefwechsel und Briefadressaten
– Theodor W. Adorno 250 f.
– Alfred Andersch 209
– Paul Amann 160
– Gottfried Bermann Fischer 62, 64
– Ernst Bertram 237, 245
– Martin Donndorf 244
– Kuno Fiedler 158, 165
– Siegmund Freund 219.
– André Gide 61
– Otto Grautoff 204
– Hermann Hesse 12
– Erich von Kahler 250
– Karl Kerényi 120 f.
– Eduard Korrodi 173
– Helen T. Lowe-Porter 194 f.
– Erika Mann 23, 49
– Heinrich Mann 43, 47, 53, 57, 63, 150
– Lavinia Mazzucchetti 250
– Agnes E. Meyer 117, 221
– Julius Petersen 242 f., 245
– Redaktion Svenska Dagbladet 211
– Reichsinnenminister 54
– René Schickele 54
– Arthur Schnitzler 134
– Oskar Seidlin 157
– Carl Maria Weber 157
– Philipp Witkop 250
– Universität Bonn 172
Buddenbrooks 12, 31 f., 37 f., 40, 42 f., 144, 171, 188, 191, 196
Deutsche Ansprache. Ein Appell an die Vernunft 167, 172, 174, 180, 183 f.
Deutschland und die Demokratie. Die Notwendigkeit der Verständigung mit dem Westen 174, 179
Doktor Faustus 12 f., 15, 18, 21, 39, 44-46, 48, 50, 57, 60, 129, 131, 161, 187-202, 205, 222
Einführung in den ‚Zauberberg‘. Für Studenten der Universität Princeton 133 f., 143
Die Einheit des Menschengesistes 80, 119
Die Entstehung des ‚Doktor Faustus‘ 79, 188, 191 f., 200, 254

- Die Erotik Michelangelo's 159 f.
Der Erwählte 14, 161
- Freud und die Zukunft 80, 119
- Gedanken im Kriege 170
[Die geistigen Tendenzen des heutigen Deutschlands] 116, 170
Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters 125, 128, 173, 176, 237, 240
Goethe und Tolstoi. Fragmente zum Problem der Humanität 116, 122, 173 f., 179, 212
Goethe's Laufbahn als Schriftsteller 173, 176 f., 238-240, 242 f., 245
- Joseph und seine Brüder 11, 38, 50, 53 f., 56, 58, 63 f., 67-82, 105-111, 117, 121, 161, 187
Der junge Joseph 150
Joseph und seine Brüder. Ein Vortrag 105
- Königliche Hoheit 46-48
Der kleine Herr Friedemann 46
Kleists ‚Amphytrion‘. Eine Wiedereroberung 123
Der Künstler und die Gesellschaft 92
Kultur und Politik 173
Kultur und Sozialismus 87
- Lebensabriß 40
Leiden und Größe der Meister 62, 65, 217
Leiden und Größe Richard Wagners 172
Lotte in Weimar 113-132, 177, 196
- Mario und der Zauberer. Ein tragisches Reiseerlebnis 25, 48-50
Meerfahrt mit ‚Don Quijote‘ 53-65
Meine Goethereise 121
München als Kulturzentrum 174, 180
- Nietzsche's Philosophie im Lichte unserer Erfahrung 222
Notizbücher 37, 118, 191, 204, 234
- [On myself] 121
- Phantasie über Goethe 126
August von Platen 158 f.
- Rede über Lessing 117, 173, 175
Reisebericht 246
[Rückkehr] 16
Russische Anthologie 91, 116
- [‚Die schönsten Erzählungen der Welt‘. Geleitwort] 25
Schwere Stunde 130
Bernard Shaw 14, 22
Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte 168, 173, 176
- Tagebücher 12, 14, 16, 20, 22, 25, 38, 47, 53, 56, 57, 58, 59-63, 149-165, 174, 188 f., 191 f., 194 f., 204, 207 f., 212-235, 250
Der Tod in Venedig 12, 19, 42, 44, 46, 48, 81, 149, 159, 187
Tonio Kröger 16, 46 f.
- Über eine Szene von Wedekind 41
Über Goethe's ‚Faust‘ 130
Unordnung und frühes Leid 48
- Versuch über Schiller 15, 23 f., 38
Versuch über Tschechow 14, 50
Die Vertauschten Köpfe 41
Von deutscher Republik. Gerhart Hauptmann zum sechzigsten Geburtstag 88 f., 100, 103, 171 f., 174, 177, 240
Was wir verlangen müssen 174, 183
Die Wiedergeburt der Anständigkeit 167, 174, 182
- Der Zauberberg 12, 21, 50, 81, 85, 108, 133-148, 161 f., 250-252, 258
[Zu Friedrich Eberts Tod] 100
Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs 173, 175
Zur jüdischen Frage 174, 177

Personenregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf die Anmerkungen.

- Adam, Wolfgang
Einhundert Jahre Euphorion 246
- Adenauer, Konrad 24, 28
- Adorno, Theodor W. 192, 195, 200
- Aichinger, Ilse
Der Gefesselte 14
- Alexander von Makedonien (der Große)
119
- Amstein, Dr. (Assistenzarzt) 228, 250 f.,
259
- Andersch, Alfred 209
Die Kirschen der Freiheit 208
Mit den Augen des Westens 208
- Anonym
Die Goethe-Medaille des Reichspräsi-
denten zum ersten Male verliehen.
245
Nibelungenlied 37, 39
Thomas Mann über Goethe 240
Was geschieht dagegen? 239
- Aristoteles 95, 97
- Bade, James N.
„Die Betrogene“ aus neuer Sicht 157,
161 f.
- Balsler, Ewald 235
- Balzac, Honoré de 208
Der Landarzt 207
- Bartels, Adolf
Das Goethejahr 1932 238
- Barth, Hans 230
- Beckett, Samuel 13, 22 f.
- Beethoven, Ludwig van 192, 201
- Beißner, Friedrich
Hölderlin 201
- Benedek, Laslo 235
- Berger, Willy R.
Die mythologischen Motive in Tho-
mas Manns Roman „Joseph und seine
Brüder“ 105, 107, 110
Thomas Mann und die antike Litera-
tur 105, 107-110
- Bergmann, Alfred
Goethe in Frankfurt am Main 1815
241
- Bergsten, Gunilla
Thomas Manns „Doktor Faustus“
193
- Bermann, Gottfried 62 f., 189
- Bertram, Ernst 171, 216
Goethe. Gesang und Gesetz 122, 125
Nietzsche. Versuch einer Mythologie
115 f.
- Bielschowsky, Albert
Goethe. Sein Leben und seine Werke
120
- Billerbeck, Margarete 105
- Blechner, Heinrich
Thomas Mann 230
- Bloch, Adèle
The archetypical influences in Thomas
Mann's „Joseph and his brothers“ 106

- Blücher, Gebhard Leberecht Fürst 114
 Blume, Bernhard 218
 Boden, Petra
 Julius Petersen 246
 Der Germanist Julius Petersen 243
 Boehlich, Walter
 „Altes und Neues“ von Thomas Mann 13
 Zu spät und zu wenig 169
 Böhm, Karl Werner
 Zwischen Selbstzucht und Verlangen 43-45, 151, 162
 Bogdal, Klaus Michael
 Akteure literarischer Kommunikation 118
 Bollenbeck, Georg
 Resistenz und Rhetorik 168
 Bollinger, Alfred 249
 Borchmeyer, Dieter
 Höfische Gesellschaft und Französische Revolution 92, 94
 Rhetorische und ästhetische Revolutionskritik 101
 Bracher, Karl Dietrich
 The German Dictatorship 181, 184
 Brandes, Georg
 Die romantische Schule in Frankreich 37
 Brandt, Willy 33, 224
 Braun, Otto 183
 Brecht, Bertolt 11, 32, 174
 Brenner, Hildegard
 Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus 183
 Brentano, Clemens 190, 195
 Breuer, Stefan
 Anatomie der Konservativen Revolution 90
 Ein Mann der Rechten? 104
 Broch, Hermann
 Tod des Vergil 193
 Brod, Max 233
 Broszat, Martin
 Der Staat Hitlers 180
 Brown, Thomas 217
 Bruck, Moeller van den 89
 Büchner, Georg 188
 Dantons Tod 102
 Bullock, Alan
 Hitler 184
 Burke, Edmund 83
 Reflections on the Revolution in France 92-97
 Burkert, Walter
 Griechische Religion der archaischen und klassischen Epoche 108
 Wilder Ursprung. Opferritual und Mythos bei den Griechen 139
 Carlyle, Thomas 128
 Carossa, Hans 118
 Caspary, Adolf 215 f.
 Cássola, Filippo
 Inni omerici 108
 Cavaliere, Tommaso de' 157
 Cervantes, Miguel de
 Don Quijote 53, 55 f.
 Chevillotte, Paul 228
 Colenbrander, Herman 249, 259
 Collet, Helga
 Das Konvolut zu Thomas Manns Roman „Lotte in Weimar“ 123
 Conrad, Joseph 155
 Daniels, Karlheinz
 Über die Sprache 62
 D'Annunzio, Gabriele 103
 Dante Alighieri 188, 193
 Deetjen, Werner
 Goethe und das Weimarer Bibliotheksgebäude 241
 De Man, Hendrik 167
 Derais, François
 L'Envers du Journal de Gide 155
 Derks, Paul
 Die Schande der heiligen Päderastie 157, 158
 Diederichs, Eugen 183
 Dierks, Manfred
 Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann 107 f., 110 f., 131
 Dijksterhuis, Eduard J. 223
 Dilthey, Wilhelm
 Das Erlebnis und die Dichtung 136, 137

- Donndorf, Martin 241, 242
 Dostojewski, Fedor Michailowitsch 221
 Duhamel (französischer Minister) 220
 Ebert, Friedrich 100
 Eckermann, Johann P. 190
 Ehrenberg, Paul 43-46, 150
 Eibl, Hans 242
 Eichendorff, Joseph von
 Ahnung und Gegenwart 135
 Einstein, Albert 177, 217 ff., 257
 Einstein-Winteler, Maja 217 f.
 Eisner, Kurt 100
 Ellis, Havelock
 Studies in the Psychology of Sex 157
 Enzler, Markus A.
 Strategien gegen die tödliche Gefahr des Bauchaorten-Aneurysmas 253, 257 f.
 Epstein, Klaus
 The Genesis of German Conservatism 89 f.
 Esselier, André-Ferdinand 249 f., 259
 Euripides
 Bakchen 49
 Farinelli, Arturo 242
 Feuchtwanger, Lion 162
 Ficino, Marsilio 164
 Fielding, Henry
 Tom Jones 136 f.
 Fink, Fritz
 Aus der Geschichte alter Weimarer Geschäfte 241
 Fischer, Bernhard
 Der Germanist Julius Petersen 243
 Fischer, Samuel 62
 Fish, Hamilton 219
 Fontane, Theodor 11, 155
 Fränkel, Jonas 232
 Franz Joseph I., Kaiser von Österreich 227
 Freeman, Thomas
 Hans Henny Jahnn 230
 Freud, Siegmund 169, 176
 Massenpsychologie und Ich-Analyse 48 f.
 Frick, Wilhelm 182 f., 238
 Frizen, Werner 116
 Zaubertrank der Metaphysik 147
 Fussenegger, Gertrud 224 f.
 Galvan, Elisabeth
 Zur Bachofen-Rezeption in Thomas Manns „Joseph“-Roman 106
 Gay, John 230
 Gedin, Lena 233
 Gennep, Arnold van
 Riten des Übergangs 138
 Gentz, Friedrich von 92 f.
 George, Stefan 104, 122, 157, 164, 182, 188
 Gerigk, Horst-Jürgen
 Turgenjew unterwegs zum Zauberberg 20
 Gide, André 60, 165, 221
 Journal 1942-1949 155
 Giese, Therese 235
 Gillespie, Gerald
 Artists, Ephebes and Brownshirts 168
 The Ways of Hermes in the Works of Thomas Mann 107
 Glaeser, Günter
 Bert Brecht 174
 Goebbels, Joseph 173
 Göring, Hermann 34, 183
 Goethe, August 113
 Goethe, Johann Wolfgang 12, 14, 29, 65, 84, 92, 113-132, 155, 169, 177, 179, 181, 190, 208, 237-247
 Dichtung und Wahrheit 119 f.
 Egmont 126, 245
 Faust 12, 110, 127
 Iphigenie 147
 Die Leiden des jungen Werther 114
 Die Natürliche Tochter 16
 Novelle 207
 Wilhelm Meisters Lehrjahre 133-148
 Wilhelm Meisters theatralische Sendung 137
 Wilhelm Meisters Wanderjahre 190

- Goldberg, Oskar 216
 Gordan, Paulus 221
 Gottwald, Klement 226
 Grass, Günter
 Fremde als andauernde Erfahrung 67 ff., 72
 Unkenrufe 69
 Zunge zeigen 67
 Graves, Robert Ranke 231
 Grimm, Alfred
 Osarsiph, Joseph-Metamorphosen con variazioni 105
 Grimmelshausen, Johann Jakob Christoffel von
 Simplicissimus 198 f.
 Gründgens, Gustav 33
 Günther, Hans F. K. 183
 Gundolf, Friedrich
 Rede zu Goethes hundertstem Todestag 122, 125
 Haecker, Theodor 170
 Die politischen Morde 167
 Härle, Gerhard
 Simulation der Wahrheit 164 f.
 Hafis 120
 Haider, Hans 219
 Halsmann, Philipp 219 f.
 Hamburger, Käthe
 Thomas Manns biblisches Werk 107, 110
 Hamsun, Knut 182, 221
 Hansen, Volkmar 227
 Ein unbekanntes Rezeptionsdokument zu Thomas Manns Faust-Roman 222
 Frage und Antwort 170
 Thomas Manns Heine-Rezeption 124
 Hardenberg, Karl August Fürst von 98
 Harpprecht, Klaus
 Thomas Mann. Eine Biographie 54, 83
 Hartung, Hugo 232
 Hatfield, Henry
 Myth versus Secularism 107
 Hauptmann, Gerhart 117 f., 189, 211, 221, 238 f.
 Hedinger, Christoph 249, 254 f., 260
 Heftrich, Eckhart 105
 Der Bruderzwist und die Revolution 91
 Geträumte Taten 75, 79, 107, 110 f.
 Joseph und seine Brüder 107
 Künstlerfreiheit und Gewissensnot 168
 Lotte in Weimar 123, 131
 Mythos – Typus – Psychologie 107
 Vom Verfall zur Apokalypse 145
 Zauberbergmusik 85, 134, 139, 147
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 136
 Heiber, Helmut
 Die Republik von Weimar 178
 Heine, Gert
 Frage und Antwort 170
 Heine, Heinrich
 Die Romantische Schule 123
 Heitz, Philipp U. 249
 Hennig, Arno 215
 Henrich, Dieter 95
 Hentig, Hans von 217
 Herder, Johann Gottfried von 114, 136 ff.
 Herz, Ida 217
 Hesse, Hermann 12, 59, 224 f.
 Hettner, Hermann 135
 Heuser, Klaus 150, 233
 Heuser, Mira 233
 Heuser, Werner 233
 Heuß, Alfred 183
 Heydrich, Reinhard 173, 218
 Hillard, Gustav
 Herren und Narren der Welt 234
 Thomas Manns Mythenspiel 106
 Himmler, Heinrich 172, 173
 Hindenburg, Paul von 183
 Hirschbach, Frank D. 226
 Hitchcock, Alfred 230
 Hitler, Adolf 29, 32, 71, 82, 170, 174, 180, 182 ff.
 Hölderlin, Friedrich 179
 Socrates und Alcibiades 157
 Hörisch, Jochen

- Gott, Geld und Glück 133
Hofmannsthal, Hugo von 118, 164
Holthusen, Hans Egon
 Sartre in Stammheim 100, 102
 Welt ohne Transzendenz 225, 232 f.
Homer
 Odyssee 105-111
Hübinger, Paul Egon
 Thomas Mann, die Universität Bonn
 und die Zeitgeschichte 167, 171 f.
Huch, Ricarda 169, 175
Huchel, Peter
 Sinn und Form 50
Hughes, Howard 222
Humboldt, Karl Wilhelm Freiherr von
 136

Ibel, Rudolf 182
Immermann, Karl Leberecht
 Die Epigonen 135

Jahn, Hans Henny 230
James, Henry
 Daisy Miller 19
Jens, Inge 162, 191, 199, 207
 Dichter zwischen rechts und links
 175
 Vorwort zu den Tagebüchern 152
Jens, Walter
 Der Gott der Diebe und sein Dichter
 107 f.
Jeremias, Alfred
 Das Alte Testament im Lichte des Al-
 ten Orients 80
Jesus von Nazareth 113-132
Johst, Hanns 171
Joseph, Albrecht 194
Jünger, Ernst 60, 89
Jung, Carl Gustav
 Das göttliche Kind 110
 Der göttliche Schelm 234

Kafka, Franz 188
Kahn, Hilde 194 f.
Kaiser, Joachim 232
Kant, Immanuel 99
Kautsky, Karl 223

Keaton, Buster 229
Keller, Gottfried
 Der grüne Heinrich 135, 137
Kerényi, Karl
 Das göttliche Kind 110
 Der göttliche Schelm 234
Kesten, Hermann 233
Kestner, Charlotte 113
Kierkegaard, Søren
 Entweder – Oder 200
Klages, Ludwig 182
Kleist, Heinrich von
 Amphitryon 123
Kleopatra 119
Klostermann, Cristina 203, 206
Kluckhohn, Paul
 Goethe und die jungen Generationen
 125
Knopf, Alfred 54
Knott, Frederick
 Dial for Murder 230
Koeppen, Wolfgang
 Beschwörung der schweren Stunde
 64 f.
Kolbe, Jürgen
 Heller Zauber 100 f., 172
Kondylis, Panajotis
 Konservatismus 90 f.
Konta, Robert 223
Koopmann, Helmut
 Thomas-Mann-Handbuch 88
 Der klassisch-moderne Roman in
 Deutschland 133
Korff, Hermann August
 Der Geist der Goethezeit 120 f.
 Goethes deutsche Sendung 121
Krahl, Hilde 235
Kristiansen, Borge
 Thomas Manns „Zauberberg“ und
 Schopenhauers Metaphysik 133
Krüll, Marianne
 Im Netz der Zauberer 35
Kuby, Erich 229
Kuhn, Dieter
 Kommentiertes Handbuch zu Arno
 Schmidts Kurzroman „Aus dem Le-
 ben eines Fauns“ 208, 231 f.

- Kurzke, Hermann
 Auf der Suche nach der verlorenen Irrationalität 88
 Betrachtungen eines Unpolitischen 85, 88, 103
 „Bruder“ Hitler 168
 Dichtung und Politik im Werk Thomas Manns von 1914-1955 168
 Die politische Essayistik 88, 91
 Romantik und Konservatismus 93
 Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung 88, 93, 134
 Thomas Mann-Forschung 1969-1976 133 f.
- Laage, Karl Ernst
 Turgenjew-Zitate bei Thomas Mann 20
- Langen, August 215 f.
- Lehnert, Herbert 173
 Das Chaos und die Zivilisation, das Exil und die Fiktion 53, 63
 Nihilismus der Menschenfreundlichkeit 173
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 136
- Lessing, Gotthold Ephraim 137, 169, 175 f.
- Leutheuß, Richard 243, 244
- Lion, Ferdinand 207, 216, 231
- Litzmann, Ernst 171
- Löffler, Wilhelm 250-252, 254-256, 259
- Löwenstein, Karl 218
- Lowe-Porter, Helen T. 189, 195, 227
- Lukács, Georg 79, 85
 Thomas Mann 133
- Luther, Martin 239
- Maar, Michael
 Geister und Kunst 146
- Macpherson, James
 Ossian 114
- Mandelkow, Robert
 Der proteische Dichter 124
- Mann, Erika 29 f., 32 f., 153, 155, 162 f., 165, 173, 189 f., 194, 200, 203, 205
 Das letzte Jahr 250 f., 255 f.
 Mein Vater der Zauberer 38
- Mann, Frido 27-35
- Mann, Golo 33, 203, 205
 Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts 33
 Friedrich von Gentz 93
- Mann, Heinrich 27-32, 35, 87, 92, 99, 172
 Abdankung 41-44, 46-49
 Zola 100
 Zwischen den Rassen 32
- Mann, Julia (da Silva-Bruhns) 27, 30-32, 35
- Mann, Katia 29 f., 32, 44 f., 47, 59, 187, 195, 203, 205, 249, 255
- Mann, Klaus 29, 32 f., 173, 205
 Mephisto 33
 Der Wendepunkt 32 f.
- Mann, Nelly 30
- Mann, Thomas Johann Heinrich 31
- Mann, Tonio 33
- Mann-Borgese, Elisabeth 48, 249, 254
- Martens, Armin 150
- Matheson, Wilhelm 229
- Mattenkloß, Gert
 Bilderdienst 164
- Mayer, Hans
 Buch des Anfangs 107
 Thomas Mann 133
- McCarthy, Joseph 30, 71
- Melville, Herman 25
- Mendelssohn, Peter de 57, 191, 213, 219
 Nachbemerkungen des Herausgebers 57, 237 f., 245
 Der Zauberer 203-206
- Metternich, Klemens Wenzel Fürst 114
- Meyer, Conrad Ferdinand 233
- Meyer, Hermann
 Zum Problem der epischen Integration 133
- Michelangelo (Buonarrotti) 150, 156 f., 164
- Michels, Volker 223, 225
- Mörike, Eduard
 Maler Nolten 135
- Möser, Justus 92
- Molo, Walter von 238
- Müller, Adam 97

- Elemente der Staatskunst 93
 Müller, Thomas
 Die Poetik der Philosophie 85
 Müller, Friedrich von 124
 Mulder, Jacob 249 f., 252, 259
 Musil, Robert 188
 Verwirrungen des Zöglings Törleß 48
 Mussolini, Benito 171
 Muth, Carl 167

 Nabholz-Oberlin, Margarethe
 Der Josephroman in der deutschen Li-
 teratur von Grimmelshausen bis Tho-
 mas Mann 107
 Naef, Anita 206
 Napoleon I., Kaiser von Frankreich
 114, 119, 178
 Neliba, Günter
 Wilhelm Frick und Thüringen als Ex-
 perimentierfeld für die nationalsoziali-
 stische Machtergreifung 238
 Neumann, Michael
 Roman und Ritus 137
 Nietzsche, Friedrich 11, 72, 83, 85, 104,
 115 f., 179-182, 184, 191, 221, 239
 Ecce Homo 86
 Nilsson, Martin P.
 Geschichte der griechischen Religion
 108
 Nin, Anais 60
 Novalis (Friedrich Leopold Freiherr von
 Hardenberg) 178
 Heinrich von Ofterdingen 135

 Ohl, Hubert
 Riemers Goethe. Zu Thomas Manns
 Goethebild 129
 Olberg, Paul 223
 Ossietzky, Carl von 224
 Ossietzky, Maud von 224
 Otto, Walter F.
 Die Götter Griechenlands 108, 110

 Painlevé, Paul 219
 Papen, Franz von 183 f.
 Pascal, Roy
 The German Novel 133

 Paul, Jean
 Titan 135
 Petersen, Julius 237, 241-246
 Erdentage und Ewigkeit 121
 Goethe als Gestalter 125
 Goethe im Nachruf 243
 Goethe und England 241
 Pfister, Otto 214
 Pikulik, Lothar
 Joseph vor Pharao 107
 Platen, August von 65, 151 f., 159, 165
 Sonette an Freunde 158
 Plato 95, 164
 Poincaré, Raymond 179
 Poliziano, Angelo 233 f.
 Pommer, Erich 235
 Prévost d'Exiles, Antoine François
 Manon Lescaut 119 f.

 Radbruch, Gustav 215
 Radin, Paul
 Der göttliche Schelm 234
 Rambaud, Henri
 L'Envers du Journal de Gide 155
 Ranke, Leopold von 231
 Raphaelson, Samson
 Hilda Crane 230
 Rathenau, Walter 171, 174, 177 f., 180
 Ravel, Maurice 220
 Reed, Terence J.
 Thomas Mann. The Uses of Tradition
 133, 171
 Rehberg, August Wilhelm 97
 Über den deutschen Adel 98
 Reiss, Hans Siegbert 93, 234
 Möser, Goethe und die Aufklärung 92
 Thomas Mann und Novalis 93
 Renner, Rolf Günther
 Repräsentanz und Selbstprüfung 118
 Richter, Bernt 230
 Der Mythos-Begriff Thomas Manns
 und das Menschenbild der Josephsro-
 mane 106
 Rieckmann, Jens
 Hugo von Hofmannsthal und Stefan
 George 164
 Riemer, Friedrich Wilhelm 113, 124

- Riess, Curt
Auch du, Caesar 161
- Rohr Scaff, S.
The Dialectic of Myth and History 107
- Roosevelt, Franklin Delano 71
- Rosenberg, Alfred 183
- Rothenberg, Jürgen
Der göttliche Mittler 107
- Rousseau, Jean Jaques 100
Emile 136 f.
- Rüegg, August 233
- Rühmkorf, Peter 60
- Russell, Edward Frederick Langley 234 f.
- Rychner, Max
Thomas Mann und die Politik 209
- Salomon, Franco 249
- Scharfschwerdt, Jürgen
Thomas Mann und der deutsche Bildungsroman 133
- Scheffele, Eberhard
Die „Joseph“-Romane im Licht heutiger Mythos-Diskussion 107
- Schiller, Friedrich 29, 130
Briefe über Don Carlos 101 f.
Demetrius 38, 41
Don Carlos 101
Über die ästhetische Erziehung des Menschen 84
Über naive und sentimentalische Dichtung 84
- Schings, Hans-Jürgen
Die Brüder des Marquis Posa 101
- Schirnding, Albert von 203 f.
Dionysos und sein Widersacher 107
- Schlegel, Friedrich 175
Geschichte der alten und neuen Literatur 124
Kritische Schriften 15
- Schlemmer, Oskar 183
- Schlosser, Johann Georg 138
- Schmid, Karl 228
- Schmidlin, Yvonne
Notizbücher 191, 204, 234
- Schmidt, Arno 207-210, 231
Aus dem Leben eines Fauns 207 f.
Berechnungen I 209
Briefwechsel mit Alfred Andersch 209
Seelenlandschaft mit Pocahontas 209
- Schneider, Franz
Das Rechts- und Staatsdenken Edmund Burkes 97
- Schnorr von Carolsfeld, Julius 37
- Schönberg, Arnold 189
- Schopenhauer, Adele 113
- Schopenhauer, Arthur 37, 83 f., 135, 181
Metaphysik der Geschlechtsliebe 39 f.
Die Welt als Wille und Vorstellung 40 f., 49
- Schröter, Klaus
Thomas Mann im Urteil seiner Zeit 87, 167
- Schulze-Naumburg, Paul 183
- Seidlin, Oskar 157
- Sementovsky-Kurile, Nikolaus
Astrologische Gesetze 227
- Senger, Alexander von 183
- Shaftesbury, Anthony Ashley-Cooper, Earl of 123
- Shakespeare, William 51, 84
Julius Caesar 77 f.
- Shaw, George Bernard 14
- Siefken, Hinrich
Der Essayist Thomas Mann 168
Goethe „spricht“ 126
The Goethe centenary of 1932 and Thomas Manns „Lotte in Weimar“ 173
Thomas Manns Wagner Essay of 1933: un-German art? 172
Thomas Manns Essay „Bruder Hitler“ 168
Thomas Mann. Goethe – „Ideal der Deutschheit“ 127, 168
Thomas Mann und Theodor Haecker 167
- Singer, Samuel
Thomas von Britannien und Gottfried von Straßburg 222
- Slánsky, Rudolf 226

- Sontheimer, Kurt
 Thomas Mann und die Deutschen 167
- Spann, Othmar 183
- Spengler, Oswald 89, 178
- Spitteler, Carl 232
- Spucher, Thomas 105, 191, 214
- Stein, Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum 89, 97 f.
- Stein, Charlotte von 138
- Stenzel, Burghard 238
- Stern, Richard 227
- Stifter, Adalbert
 Bergkristall 228
- Storm, Theodor 65
- Strauß, Franz Josef 33
- Strauss, Richard 220
- Strauss Clay, Jenny
 The Politics of Olympus 110
- Stresemann, Gustav 180
- Strich, Fritz 242
- Strindberg, August 84
- Suhrkamp, Peter 62, 189
- Swales, Martin
 The Story and the Hero 133
- Taylor, Alan J. P. 227
- Tieck, Ludwig
 Franz Sternbalds Wanderungen 135
- Timpe, Willri 150, 152
- Tocqueville, Alexis de 96
 L'ancien Régime et la Révolution 95
- Tolstoi, Leo Nikolajewitsch Graf 155
- Torre, Salvador de la
 25 Minutos con Thomas Mann 226
- Tracey, Donald R.
 Der Aufstieg der NSDAP bis 1930 238
- Trede, Ingve Jan Vincent 230
- Trapp, Henry 227
- Trebitsch, Antoinette 156
- Trebitsch, Siegfried 156, 165
- Troeltsch, Ernst 179
- Tschechow, Anton 51
- Turgenjew, Iwan 20-22
 Ein Adelsnest 20
 Faust 20
- König Lear der Steppe 20
- Rauch 20
- Rudin 20
- Tagebuch eines Überflüssigen 22
- Väter und Söhne 20
- Uehlingers, Erwin 254
- Vaget, Hans Rudolf
 Musik in München 172
- Valéry, Paul
 Rede zu Ehren Goethes 125
- Vidal, Gore
 The City and the Pillar 155, 161 f.
- Voigts, Manfred 216
- Voss, Lieselotte
 Die Entstehung von Thomas Manns Roman „Doktor Faustus“ 193
- Voßkamp, Wilhelm
 Gattungen als literarisch-soziale Institutionen 136
- Wagner, Richard 81, 83, 155, 181
 Lohengrin 21
 Parsifal 77
 Rheingold 88
 Der Ring des Nibelungen 73, 81 f., 87
 Tristan und Isolde 38-42, 79, 146
 Walküre 190
- Walter, Bruno 192
- Walter, Hilde 224
- Wassermann, Jacob 219
- Weber, Max
 Politik als Beruf 100
- Wedekind, Frank
 Der Marquis von Keith 40 f.
- Weigall, Arthur
 Echnaton, König von Ägypten und seine Zeit 110
- Weigand, Hermann
 The Magic Mountain 133
- Weiß, Erich 223 f.
- Werbezirk, Gisela 227
- Wessell, Eva
 Nihilismus der Menschenfreundlichkeit 173
- Westermeier, Franz 149-165

- Whitman, Walt 178
 Wicki, Bernhard 235
 Wieland, Christoph Martin 92, 114, 207
 Wilde, Oscar 164
 De Profundis 131
 Willemer, Marianne 120
 Winston, Richard
 Thomas Mann. *Das Werden eines Künstlers* 43
 Winteler, Paul 218
 Wißkirchen, Hans
 Zeitgeschichte im Roman 118
 Wolf, Siegmund A.
 Deutsche Gaunersprache 229
 Woolf, Virginia 205
 Wouk, Herman
 Die Caine war ihr Schicksal 234
 Wysling, Hans 127
 Die merkwürdige Lebensbahn des Glücks- und Hermeskindes Felix Krull 107
 Mythus und Psychologie bei Thomas Mann 107
 Narzissmus und illusionäre Existenzform 107, 118, 154 f., 161, 163
 Notizbücher 191, 204, 234
 Thomas Manns *Goethe Nachfolge* 120
 Thomas Mann – *Der Unpolitische in der Politik* 168
 Der Zauberberg 134 f.
- Zäch, Alfred
 Conrad Ferdinand Meyer 201
 Zeller, Hans
 Conrad Ferdinand Meyer 201
 Ziegler, Hans Severus
 Weimar als internationaler Tummelplatz der Goethe-Woche 239
 Zilsel, Edgar
 Die gesellschaftlichen Wurzeln der romantischen Ideologie 216

Die Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Dieter Borchmeyer, Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstraße 207- 209, 69117 Heidelberg

Prof. Dr. Rüdiger Görner, Aston University, Languages & European Studies, Aston Triangle, GB-Birmingham, B4 7ET

Peter Grossardt, Tröchniweg 6, CH-8264 Eschenz

Dr. Volker Hage, „Der Spiegel“, Brandstwiete 19, 20457 Hamburg

Prof. Dr. Dr. h.c. Eckhard Heftrich, Haus Alst, 48612 Horstmar

Gert Heine, Skovkrogen 11, DK-3450 Allerød

Dr. Dr. h.c. Inge Jens, Sonnenstraße 5, 72076 Tübingen

Dieter Kuhn, Carl Scheufelen-Straße 14/1, 73275 Ohmden

Dr. Friedhelm Marx, Bergische Universität – Gesamthochschule Wuppertal, Gaußstraße 20, 42097 Wuppertal

Prof. Dr. Frido Mann, Roedererstraße 7, 37073 Göttingen

Prof. Dr. Michael Neumann, Katholische Universität Eichstätt, Ostenstraße 26-28, 85072 Eichstätt

Dr. Thomas Neumann, Gretelweg 3, 99427 Weimar

Prof. Dr. Jens Rieckmann, University of California, Department of German, USA – Irvine, California 92717

Dr. Albert von Schirnding, Harmating, 82544 Egling

Prof. Dr. Hinrich Siefken, University of Nottingham, Department of German, University Park, GB-Nottingham, NG7 2RD

Dr. Thomas Sprecher, Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Schönberggasse 15, CH-8001 Zürich

Dr. med. Ernst O. Wiethoff, Parkstraße 71, 65191 Wiesbaden

Prof. Dr. Ruprecht Wimmer, Katholische Universität Eichstätt, Ostenstraße 26-28, 85072 Eichstätt

Auswahlbibliographie 1994 – 1996

zusammengestellt von Thomas Sprecher und Katrin Bedenig

Einem oft vorgebrachten Wunsch folgend, haben sich die Herausgeber entschlossen, fortan eine kurze Bibliographie ins Jahrbuch aufzunehmen. Wer Vollständigkeit sucht, ist für die Jahre bis 1994 mit der grossen Bibliographie von Klaus W. Jonas / Helmut Koopmann, aufs beste bedient; in Zukunft werden zudem zweifellos auch elektronische Datenbanken für das Bibliographieren beigezogen werden. Bei unserer Bibliographie hingegen handelt es sich um eine Auswahl. Da abzusehen ist, dass sie auch ausserhalb des Jahrbuchs Aufmerksamkeit findet, werden die im Jahrbuch selbst erschienenen Arbeiten ebenfalls aufgenommen.

1. Primärliteratur

Thomas Mann: Achtung, Europa! 1933-1938, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt/M.: S. Fischer 1995 (= Thomas Mann Essays, Bd. 4), 461 S.

Thomas Mann: Ein Appell an die Vernunft. 1926-1933, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt/M.: S. Fischer 1994 (= Thomas Mann Essays, Bd. 3), 513 S.

Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Gelesen von Thomas Mann, hrsg. von Thomas Sprecher und Franz-Maria Sonner, München: DerHörVerlag 1996 (3 MC).

Der Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Gerhart Hauptmann. „Mit Hauptmann verband mich eine Art von Freundschaft“. Teil 1. Einführung, Briefe 1912-1924, hrsg. von Hans Wysling und Cornelia Bernini, in: Thomas Mann Jahrbuch 1993, S. 245-282.

Der Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Gerhart Hauptmann. „Mit Hauptmann verband mich eine Art von Freundschaft“. Teil 2. Briefe 1925-1935, Dokumentation und Verzeichnisse, hrsg. von Hans Wysling und Cornelia Bernini, in: Thomas Mann Jahrbuch 1994, S. 205-281.

Thomas Mann: Death in Venice. A new translation, backgrounds and contexts, criticism, hrsg. und übers. von Clayton Koelb, New York/London: Norton & Company 1994 (= Norton critical edition), 237 S.

- Thomas Mann: Deutschland und die Deutschen. 1938-1945, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt/M.: S. Fischer 1996 (= Thomas Mann Essays, Bd. 5), 464 S.
- Diplomatische Briefe. Thomas Mann an Oscar Bie, S. Fischer an Arthur Holitscher, Detlev von Liliencron an S. Fischer, S. Fischer an Oscar Bie, Moritz Heimann an S. Fischer. Für J. Hellmut Freund zum 12. September 1994, Tübingen: Gulde 1994, 30 S.
- Frank Wedekind, Thomas Mann, Heinrich Mann: Briefwechsel mit Maximilian Harden, hrsg. von Ariane Martin, Darmstadt: Häusser 1996 (= Pharus, Bd. 5), 285 S.
- Thomas Mann – Heinrich Mann: Briefwechsel 1900-1949, hrsg. von Hans Wysling, 3. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 1995 (= Fischer Taschenbuch, Bd. 12297), 608 S.
- Thomas Mann: Musik in München. Teil 3, hrsg. von Georg Potempa, in: Thomas Mann Jahrbuch 1994, S. 293-297.
- Thomas Mann: „On myself“ and other Princeton lectures. An annotated edition based on Mann's lecture typescripts, hrsg. von James N. Bade, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1996 (= Historisch-kritische Arbeiten zur deutschen Literatur, Bd. 18), 166 S.
- Thomas Mann: Tagebücher 1953-1955, hrsg. von Inge Jens, Frankfurt/M.: S. Fischer 1995, 995 S.
- Thomas Mann: „Der Tod in Venedig“, edited with introduction, notes & bibliography by Terence James Reed, 2nd edition, Bristol: Bristol Classical Press 1996, 183 S.

2. Sekundärliteratur

- Assmann, Dietrich: Thomas Mann in Finnland, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 167-180.
- Assmann, Jan: Zitathaftes Leben. Thomas Mann und die Phänomenologie der kulturellen Erinnerung, in: Thomas Mann Jahrbuch 1993, S. 133-158.
- Bade, James N.: Die Betrogene aus neuer Sicht. Der autobiographische Hintergrund zu Thomas Manns letzter Erzählung, Frankfurt/M.: R.G. Fischer 1994, 72 S.
- Baumgart, Reinhard: Thomas Mann. Scrittore erotico, in: Cultura tedesca, anno 1, Nr. 1 (1994), Roma: Donzelli 1994, S. 11-22.
- Betz, Albrecht: Thomas Mann – Adorno – Eisler. Sulla costellazione musicale del „Doctor Faustus“, in: Cultura tedesca, anno 1, Nr. 1 (1994), Roma: Donzelli 1994, S. 23-33.

- Bischof, Petra: „Sanatorium Arktur“ – ein russischer „Zauberberg“?, in: Davoser Revue, Jg. 71, Nr. 2 (1996), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1996, S. 39-47.
- Blumenthal, Elke: Mut-em-enet und die ägyptischen Frauen, in: Thomas Mann Jahrbuch 1993, S. 181-203.
- Borchmeyer, Dieter: Musik im Zeichen Saturns. Melancholie und Heiterkeit in Thomas Manns „Doktor Faustus“, in: Thomas Mann Jahrbuch 1994, S. 123-167.
- Bridges, George: Thomas Mann's „Joseph und seine Brüder“ and the phallic theology of the Old Testament, Bern/Berlin/Frankfurt am Main u.a.: Lang 1995 (= Stanford German studies, Bd. 25), 283 S.
- Bruns, Alken: Jahrhundertende im Weltwinkel, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 73-89.
- Carchia, Gianni: Il male come problema estetico. Considerazioni sul „Doctor Faustus“, in: Cultura tedesca, anno 1, Nr. 1 (1994), Roma: Donzelli 1994, S. 35-49.
- Casini, Leonardo: Mann interprete di Schopenhauer e di Nietzsche, in: Cultura tedesca, anno 1, Nr. 1 (1994), Roma: Donzelli 1994, S. 51-60.
- Chiarini, Paolo: Intersezioni weimariane. Thomas Mann e Johann Jakob Bachofen, in: Cultura tedesca, anno 1, Nr. 1 (1994), Roma: Donzelli 1994, S. 61-69.
- Chiusano, Italo Alighiero: La perfidia terapeutica di „Tristan“, in: Cultura tedesca, anno 1, Nr. 1 (1994), Roma: Donzelli 1994, S. 71-79.
- Darmaun, Jacques: Thomas Mann et les Juifs, Bern/Berlin/Frankfurt am Main: Lang 1995 (= Contacts: Série 3, études et documents, Bd. 27), 350 S.
- Detering, Heinrich: „Der Literat als Abenteurer.“ Thomas Mann zwischen „Tonio Kröger“ und „Der Tod in Venedig“, in: Heinrich Detering: Das offene Geheimnis. Zur literarischen Produktivität eines Tabus von Winckelmann bis zu Thomas Mann, Göttingen: Wallstein 1994, S. 285-346, S. 405-415.
- Dierks, Manfred: Doktor Krokowski und die Seinen. Psychoanalyse und Parapsychologie in Thomas Manns „Zauberberg“, in: Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 11), S. 173-195.
- Dierks, Manfred: Kultursymbolik und Seelenlandschaft. „Ägypten“ als Projektion, in: Thomas Mann Jahrbuch 1993, S. 113-131.
- Dierks, Manfred: Typologisches Denken bei Thomas Mann – mit einem Blick auf C.G. Jung und Max Weber, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 127-153.
- Dithmar, Reinhard: Die Gestalt Moses und der Pentateuch in Thomas Manns

- Erzählung „Das Gesetz“, in: *Belehrter Glaube. Festschrift für Johannes Wirsching zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Elke Axmacher und Klaus Schwarzwäller, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1994, S. 45-66.
- Dotzler, Bernhard J.: „... diese ganze Geistertummelage“. Thomas Mann, der alte Fontane und die jungen Medien, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1996*, S. 189-205.
- Drude, Otto: Thomas Mann und Christoph Martin Wieland, in: *Wieland-Studien 2. Aufsätze, Texte und Dokumente, Berichte, Bibliographie*, hrsg. vom Wieland-Archiv Biberach, Sigmaringen: Thorbecke 1994, S. 156-193.
- Emig, Christine: „Wagner in verjüngten Proportionen...“. „Wälsungenblut“ als epische Wagner-Transkription, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1994*, S. 169-185.
- Frisen, Werner: Michael Maar: *Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg*, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1995*, S. 293-305 (Rezension).
- Frisen, Werner: „Tiefsinn soll lächeln“. Umberto Ecos Rosenroman im Dialog mit Thomas Manns *Zauberberg*, in: *Neue Rundschau*, Jg. 105, Nr. 3 (1994), S. 150-164.
- Galvan, Elisabeth: *Bellezza und Satana. Italien und Italiener bei Thomas Mann*, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1995*, S. 109-138.
- Galvan, Elisabeth: *Zur Bachofen-Rezeption in Thomas Manns „Joseph“-Roman*, Frankfurt/M.: Klostermann 1996 (= *Thomas-Mann-Studien*, Bd. 12), 177 S.
- Gerigk, Horst-Jürgen: „Herr und Hund“ und Schopenhauer, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1996*, S. 155-172.
- Gerigk, Horst-Jürgen: *Turgenjew unterwegs zum Zauberberg*, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1995*, S. 53-69.
- Görg, Manfred: *Das Ägypten des Alten Testaments bei Thomas Mann*, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1993*, S. 159-180.
- Grass, Günter: *Die Fremde als andauernde Erfahrung. Rede zur Verleihung des Thomas-Mann-Preises in Lübeck am 5. Mai 1996*, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1996*, S. 257-264.
- Grimm, Alfred: *Osarsiph. Joseph-Metamorphosen con variationi*, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1993*, S. 235-244.
- Hamacher, Bernd: *Das Geschlecht der Sternäugigen. Thomas Manns Verwendung eines Motivs von Max Oppenheimer*, in: *Intermedialität. Vom Bild zum Text*, hrsg. von Thomas Eicher und Ulf Bleckmann, Bielefeld: Aisthesis 1994, S. 95-121.
- Hamacher, Bernd: *Thomas Manns letzter Werkplan „Luthers Hochzeit“*. Edition, Vorgeschichte und Kontexte, Frankfurt/M.: Klostermann 1996 (= *Thomas-Mann-Studien*, Bd. 15), 376 S.

- Harppecht, Klaus: Thomas Mann. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1995, 2253 S.
- Hayman, Ronald: Thomas Mann. A biography, New York/London/Toronto u.a.: Scribner 1995, 672 S.
- Heftrich, Eckhard: Hans Wysling zum Gedenken (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.12.1995), in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 10-12.
- Heftrich, Eckhard: Laudatio auf Hans Wysling, den Träger des Thomas-Mann-Preises der Hansestadt Lübeck 1993, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 281-287.
- Heftrich, Eckhard: Leiden an Nietzsche. Festvortrag, in: Jahrbuch 1995 der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Opladen: Westdeutscher Verlag 1996, S. 67-77.
- Heftrich, Eckhard: Matriarchat und Patriarchat. Bachofen im Joseph-Roman, in: Thomas Mann Jahrbuch 1993, S. 205-221.
- Heftrich, Eckhard: Richard Wagner in Thomas Manns Josephs-Tetralogie, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, Bd. 35 (1994), S. 275-290.
- Heftrich, Eckhard: Die Welt „hier oben“. Davos als mythischer Ort, in: Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 11), S. 225-247.
- Heftrich, Eckhard: Der Zauberberg – nach siebzig Jahren, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 15-27.
- Heftrich, Eckhard, Peter-Paul Schneider und Hans Wisskirchen (Hrsg.): Heinrich und Thomas Mann. Ihr Leben und Werk in Text und Bild. Katalog zur ständigen Ausstellung im Buddenbrookhaus der Hansestadt Lübeck, Lübeck: Dräger Druck 1994, 440 S.
- Heftrich, Urs: Thomas Manns Weg zur slavischen Dämonie. Überlegungen zur Wirkung Dmitri Mereschkowskis, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 71-91.
- Heilbut, Anthony: Thomas Mann. Eros and literature, New York: Knopf 1996, 649 S.
- Heisserer, Dirk: Wellen, Wind und Dorfbanditen. Literarische Erkundungen am Starnberger See, München: Diederichs 1995, 328 S. Darin: Musische Verschmelzungen. Hermann Ebers, Thomas Mann und der Joseph-Roman, S. 159-169; Der Zauberberg in Feldafing. Roman eines Romans von Thomas Mann, S. 236-265.
- Held, Norbert: Thomas Manns „imitatio Goethe's“ aus dem Geist der Entsagung bei Goethe, Berlin: Köster 1995 (= Wissenschaftliche Schriftenreihe Germanistik, Bd. 8), 133 S.
- Hermanns, Ulrike: Thomas Manns Roman „Doktor Faustus“ im Lichte von

- Quellen und Kontexten, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1994 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1486), 313 S.
- Hertkorn, Ottmar: Glaube und Humanität im Werk Thomas Manns. Darstellung und Bewertung, Frankfurt/M.: Herchen 1995, 238 S.
- Hilgers, Hans: Serenus Zeitblom. Der Erzähler als Romanfigur in Thomas Manns „Doktor Faustus“, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1995 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1500), 189 S.
- Hilscher, Eberhard: Mynheer Peeperkorn. Die zwanziger Jahre und Begegnungen mit Thomas Mann, in: Eberhard Hilscher: Gerhart Hauptmann. Leben und Werk, Berlin: Aufbau Taschenbuch 1996 (AtV, Bd. 1158), S. 362-385.
- Hoffmann, Martina: Thomas Manns „Der Tod in Venedig“. Eine Entwicklungsgeschichte im Spiegel philosophischer Konzeptionen, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1995 (= Bochumer Schriften zur deutschen Literatur, Bd. 45), 138 S.
- Hofstaetter, Ulla: „Verwandlungs- und Erhöhungsakt“. Die Echo-Episode in Thomas Manns Roman „Doktor Faustus“, in: *The Journal of Human and Cultural Sciences*, Jg. 26, Nr. 2 (1994), S. 187-222.
- Hohoff, Curt: Thomas Mann. Der religiöse Grundzug seines Lebens, in: Curt Hohoff: *Veritas christiana. Aufsätze zur Literatur*, Köln: *Communio* 1994, S. 131-159.
- Honold, Alexander: Der Grossschriftsteller, Rückansicht. Zum Bilde Thomas Manns in der neueren Forschung, in: *Zeitschrift für Germanistik*, N.F., Jg. 4, Nr. 2 (1994), S. 350-365.
- Hornung, Erik: Thomas Mann, Echnaton und die Ägyptologen, in: *Thomas Mann Jahrbuch* 1993, S. 59-70.
- Jang, Sung-Hyun: Nietzsche-Rezeption im Lichte des Faschismus. Thomas Mann und Menno ter Braak, Hildesheim/Zürich/New York: Olms-Weidmann 1994 (= *Germanistische Texte und Studien*, Bd. 48), 222 S.
- Jens, Inge: Laudatio auf Hans Rudolf Veget, den Träger der Thomas-Mann-Medaille 1994, in: *Thomas Mann Jahrbuch* 1995, S. 181-184.
- Jens, Inge: Seelenjournal und politische Rechenschaft. Thomas Manns Tagebücher. Ein Bericht aus der Werkstatt, in: *Thomas Mann Jahrbuch* 1996, S. 231-248.
- Jonas, Klaus W.: Thomas Mann, Hermann J. Weigand und die Yale University. Versuch einer Dokumentation, in: *Philobiblon*, Jg. 38, Nr. 2 (Juni 1994), S. 97-147, Nr. 3 (September 1994), S. 217-232.
- Joseph, Erkme: Hans Castorps „biologische Phantasie in der Frostnacht“. Zur

- epischen Integration naturwissenschaftlicher Texte im „Zauberberg“ von Thomas Mann, in: *Wirkendes Wort* Nr. 3 (1996), S. 393-411.
- Joseph, Erkme: Nietzsche im „Zauberberg“, Frankfurt/M.: Klostermann 1996 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 14), 388 S.
- Junge, Friedrich: Thomas Manns fiktionale Welt Ägypten, in: *Thomas Mann Jahrbuch* 1993, S. 37-57.
- Karthaus, Ulrich: „Anna Karenina“ im „Zauberberg“, in: *Thomas Mann Jahrbuch* 1995, S. 33-52.
- Karthaus, Ulrich: Thomas Mann, Stuttgart: Reclam 1994 (= Universal-Bibliothek, Nr. 15203: Literaturwissen für Schule und Studium), 120 S.
- Klugkist, Thomas: Glühende Konstruktion. Thomas Manns „Tristan“ und das „Dreigestirn“. Schopenhauer, Nietzsche und Wagner, Würzburg: Königshausen und Neumann 1995 (= Epistemata: Reihe Literaturwissenschaft, Bd. 157), 126 S.
- Köhler, Michael: Götterspeise. Mahlzeitenmotivik in der Prosa Thomas Manns und Genealogie des alimentären Opfers, Tübingen: Niemeyer 1996 (= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, Bd. 84), 179 S.
- Kohfeldt, Günter und Antje Peters-Hirt: Internationales Thomas-Mann-Kolloquium vom 24. bis 27. Oktober in der Hansestadt Lübeck. Schriftsteller, Kritiker, Wissenschaftler zu Thomas Mann. Bericht über die Herbsttagung 1996 der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, in: *Lübeckische Blätter*, Jg. 161, Nr. 20 (1996), S. 309-320.
- Koniszewski, Petra: Textkonstitution und Substitution am Beispiel von Thomas Manns Erzählung „Unordnung und frühes Leid“, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1994 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1448), 305 S.
- Koopmann, Helmut: L'esilio come forma esistenziale. Tracce nascoste dell'esperienza dell'emigrazione in Thomas Mann, in: *Cultura tedesca*, anno 1, Nr. 1 (1994), Roma: Donzelli 1994, S. 81-98.
- Koopmann, Helmut: Klabunds „Die Krankheit“ – ein „Zauberberg“-Vorspiel, in: *Davoser Revue*, Jg. 71, Nr. 2 (1996), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1996, S. 14-17.
- Koopmann, Helmut: Die Lehren des „Zauberbergs“, in: *Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos*, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 11), S. 59-80.
- Koopmann, Helmut: Ein „Mystiker und Faschist“ als Ideenlieferant für Thomas Manns „Josephs“-Romane. Thomas Mann und Oskar Goldberg, in: *Thomas Mann Jahrbuch* 1993, S. 71-92.
- Koopmann, Helmut: Thomas Mann. Buddenbrooks, Frankfurt/M.: Diesterweg 1995 (= Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur, Diesterweg Bd. 6042), 96 S.

- Koopmann, Helmut: Wer ist Settembrini? Über Namen und Identität einer Figur aus Thomas Manns „Der Zauberberg“, in: Davoser Revue, Jg. 69, Nr. 3 (1994), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1994, S. 24-27.
- Kraske, Bernd M.: Der Zauberer. Lebens- und Werkstationen des deutschen Schriftstellers Thomas Mann. Bücher, Briefe, Bilder und andere Dokumente, hrsg. von der Stadt Reinbek, Reinbek: Böckel 1994, 100 S.
- Kristiansen, Borge: Ägypten als symbolischer Raum der geistigen Problematik Thomas Manns. Überlegungen zur Dimension der Selbstkritik in „Joseph und seine Brüder“, in: Thomas Mann Jahrbuch 1993, S. 9-36.
- Kropfinger, Klaus: Thomas Manns Musik-Kenntnisse, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 241-279.
- Kruse, Rolf: Gesundheit und Krankheit. Anfälle im Werk Thomas Manns, in: Epilepsie-Blätter, Jg. 7, Supplementum 2 (1994), S. 22-30.
- Kuhn, Heribert: Thomas Mann. Rollende Sphären. Eine interaktive Biographie, hrsg. von Thomas Sprecher und Franz-Maria Sonner, Original Multimedia-Ausgabe, München: Systema 1995 (Multimedia CD-ROM).
- Lehnert, Herbert: Ägypten im Bedeutungssystem des Josephromans, in: Thomas Mann Jahrbuch 1993, S. 93-111.
- Lehnert, Herbert: Familienfeindlichkeit. Über ein literarisches Motiv der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 55-72.
- Lehnert, Herbert: Frank Fechner: Thomas Mann und die Demokratie. Wandel und Kontinuität der demokratierelevanten Äusserungen des Schriftstellers, in: Thomas Mann Jahrbuch 1993, S. 283-290 (Rezension).
- Lehnert, Herbert: Laudatio für Inge Jens anlässlich der Verleihung der Thomas-Mann-Medaille in Lübeck am 8. Oktober 1995, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 223-229.
- Luft, Klaus P.: Erscheinungsformen des Androgynen bei Thomas Mann, Dissertation, Waterloo, Ontario: University of Waterloo 1994.
- Maar, Michael: Geister und Kunst. Neuigkeiten aus dem Zauberberg, München/Wien: Hanser 1995, 363 S.
- Maier, Hans: Deutsche Musikpoesie vor Thomas Mann – ein Versuch, in: Thomas Mann Jahrbuch 1994, S. 21-40.
- Mann, Erika: Mein Vater, der Zauberer, hrsg. von Irmela von der Lühe und Uwe Naumann, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1996, 558 S.
- Mayer, Reinhard: Fremdlinge im eigenen Haus. Clemens Brentano als Vorbild für Adrian Leverkühn und Clemens der Ire in den Romanen „Doktor Faustus“ und „Der Erwählte“ von Thomas Mann, New York/Washington, D.C./Baltimore/Bern u.a.: Lang 1996 (= Literature and the sciences of man, Bd. 8), 138 S.

- Mendelssohn, Peter de: Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann. Erster Teil 1875 bis 1918. Band 1: 1875 bis 1905, 1048 S., Band 2: 1905 bis 1918, 941 S. Zweiter Teil Jahre der Schwebel 1919 bis 1933 (nachgelassene Kapitel), Gesamtregister. Band 3: 1919 bis 1933, hrsg. von Albert v. Schirnding, Frankfurt/M.: S. Fischer 1996, 555 S. (alle 3 Bände: überarb. und erweit. Neuausgabe, überarb. und mit Zitatnachweisen versehen von Cristina Klostermann).
- Monti, Claudia: Una scrittura ermetica. „Felix Krull“, in: *Cultura tedesca*, anno 1, Nr. 1 (1994), Roma: Donzelli 1994, S. 99-114.
- Muschg, Adolf: Banquet Républicain für Günter Grass anlässlich der Verleihung des Thomas-Mann-Preises in Lübeck am 5. Mai 1996, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1996*, S. 249-255.
- Neumann, Michael: Objektivität, Ironie und Sympathie. Flaubert im „Zauberberg“, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1995*, S. 9-31.
- Nolte, Charlotte: Being and Meaning in Thomas Mann's „Joseph“ Novels, Leeds: Maney 1996 (= *MHRA Texts and Dissertations*, Bd. 44), 170 S.
- Ohl, Hubert: Ethos und Spiel. Thomas Manns Frühwerk und die Wiener Moderne. Eine Revision, Freiburg im Breisgau: Rombach 1995 (= *Rombach Wissenschaft: Reihe Litterae*, Bd. 39), 179 S.
- Prater, Donald A.: Thomas Mann. Deutscher und Weltbürger. Eine Biographie, übers. von Fred Wagner, München/Wien: Hanser 1995, 775 S. Auch: Prater, Donald A.: *Thomas Mann. A Life*, New York: Oxford University Press 1995, 554 S.
- Pütz, Peter: Götzendämmerung und Morgenröte bei Nietzsche und Thomas Mann, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1996*, S. 207-221.
- Pütz, Peter: Krankheit als Stimulans des Lebens. Nietzsche auf dem Zauberberg, in: *Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos*, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= *Thomas-Mann-Studien*, Bd. 11), S. 249-264.
- Radkau, Joachim: Neugier der Nerven. Thomas Mann als Interpret des „nervösen Zeitalters“, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1996*, S. 29-53.
- Raschini, Maria Adelaide: Thomas Mann e l'Europa. Religione – umanità – storia, Venezia: Marsilio 1994 (= *Collana del Dipartimento di Studi sulla storia del pensiero europeo „Michele Federico Sciacca“*, Università di Genova Sezione „Saggi Filosofici“, Bd. 1), 184 S.
- Reed, Terence James: *Death in Venice. Making and unmaking a master*, New York: Twayne 1994 (= *Twayne's masterwork studies*, Bd. 140), 135 S.
- Reed, Terence James: Der falsche Text des „Tod in Venedig“, oder: wie ist ein Meistersatz zu retten?, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1996*, S. 293-302.
- Reed, Terence James: Nietzsche bei uns hier oben. Gedanken auf der Höhe der

- Zeit, in: Davoser Revue, Jg. 69, Nr. 3 (1994), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1994, S. 51-54.
- Reed, Terence James: *The uses of tradition*, 2nd edition, Oxford: Clarendon Press 1996, 467 S.
- Reents, Edo: Von der Welt als Vorstellung zur Welt als Wille. Schopenhauer und Thomas Manns „Enttäuschung“, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1995*, S. 209-240.
- Reich-Ranicki, Marcel: O sink hernieder, Nacht der Liebe. Der junge Thomas Mann, der Eros und die Musik, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1994*, S. 187-198.
- Reich-Ranicki, Marcel: Thomas Mann. Der Epiker als Kritiker, in: Marcel Reich-Ranicki: *Die Anwälte der Literatur*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1994, S. 186-202.
- Richter, Isolde: Die Küche der „Buddenbrooks“. Der Verfall einer Familie im Spiegel ihrer Essgewohnheiten. Ein gastronomisch-literarischer Essay unter Verwendung von unveröffentlichten Originalrezepten aus den Archiven in Zürich und Berlin, Buckenhof: Selbstverlag Isolde Richter 1996, 85 S.
- Rickes, Joachim: Politiker – Parlamente – Public Relations. Thomas Manns Roman „Königliche Hoheit“ als Spiegel des aktuellen politischen Geschehens. Ein literarisch-politischer Essay, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1994, 106 S.
- Ross, Werner: Drei Göttinnen und ein vielgeliebter Knabe – Heinrich und Thomas Mann, in: Werner Ross: *Venezianische Promenade*, Berlin: Siedler 1996, S. 237-265.
- Rudloff, Holger: Pelzdamen. Weiblichkeitsbilder bei Thomas Mann und Leopold von Sacher-Masoch, Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 1994 (= *Fischer Literaturwissenschaft*, Bd. 12170), 168 S.
- Runge, Doris: Frauen im Josephsroman, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1993*, S. 223-233.
- Saariluoma, Liisa: Nietzsche als Roman. Über die Sinnkonstituierung in Thomas Manns „Doktor Faustus“, Tübingen: Niemeyer 1996 (= *Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte*, Bd. 86), 227 S.
- Sandberg, Hans-Joachim: Geprüfte Liebe. Thomas Mann und der Norden, in: *Thomas Mann Jahrbuch 1996*, S. 265-291.
- Sauer, Paul Ludwig: Gottesvernunft. Mensch und Geschichte im Blick auf Thomas Manns „Joseph und seine Brüder“, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1996, 707 S.
- Schenk, Wolfgang: „Man könnte Botaniker werden“. Über Pflanzen in Thomas Manns Roman „Der Zauberberg“, in: *Davoser Revue*, Jg. 69, Nr. 3 (1994), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1994, S. 18-24.

- Schirnding, Albert von: Dionysos und sein Widersacher. Zu Thomas Manns Rezeption der Antike, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 93-108.
- Schmitz, Heinz-Gerd: Leverkühns Welt. Überlegungen zur Theorie der literarischen Fiktion, in: Orbis Litterarum, Jg. 49, Nr. 1 (1994), S. 1-18.
- Schneider, Ursula W.: Ars amandi. The erotic of extremes in Thomas Mann and Marguerite Duras, New York/Bern/Berlin u.a.: Lang 1995 (= Studies in European thought, Bd. 6), 270 S.
- Schröter, Klaus: Thomas Mann, 27. Aufl., 214.-218. Tausend, überarb. Neuausgabe, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1995 (= rowohlts monographien, Bd. 93), 186 S.
- Schwarberg, Günther: Es war einmal ein Zauberberg. Eine Reportage aus der Welt des deutschen Zauberers Thomas Mann, Hamburg: Rasch und Röhling 1996, 351 S.
- Schweizer Monatshefte für Politik, Wirtschaft, Kultur. Dossier Thomas Mann, Jg. 75, Nr. 6 (Juni 1995), Zürich: Gesellschaft Schweizer Monatshefte 1995, 48 S.
- Seiwert, Elvira: Beethoven-Szenarien. Thomas Manns „Doktor Faustus“ und Adornos Beethoven-Projekt, Stuttgart/Weimar: Metzler 1995 (= Metzler Musik), 288 S.
- Shu, Changshan: Die Rezeption Thomas Manns in China, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1995 (= Trierer Studien zur Literatur, Bd. 25), 326 S.
- Sommer, Andreas Urs: Der Bankrott „protestantischer Ethik“. Thomas Manns „Buddenbrooks“. Prolegomena einer religionsphilosophischen Romaninterpretation, in: Wirkendes Wort: Deutsche Sprache und Literatur in Forschung und Lehre, H. 1, 1994, S. 88-110.
- Sprecher, Thomas: Davos im „Zauberberg“. Thomas Manns Roman und sein Schauplatz, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 1996, 349 S.
- Sprecher, Thomas: Davos in der Weltliteratur. Zur Entstehung des „Zauberbergs“, in: Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 11), S. 9-42.
- Sprecher, Thomas: Deutscher, Tschechoslowake, Amerikaner. Zu Thomas Manns staatsbürgerlichen Verhältnissen, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 303-338.
- Sprecher, Thomas: Hans Wysling/Yvonne Schmidlin (Hrsg.): Thomas Mann. Ein Leben in Bildern, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 305-313 (Rezension).
- Sprecher, Thomas: Hans Wysling zum Gedenken (Neue Zürcher Zeitung, 16.12.1995), in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 9-10.

- Sprecher, Thomas: Thomas Mann und die bildende Kunst, in: Davoser Revue, Jg. 71, Nr. 2 (1996), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1996, S. 29-38.
- Sprecher, Thomas: „Une promesse du bonheur“. Thomas Manns Neigung zum Oeuvre Ludwig von Hofmanns, in: Bayerische Akademie der Schönen Künste. Jahrbuch 10, hrsg. von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München, Schaftlach 1996, S. 147-178.
- Sprecher, Thomas: Wie es zum „Zauberberg“ kam, in: Davoser Revue, Jg. 69, Nr. 3 (1994), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1994, S. 11-17.
- Stefano, Giovanni di: „Italienische Optik, furios behauptet“. Giuseppe Antonio Borgese – der schwierige Schwiegersohn, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 139-165.
- Stephan, Alexander: Im Visier des FBI. Deutsche Exilschriftsteller in den Akten amerikanischer Geheimdienste, Stuttgart/Weimar: Metzler 1995, 596 S.
- Stoupy, Joëlle: „Maître de l'heure“. Die Rezeption Paul Bourgets in der deutschsprachigen Literatur um 1890. Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal, Leopold von Andrian, Heinrich Mann, Thomas Mann und Friedrich Nietzsche, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1996 (= Analysen und Dokumente: Beiträge zur neueren Literatur, Bd. 35), 402 S.
- Stoupy, Joëlle: Thomas Mann und Paul Bourget, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 91-106.
- Swensen, Alan J.: Gods, angels and narrators. A metaphysics of narrative in Thomas Mann's „Joseph und seine Brüder“, New York/Bern/Berlin u.a.: Lang 1994 (= Studies in modern German literature, Bd. 57), 149 S.
- Thomas Mann. Ein Leben in Bildern, hrsg. von Hans Wysling und Yvonne Schmidlin, Zürich: Artemis 1994, 504 S.
- Thomas-Mann-Handbuch, hrsg. von Helmut Koopmann, 2. Aufl., Stuttgart: Kröner 1995, 1006 S.
- Thomas Mann Jahrbuch 1993, hrsg. von Eckhard Heftrich und Hans Wysling in Verbindung mit der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft Sitz Lübeck e.V., Frankfurt/M.: Klostermann 1994 (= Thomas Mann Jahrbuch, Bd. 6), 309 S.
- Thomas Mann Jahrbuch 1994, hrsg. von Eckhard Heftrich und Thomas Sprecher in Verbindung mit der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft Sitz Lübeck e.V., Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas Mann Jahrbuch, Bd. 7), 321 S.
- Thomas Mann Jahrbuch 1995, hrsg. von Eckhard Heftrich und Thomas Sprecher in Verbindung mit der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft Sitz Lübeck e.V. und der Thomas Mann Gesellschaft Zürich, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas Mann Jahrbuch, Bd. 8), 339 S.
- Thomas Mann Jahrbuch 1996, hrsg. von Eckhard Heftrich und Thomas Spre-

- cher in Verbindung mit der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft Sitz Lübeck e.V. und der Thomas Mann Gesellschaft Zürich, Frankfurt/M.: Klostermann 1996 (= Thomas Mann Jahrbuch, Bd. 9), 366 S.
- Tönelli, Albino: Ai confini della Mitteleuropa. Il Sanatorium von Hartungen di Riva del Garda. Dai fratelli Mann a Kafka gli ospiti della cultura europea, hrsg. von der Comune di Riva del Garda, der Bibliotheca Civica, dem Museo Civico, Trento: Alciono 1995, 366 S.
- Treitl, Ilona: The dangers of interpretation. Art and artists in Henry James and Thomas Mann, New York/London: Garland 1996 (= Origins of modernism, vol. 8; Garland Reference Library of the Humanities, vol. 1959), 316 S.
- Vaget, Hans Rudolf: Musik in München. Kontext und Vorgeschichte des „Protests der Richard-Wagner-Stadt München“ gegen Thomas Mann, in: Thomas Mann Jahrbuch 1994, S. 41-69.
- Vaget, Hans Rudolf: Seelenzauber und finstere Konsequenzen. Anmerkungen zu Hans Castorps Vorzugsplatten, in: Davoser Revue, Jg. 69, Nr. 3 (1994), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1994, S. 45-49.
- Vaget, Hans Rudolf: Thomas Mann und Bayreuth, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 107-126.
- Vaget, Hans Rudolf: „Wäre ich nur in die angelsächsische Kultur hineingeboren!“ Zur Archäologie von Thomas Manns West-Orientierung, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 185-208.
- Virchow, Christian: „Aber ein Schade ist es nicht, für niemand“. Ein Brief Thomas Manns vom 15. Juli 1947 zum Roman „Der Zauberberg“, in: Davoser Revue, Jg. 71, Nr. 2 (1996), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1996, S. 18-21.
- Virchow, Christian: Geheimrat Professor Dr. Friedrich Jessen und „Der Zauberberg“. Eine Geschichte aus dem Davos von dazumal, in: Davoser Revue, Jg. 69, Nr. 3 (1994), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1994, S. 28-43.
- Virchow, Christian: Katia Mann in Davos, in: Davoser Revue, Jg. 71, Nr. 2 (1996), Davos: Genossenschaft Davoser Revue 1996, S. 51-57.
- Virchow, Christian: Medizin und Biologie in Thomas Manns Roman „Der Zauberberg“. Über physiologische und biologische Quellen des Autors, in: Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 11), S. 117-171.
- Vogt, Jochen: Thomas Mann. „Buddenbrooks“, 2., rev. und erg. Aufl., München: Fink 1995 (= UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher, Bd. 1074), 164 S.
- Weiller, Edith: Gesichter der Askese. Max Weber und Thomas Mann, in: Edith

- Weiller: Max Weber und die literarische Moderne. Ambivalente Begegnungen zweier Kulturen, Stuttgart: Metzler 1994, S. 257-298.
- Wieler, Michael: Dilettantismus – Wesen und Geschichte. Am Beispiel von Heinrich und Thomas Mann, Würzburg: Königshausen und Neumann 1996 (= Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte), 440 S.
- Wieler, Michael: Der französische Einfluss. Zu den frühesten Werken Thomas Manns am Beispiel des Dilettantismus, in: Thomas Mann Jahrbuch 1996, S. 173-187.
- Wild, Inge: Thomas Mann. „Tonio Kröger“, Frankfurt/M.: Diesterweg 1994 (= Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur), 83 S.
- Wimmer, Ruprecht: Begrüßung anlässlich des 120. Geburtstages Thomas Manns und des 30. der Thomas-Mann-Gesellschaft, in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 335-339.
- Wimmer, Ruprecht: Buddenbrooks. Eine Einführung, in: Der Wagen 1995/1996, S. 217-232.
- Wimmer, Ruprecht: Laudatio, gehalten anlässlich der Verleihung der Thomas-Mann-Medaille an Georg Potempa in Lübeck am 29. Oktober 1993, in: Thomas Mann Jahrbuch 1994, S. 199-203.
- Windisch-Laube, Walter: Thomas Mann versus Franz Schreker?, in: Thomas Mann Jahrbuch 1994, S. 71-122.
- Wisskirchen, Hans: „Ich glaube an den Fortschritt, gewiss.“ Quellenkritische Untersuchungen zu Thomas Manns Settembrini-Figur, in: Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 11), S. 81-116.
- Wisskirchen, Hans: Spaziergänge durch das Lübeck von Heinrich und Thomas Mann, Zürich/Hamburg: Arche 1996, 155 S.
- Würrfel, Stefan Bodo: Zeitkrankheit – Zeitdiagnose aus der Sicht des „Zauberbergs“. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges – in Davos erlebt, in: Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 11), S. 197-223.
- Wysling, Hans: Ausgewählte Aufsätze 1963-1995, hrsg. von Thomas Sprecher und Cornelia Bernini, Frankfurt/M.: Klostermann 1996 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 13), 527 S.
- Wysling, Hans: Dankesworte (nach Erhalt des Thomas-Mann-Preises der Hansestadt Lübeck 1993), in: Thomas Mann Jahrbuch 1995, S. 289-292.
- Wysling, Hans: Heinrich und Thomas Mann. Festvortrag zur Eröffnung des Buddenbrookhauses am 6. Mai 1993, in: Thomas Mann Jahrbuch 1994, S. 9-15.
- Wysling, Hans: Narzissmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnis-

- sen des Hochstaplers Felix Krull, 2. Aufl., Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 5), 584 S.
- Wysling, Hans: „Der Zauberberg“ – als Zauberberg, in: Das „Zauberberg“-Symposium 1994 in Davos, hrsg. von Thomas Sprecher, Frankfurt/M.: Klostermann 1995 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. 11), S. 43-57.
- Zeder, Franz: Studienratsmusik. Eine Untersuchung zur skeptischen Reflexivität des „Doktor Faustus“ von Thomas Mann, Frankfurt am Main/Berlin/Bern u.a.: Lang 1995 (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1512), 303 S.
- Zimmermann, Jörg: Selbstbefangenheit. Thomas Mann und das Narzissmusproblem, Aachen: Shaker 1994 (= Berichte aus der Psychologie), 315 S.
- Zimmermann, Rolf Christian: Der Dichter als Prophet. Grotesken von Nestroy bis Thomas Mann als prophetische Seismogramme gesellschaftlicher Fehlentwicklungen des 20. Jahrhunderts, Tübingen/Basel: Francke 1995, 323 S.

Mitteilungen der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, Sitz Lübeck e.V.

Das Herbst-Kolloquium 1996 (24.-27. Oktober) setzte sich mit dem Thema „Schriftsteller und Kritiker zu Thomas Mann“ auseinander und fand in den Kammerspielen Lübeck statt. An die Begrüßung durch den Präsidenten und Kultursenator Meyenborg schloß sich der Vortrag Günter Kunerts (Kaisborstel) zu „Thomas Mann und Gustav Meyrink oder das Ende der Märchen“ an, Albert von Schirnding (Harmating) befaßte sich mit „Abdankung – Phantasie über ein Thema Thomas Manns“. Den ersten Tag beschloß eine Lesung Doris Runges (Cismar) aus ihrem Werk.

Am folgenden Tag fragte Volker Hage (Hamburg) „Wer braucht Thomas Mann?“, Hans Wollschläger (Bamberg) widmete sich „Thomas Mann und der Untergang der Ironie“, Doris Runge „Buddenbrooks' Frauen“. Auch dieser Tag wurde durch eine Lesung abgerundet: Günter Kunert las aus seinem Werk.

Da Christa Wolf aus gesundheitlichen Gründen kurzfristig absagen mußte, sprachen Vizepäsident Prof. Dierks (Oldenburg) zum Thema „Krankheit und Tod im frühen Werk Thomas Manns“ und Präsident Prof. Wimmer (Eichstätt) „Zur Philosophie der Zeit im ‚Zauberberg‘“. Auf die Lesung Hans Wollschlägers aus seinem Werk folgten die Mitgliederversammlung der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft und ein geselliges Beisammensein im Ratskeller zu Lübeck. Zum Abschluß des Kolloquiums wurde Prof. Heftrich (Münster) am 27. Oktober als Dank für seine Verdienste um die Gesellschaft auf Beschluß der Mitgliederversammlung die Würde des Ehrenpräsidenten verliehen, Prof. Heftrich dankte mit dem Vortrag „Joseph in der Fremde“.

Die Frühjahrstagung 1997 fand vom 25.-27. April im Nordkolleg Rendsburg statt und befaßte sich mit Thomas Manns „Frühen Erzählungen“. An die Begrüßung durch den Präsidenten schloß sich eine Podiumsdiskussion junger Thomas-Mann-Forscher (Martina Hoffmann/Schwelm, Kerstin Schulz/Bochum, Hans-Dieter Heimendahl/Berlin, Thomas Klugkist/Berlin, Stefan Pegatzky/Frankfurt am Main) zum Themenspektrum der frühen Erzählungen an. Ein geselliges Beisammensein stand am Ende des ersten Tages. Das Programm des folgenden Tages bestand aus Vorträgen von Prof. Gockel (Bamberg): „Auf dem Weg zum ‚Tod in Venedig‘: Thomas Manns Überwindung des Ästhetentums“, Dr. Michael Wieler (Riesa): „Sentimentalische Gefährdungen des Künstlers“, sowie einem Seminar Prof. Gockels zu seinem Vortrag. „Fautismusmusik“ (von Beethoven bis Adorno) rundete den Abend ab. Den Ab-

schluß der Tagung bildete am letzten Tag der Beitrag von Dr. Hans Wißkirchen (Lübeck): „In Lübeck ist ja alles in der Nähe...“. Zur Funktion des Topographischen im frühen Erzählwerk Thomas Manns“.

Mitteilungen der Thomas Mann Gesellschaft Zürich

Ende 1996 erschien Nummer 26 der Blätter der Thomas Mann Gesellschaft, welche dem Andenken Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Wyslings (1926-1995) gewidmet ist. Die finanzielle Unterstützung von Freunden Prof. Wyslings ermöglichte es, das Heft kostenlos auch allen Mitgliedern der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft zukommen zu lassen. Es enthält unter anderem ein per 1. Dezember 1996 aktualisiertes Mitgliederverzeichnis sowie die 1995 totalrevidierten Statuten.

Der Geschäftliche Teil der Jahresversammlung 1997 fand am 6. Juni 1997, 18.30-18.50 im Musiksaal des Stadthauses Zürich statt. Die Revisoren Ursula Stamm und Werner Wilhelm wurden für eine weitere Amtsdauer gewählt. Sodann beschlossen die Mitglieder eine Statutenänderung von § 4 (a) Absatz 1 und 2 wie folgt:

Die Mitgliedschaft verpflichtet zur Entrichtung des Jahresbeitrages. Dieser beträgt ab dem Geschäftsjahr 1998

- (a) für Schüler und Studierende SFR 60.–
- (b) für sonstige Personen SFR 90.–
- (c) für Ehepaare SFR 135.–
- (d) für Gönner SFR 300.–

Für Personen, die schon als Mitglied der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft Lübeck e.V. das Thomas Mann Jahrbuch beziehen, ermässigt sich der Jahresbeitrag auf SFR 45.–, bei Ehepaaren entsprechend auf SFR 90.–.

Im Anschluss an den Geschäftlichen Teil wurde die vom Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrum Lübeck und dem Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich veranstaltete Ausstellung „Und was werden die Deutschen sagen?“ zum 50jährigen Erscheinen des *Doktor Faustus* eröffnet.

Am Nachmittag des 7. Juni 1997 folgte in der Helferei Grossmünster ein Kolloquium zum *Doktor Faustus*. Prof. Ruprecht Wimmer (Eichstätt) machte sich „Überlegungen zur Edition des *Doktor Faustus*“. Dr. Hans Wisskirchen (Lübeck) sprach zum Thema „...mein Lübecker Totentanz... Zur politischen Dimension im *Doktor Faustus*“. Der Vortrag Prof. Frido Manns (Göttingen) trug den Titel „Echo‘ zwischen Tod und Leben. Betrachtungen zum Verhältnis von Figur und Modell in Thomas Manns *Doktor Faustus*“. Prof. Dieter Borchmeyer (Heidelberg) berichtete zuerst von dem *Doktor Faustus*-Kolloquium, das am 4. Juni 1997 in Berlin begonnen hatte. Unter dem Titel „Verlorener Enkel Richard Wagners‘ und ‚Adoptivkind‘ Thomas Manns: Franz Wilhelm Beidler in Zürich (1934-1981)“ stellte er dann, in Anwesenheit von

Beidlers Tochter Dagny, dessen von ihm unlängst ediertes Fragment einer Cosima Wagner-Biographie vor. In der Pause offerierte die Gesellschaft Erfrischungen. Ein geselliges Beisammensein beschloss den Anlass.

Die Stadt Zürich unterstützte die Durchführung der Jahresversammlung und die obgenannte Ausstellung in grosszügiger Weise. Darüber hinaus wird sie der Gesellschaft fortan einen Jahresbeitrag von Fr. 1'000.– gewähren.

